This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NEDL TRANSFER
HN 5Y1X R

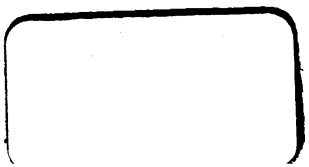
# Musikalische Märchen

## Phantasien und Skizzen

Von

**Elise Polko**

KC 11 240



a. L. B.

Sept. d. 76

Berlin.

L. P.

4,50 Kč (7.50)

# Musikalische [illegible]

## Phantasien und [illegible]

von

Eli[illegible] Polko.

Erst[illegible]

[illegible]

J. C. Lo[illegible]

Neunzehnte, [illegible] Auflage.

[illegible]

Leipzig,
[illegible]lag von Joh. Ambr. Barth.
1882.

# Muſikaliſche Märchen,

## Phantaſien und Skizzen

von

**Eliſe Polko.**

---

Erſte Reihe.

---

Mit

Illuſtrationen in Holzſchnitt nach Zeichnungen

von

J. E. Löbel und F. Thon.

Neunzehnte, neu durchgeſehene Auflage.

Mit Titelbild.

Leipzig,
Verlag von Joh. Ambr. Barth.
1882.

KC 11240

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
47*78

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

O Tonkunſt, du ſchlägſt die zerlaufenden Wellen des Meeres der Ewigkeit an das Herz der dunklen Menſchen, die am Ufer ſtehn und ſich hinüber ſehnen! Biſt Du das Abendwehen aus dieſem Leben oder die Morgenluft aus jenem?

Jean Paul.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die singenden Blumen | 1 |
| Ein' feste Burg ist unser Gott (Joh. Seb. Bach) | 6 |
| Iphigenia in Aulis (Gluck) | 27 |
| Bekannte Namen (F. Benda) | 45 |
| Violetta (Mozart) | 59 |
| Ein Sommernachtstraum (Felix Mendelssohn) | 73 |
| Eine Prophezeihung (Friedr. Schneider) | 82 |
| Weihnachten im Walde | 96 |
| Stabat mater dolorosa (Pergolesi) | 102 |
| Blumen und Vögleins Freud' und Leid | 112 |
| Ludwig van Beethoven | 124 |
| Des Meisters Grab (Franz Schubert) | 134 |
| Die Erfindung der Harmonica (B. Franklin) | 145 |
| Die Katzenfuge | 164 |
| Schneeglöcklein (C. M. v. Weber) | 174 |
| Die Spielgefährten (Paganini) | 183 |
| Nur ein stilles Künstlerleben (J. R. Zumsteg) | 193 |
| Eine Begegnung (Gretry) | 211 |
| Das Kloster der heil. Lucia (Catalani) | 228 |

Seite

Maria (Malibran-Garcia) . . . . . 239
Die Sirenen . . . . . 248
Die Memnonssäule . . . . . 254
Die Engelsstimme (Händel) . . . . . 261
Eine Amati (Fr. J. Anderle) . . . . . 281
Versunkene Sterne . . . . . 305
Eine erste Liebe (Jos. Haydn) . . . . . 311
Rue Chabannais Nr. 6 (Manuel Garcia) . . . . . 330
Eine Melodie (Adr. Boieldieu) . . . . . 343
Der Tod der ersten Nachtigall . . . . . 361
Eine Sylvesternacht (A. Lortzing) . . . . . 367
Domenico Cimarosa . . . . . 381
Schmetterlings Nebenbuhler . . . . . 405
Die letzte Rose (Jean Paul) . . . . . 413
Eine Leonore (Beethoven) . . . . . 424
Zwei Brüder . . . . . 440
Ein Vergessener (J. Berger) . . . . . 461
Schön-Aennchen (Simon Dach) . . . . . 477

# Muſikaliſche Märchen,

## Phantaſien und Skizzen.

---

Erſte Reihe.

# Die ſingenden Blumen.

In der herrlichen Frühlingszeit, wo alles jauchzet, glüht, tönt und lebt, gehen wir oft ſinnend an jenen ſtillen Blumen vorüber, denen der liebe Gott nichts gab als ein herziges Auge, um es aufzuſchlagen, aber keinen Duft, dieſe zarte Sprache der Blumen. Unſer armer ſchwacher Menſchenverſtand will vielleicht gar ein wenig zürnen deshalb mit dem weißen Schöpfer, und klagt über das trübe Leben dieſer reizenden, ewig ſchweigenden Geſchöpfe ſeiner Hand. Sonderbar iſt es jedoch, daß die betrauerten Blümchen durchaus nicht betrübt ausſehen, ſo mitleidig auch das Menſchenauge herabblickt; ſie lächeln ſogar, und zwar ſo geheimnißvoll und verſtohlen, daß dem Menſchenkinde das

Herz ſich wunderbar regt. Es iſt aber auch ein ſüßes Geheimniß in ſolchem Blumenleben, und wenn ihr mir recht ſtill zuhört, will ich es euch verrathen.

Es war in einer lauen Sommernacht, als ein junger bleicher Mann am Grabe ſeiner Liebſten kniete. Der Winter hatte ihm die Braut genommen und ſeines Lebens Blüthe auf ewig gebrochen, der Frühling ihn an das Krankenlager gefeſſelt, und ſo ſah er, im milden Vollmondſcheine dieſer Sommernacht, die Ruheſtätte der geliebteſten Hülle zum erſten Male. Der liebe Gott erkannte den tiefen, heiligen Schmerz eines treuen Herzens, und hatte an den zahlloſen Fenſtern ſeines prächtigen Hauſes blendend helle Lichtchen angezündet, die das Grab mit ſanftem Schimmer übergoſſen, damit die Engelein die Thränen zählen könnten, die aus den traurigſten Augen der Erde auf den Hügel fielen, und ein Engel vor allen: die geſtorbene Liebſte.

Alle Blumen des Grabes waren erhellt, jedes Blümchen leuchtete. Der Schlummernden zu Füßen ſtand ein alter Tulpenbaum regungslos im Mondenſchein; ihr zu Häupten blühte ein dichter Strauß weißer Veilchen, ſo ſchuldlos wie das Weſen, das unter ihnen ſchlief; die zarte kleine Zaunlilie nickte, Alpenröslein lächelten bedeutſam, blaue Glockenblumen neigten ſich, und volle Kränze reizender Erikas umzogen und bedeckten den Hügel. Der trauernde Jüngling legte mit zitternder Hand die Lieblingsblume ſeines

todten Liebchens, eine weiße Camellia, auf das Grab. Bei dieser Gabe, die zum ersten Male empfangen wurde ohne Dankesgruß, ohne Liebesblick, brach sein krankes Herz, und mit einem wilden Schmerzensschrei sank er auf den Hügel.

Da bat ein schöner, lichter Engel den gütigen Vater: „Sende, o sende ihm, Du Allerbarmer, in seinem herben Leide den sanften Schlummerengel!“ Und Gott gewährte die schüchterne Bitte, und der Engel des Schlafs — Ihr kennt ihn ja, mit den lieberfüllten Augen und hellen Locken, geschmückt mit dem Mohnblumenkranze — berührte die Stirn des Verzweifelnden. Selig verträumte er nun eine schwere Lebensstunde. — „Eine Stunde nur?“ — fragt Ihr. Ach! Ihr Glücklichen, die ihr so fragen könnt, wißt nicht, daß eine Stunde für ein beraubtes, schmerzzerrissenes Herz zur Ewigkeit werden kann! — Die Thurmuhr schlug Mitternacht. Kaum aber war der letzte Schlag verhallt, so tönte es wunderbar herüber vom alten Tulpenbaum mit seinen Blüthen. Es waren tiefe, weiche Klänge, ähnlich denen, welche die Menschenhand dem Violoncello entlockt. Süß und innig schmiegte sich der Chor der weißen Veilchen diesem Singen an, und die feinen durchdringenden Stimmen klangen wie köstlich reine Violinen; wie silbernes Glockenspiel tönten die blauen Glöckchen, wie Flöten-, Viola- und Harfengesäusel die kleinen Lilien, Erikas und Alpenröslein.

Wunderſame harmoniſche Accorde erfüllten die Luft, der Schläfer erwachte und lauſchte athemlos. Da zuckten und bebten plötzlich die Blätter der weißen Camellia; die ſtolze Blume erzitterte und begann zu tönen und zu ſingen, aber mit einer Stimme, wie man ſie ſonſt wohl auf Erden nimmer hört. Immer voller und entzückender wurden die Klänge: es tönte von nah und fern. Wonnevolle, zauberiſche Harmonien zogen und ſchwebten hin und her; kleine unſcheinbare Blümchen, die wohl kaum ein Menſchenauge erblickt am hellen Tage, richteten ſich empor und ſtimmten in die Himmelsmuſik ein; jedes Blättchen regte ſich. Da fühlte der Trauernde den ſchweren Erdenkörper nicht mehr; dieſe Töne entrückten ihn allem Leide; es war ihm, als ob eine Stimme, ach! eine nur allzugeliebte Stimme leiſe zu ihm ſpräche: „Sei glücklich! Du haſt vernommen, was nur Todgeweihte vernehmen; ſei ruhig, ſei ſelig; Du darfſt eingehen in Deinen Himmel!“ Da klang ein Accord, der ihm das Herz erbeben machte; — plötzlich war es todtenſtill. Des Jünglings Haupt ſank auf die welke, jetzt ſchweigende Camellia; er hörte nicht mehr den dumpfen Schlag der erſten Stunde des neuen Tages vom Kirchthurme herab; er war in ſeinem Himmel, bei der Liebſten droben, in ewiger entzückender Vereinigung.

Das iſt das zauberiſche Geheimniß der duftloſen Blumen: ſie dürfen ſingen jede Nacht, eine jede mit

einer anderen Stimme, und alle Engel lauſchen ihren Tönen.

Ach! und was iſt die ſüßeſte irdiſche Muſik gegen ſolche Sphärenklänge? Allein nur müden, traurigen Menſchen, die der liebe Gott von ſeiner Erde rufen will, vergönnt er zuweilen ſolche Harmonien zu vernehmen, und wer eine Blume ſingen hört, mag ſich getroſt zur Wallfahrt in das Jenſeits bereiten.

Der große Künstler muß in der Stunde, wo er seine Mosisdecke aufhebt, und auf seinem Berge die ewigen Gesetze der Kunst empfängt, sein tieferes Leben und Genießen und Leiden vergessen, und indem er gen Himmel steigt, muß unter ihm die Erde mit ihren kleinen Reichen zusammenkriechen und unter der letzten Wolke verschwinden.

Jean Paul.

Ein Herbstabend voll Winterahnung war einem trüben, kühlen Octobertage gefolgt; Nebengestalten huschten über die Felder, ein eisiger Wind stand auf und riß erbarmungslos die schönsten bunten Blätter, die mit matten Kräften sich noch an die geliebten Bäume anklammerten,

herab und ſtreute ſie unter die eilenden Füße der Wandernden. Auf der ganzen Natur lag eine beklemmende Bangigkeit oder eine dumpfe Trauer; — es war, als töne die Stimme des Winters aus weiter Ferne herüber und erzähle, boshaft flüſternd, von kommenden ſchaurigen Tagen, langen dunklen Nächten, von Eisblumen und Schneeflocken. In der Stadt aber, die da mitten in einer großen Ebene faſt knaulartig zuſammengedrängt lag, ſah es heiterer aus als draußen; die Menſchenkinder hatten ſich, des Herbſtes ſpottend, in ihre warmen Häuſer und Hütten zurückgezogen; aus allen Fenſten brach freundlicher Lichtſchein, ein Zeichen traulicher Behaglichkeit. Es war etwa um das Jahr 1732 und die Stadt, von der ich eben rede, nannte man Leipzig. Sie war, umzeben von tiefen Gräben, hohen Wällen und ſtattlichen Linden, recht geſchützt und trotzig anzuſchauen. Die Häuſer waren faſt alle ſchmal und hoch, mit ſeltſam ſpitzen, engen, vorſpringenden Erkern, auch konnte man hie und da kleine Thürmlein auf den Dächern ſehen; Kirchthurmſpitzen zeigten ſich hingegen ſpärlich. In der Cantorwohnung der ehrwürdigen Thomasſchule, nahe bei der ſtattlichen Kirche Leipzigs, flackerte aber das Lichtlein an beſagtem Octobertage ganz beſonders hell; viele frohe Menſchen- und Kinderſtimmen ertönten da; es war dort eine gar einträchtige Familie verſammelt.

An dem ſchweren eichenen Tiſche, der mitten in der

engen, mit großen dunklen Schränken und wunderbar gestalteten Stühlen geschmückten Stube stand, saß ein Mann in stattlicher, aber etwas rauher Lockenperrücke und schlichtem schwarzen Anzuge. Sein Angesicht war voll und blühend; eine ernste Freundlichkeit umspielte die Winkel des festen Mundes; wunderschön und durchsichtig war die Stirn, und der Blick der feurigen, schwarzen Augen hatte eine ganz unbeschreibliche Gewalt, eine Macht, deren Einflusse sich nicht leicht eine Menschenseele zu entziehen vermochte. Man mußte immer und immer wieder in diese Zauberaugen hineinschauen; es war, als sollte man dann ganz überirdisch schöne Dinge erfahren, als sollte man dann gut werden, oder Flügel bekommen; und das Herz hob sich in der Brust, als zögen es diese dunklen Augen gewaltsam zu sich, von denen man glauben mußte, daß sie, um nicht zu blenden, einen schwarzen Schleier über das unergründliche Lichtmeer geworfen hätten, das in ihnen wogte und wallte.

Es war dieser Mann, von dem wir reden, der Herr Cantor Johann Sebastian Bach, wohlberühmt in der ganzen Stadt wegen seines gar prächtigen Orgelspiels. Die guten Leute sagten ihm aber sonst nach, daß er ein wunderlicher Kauz sei, mit dem man nicht gut fertig werden könne, und schüttelten oft über seine merkwürdig krausen Figuren und unverständlichen Phantasien auf der Orgel bedenklich die weisen Köpfe. Es konnte aber doch kein Einziger die

Kirche verlaſſen, wenn der Cantor eben ſpielte, und ein Schauer nach dem andern flog durch die Seele der Hörer, wenn die mächtigſten aller Töne aufſchwollen und dahinbrauſten, als ſollten ſie die Kirchmauern zerſprengen und das ſchwache Häuflein der bebenden Menſchenkinder unter den ſtürzenden Trümmern begraben.

An der rechten Seite des Cantors ſaß ſeine Frau, eine kräftige Geſtalt mit klaren, guten Zügen und frommen Augen, in ſchneeweißer Haube und blendendem Buſentuche. Sie hielt ihren jüngſt geborenen Sohn, Chriſtoph, ein derbes Kind von etwa drei Monaten, auf dem Schooße. Mehrere andere kräftige Burſche lagerten um die Mutter herum, behaglich gebratene Aepfel verſpeiſend und mit dem kleinſten Brüderchen ſpielend. Bach's älteſter Sohn, Friedemann, eine große ſtattliche Geſtalt, dem Vater ähnlich, nur ohne deſſen milde Freundlichkeit, ſtand in der Nähe des rieſigen Kachelofens und ſchaute gedankenvoll auf die lärmende Gruppe der jüngeren Geſchwiſter. Zur Linken des Cantors hatte ein ſchlanker jugendlicher Mann Platz genommen, in feinem Anzug und dichtem ſchwarzen Haar, deſſen ſanftes, bräunliches, liebenswürdiges Geſicht eine bedeutende Aehnlichkeit mit dem Kraftantlitze des Familienhauptes verrieth. Es war Bach's zweiter Sohn, Philipp Emanuel, zum Beſuche anweſend, aus Frankfurt an der Oder gekommen nach langer beſchwerlicher Reiſe, um die

geliebten Seinen zu überraſchen. Eben hatte er ſeinem Vater von der neuen muſikaliſchen Academie erzählt, die er in Frankfurt errichtet und mit Glück dirigire, hatte auch viel von dem Fleiße und den Talenten ſeiner Scholaren geſprochen und zog jetzt ſchüchtern einige Notenblätter aus der Taſche. Erröthend ſchob er ſie dem Cantor hin mit den Worten: „Herzliebſter Vater, ſeht zu, ob es etwas taugt!“ Es war eine ſchöne Sonate, die der alte Bach mit freudefeuchten Augen und leiſer Fingerbewegung durchflog, die Rolle dann einſteckte und freundlich ſagte: „Wird wohl mit der Zeit was aus Dir werden, mein Junge! nur fleißig vorwärts mit unſeres Herrgotts Hülfe! — Friedemann rührt ſich auch brav, ſpielt gar nicht übel! — erlebe vielleicht noch viele Freude an Euch!“ — Und die beiden älteſten Söhne lauſchten froh und lächelnd wie Kinder auf des hochverehrten Vaters Rede, und drückten ihm dankbar die Hände.

Da vernahm man plötzlich Pferdegetrappel und gleich darauf ein heftiges Schlagen an die kleine Hausthür. Erſchrocken ſprangen die beiden älteſten Söhne aus dem Zimmer; die Kinder vergaßen ihr Lärmen, die Mutter erbleichte. Nur Sebaſtian Bach ſchaute klar und ruhig darein und ſagte: „Wie könnt Ihr Euch ſo geberden? Hat doch keiner von uns ein böſes Gewiſſen! laßt alſo kommen was da will!“

Nach wenigen Minuten erschien ein Postillon, erschöpft und mit Koth bespritzt; er kam direct von der churfürstlichen Residenz Dresden, verlangte den Cantor Sebastian Bach zu sprechen und überreichte ihm ein Handbillet des mächtigen Ministers, des gefürchteten Grafen Brühl. Der Cantor schob die große Oellampe näher zu sich heran, beschattete die Augen etwas mit der Hand, und las, während Philipp Emanuel dem Manne höflichst einen Stuhl bot.

„Mein lieber Cantor!

Unser gnädigster Churfürst und Herr, August von Sachsen und Polen, wünscht Euch, den vielberühmten und bekannten Orgelspieler, Sebastian Bach, in seiner Residenz zu hören. Ihr sollt Sonntag, den 24. October, in der Kirche zu Dresden spielen. Zwei Tage nach Empfang dieses Schreibens wird ein Königlicher Wagen Euch von Leipzig abholen und in die Residenz bringen, woselbst wir Euch mit großer Spannung erwarten. Bereitet Euch würdig auf die hohe Ehre vor, mein lieber Cantor.

Im Auftrage meines gnädigsten Herrn grüße ich Euch.

Gezeichnet: Graf Brühl."

Eine lange Weile stand Bach nachdenklich da; Spott und Unwille kämpften in seinen Zügen, seine Augen glitten von einem Angesichte seiner Lieben auf das andere. Bescheiden schwiegen Friedemann und Philipp.

„Herr Courier," sagte endlich der Cantor langsam aber fest, „berichtet nur kurz dem Herrn Minister, daß ich, Sebastian Bach, Cantor der Thomasschule zu Leipzig, den Befehl meines Fürsten vollziehen werde und nach Dresden kommen will."

„Ich möchte doch um ein schriftliches Document bitten!" warf der Courier hin.

„Mensch," donnerte hier Sebastian Bach und richtete sich auf in seiner ganzen Größe, „was unterfteht Er sich da zu verlangen! Hat er mich nicht verstanden? Habe ich — Sebastian Bach — Ihm nicht soeben mein Wort gegeben? Hält Er mich für einen jener wortbrüchigen Schurken, wie sie in der Hofluft gedeihen mögen und die ein elender Fetzen Papier stärker bindet, als ein vor Gottes Angesicht ausgesprochenes Manneswort?"

„Lieber Vater!" bat Philipp Emanuel besänftigend.

„Schweig, Junge, davon verstehst Du nichts!" fuhr der Vater heftig auf; und zum Courier gewendet sagte er ruhiger: „Jetzt habt Ihr Euern Bescheid: erzählt nur das alles dem Herrn Grafen wieder; mich soll's nicht kümmern!"

Der Bote war schreckensbleich einige Schritte zurückgetreten. Bach ergriff ihn beim Kragen, zog ihn zu sich und sagte freundlich: „Na, das wird Euch eine heilsame Lehre sein, nicht wahr? Merkt sie Euch, aber nicht blos so lange

Ihr in meinem Hause seid! Die Residenz ist nicht überall. Und nun Basta! Wollt Ihr unsere Abendsuppe mit verzehren helfen und einen Krug Bier dazu kosten, so soll mir das lieb und recht sein." — Der Courier jedoch nahm befangen und eilig Abschied, und der Cantor setzte sich heiter an seinen Platz.

Da drängten die Seinigen sich hastig und geängstigt um ihn her, und Frau Gertrud rief: „Ach, mein Bastian, — Du willst fort in die weite Welt, — fort nach Dresden, in die große Pracht und Herrlichkeit der Sündenstadt? — O, und die lange, lange, bitterböse Reise! — Nein, Mann, das thust Du Deinem Weibe und Deinen Kindern nicht an!" Und dabei brach sie in heiße Thränen aus und fiel ihrem Mann schluchzend um den Hals. Die Kinder, die ihre Mutter weinen sahen, fingen auch an zu jammern und hingen sich an den Rock des Vaters; die beiden Söhne besprachen laut und eifrig das gräfliche Schreiben: kurz es war ein Höllenlärm in der kleinen Stube.

Endlich besiegte die volle markige Stimme des Familienhauptes das Toben; der Cantor rief: „Frau, bringe die tollen Buben in's Kinderzimmer! Nur Friedemann und Emanuel sollen hier bleiben." Damit schüttelte er wie ein Löwe mit gewaltigem Rucke das schreiende Kindervolk von sich ab, und die Mutter brachte die kleine Heerde zur alten Wärterin.

Der Cantor maß mit großen Schritten das Zimmer,

als die Getreue mit feuchten Augen wieder an dem Tische Platz nahm. — „Mußt Dich nicht so um die große Reise grämen, Gertrude," sagte er mild zu ihr, „siehe, in vierzehn Tagen bin ich, so es Gott der Herr nicht anders beschließt, wieder in meinem alten Neste; und im Uebrigen habe ich mir vorgenommen, diese beiden" — er zeigte auf Friedemann und Emanuel — „mit in die Residenz zu nehmen. Sie sollen sich auch den bunten Tand dort einmal anschauen, und vor allen Dingen brav für ihren Vater sorgen." — Die Söhne dankten mit strahlenden Augen. — „Ja Kinder," fuhr er fort, „wir wollen einmal mit der herrlich reinen Herrgottsstimme" — so nannte er seine geliebte Orgel zuweilen — „an das Herz dieser Weltkinder schlagen, daß sie auftaumeln und angstvoll ihre Hände ausstrecken sollen, leise und heimlich bittend: Pater peccavi! Und Meister Hasse soll auch erkennen, daß es noch höhere, göttlichere Klänge giebt, als die süßen, üppigen Melodien des schönen Welschlandes!" Er sah verklärt aus, als er diese Worte sprach, und die Seinen blickten mit dem Ausdrucke unbegrenzter Ehrfurcht zu ihm auf.

Bald nachher rief er aber heiter: „Nun Mutter, laß die Schreier wieder herein, und bring uns die Suppe!" — Der Tisch wurde gedeckt, ein großer Steinkrug voll schäumenden Bieres prangte vor dem Platze des Hausvaters, ein mächtiger Laib Brot wurde daneben gelegt, und nun theilte

Vater Bach, nachdem er ein kurzes Kerngebetlein gesprochen, mit liebevoller Sorge Allen aus, dem Aeltesten zuerst, Jedem sein Stücklein und Schlücklein. Mittlerweile spendete Frau Gertrude die dampfende Suppe, und alle schmausten, plauderten, scherzten.

---

Am anderen Tage begab sich der Cantor zum Rector, den nöthigen Urlaub einzuholen zur wichtigen Reise. Das war ein gar lästiger Schritt für ihn; denn er vermied es, soviel er konnte, mit diesem seinem Vorgesetzten zusammenzukommen.

Rector und Cantor waren durchaus keine Freunde. Ersterer klagte bitterlich über seines Untergebenen gröbliches Benehmen und störrisches Wesen, und Bach pflegte den Rector oft zornig einen gottverlassenen, verdorrten Pedanten zu schelten. Es war aber in der That auch kein frisches Zweiglein an diesem Rectorbaume, geschweige denn ein grünes Blättlein zu entdecken; winterlich von außen und innen war der ganze Mann. Vertrocknet und zusammengeschrumpft, wie sein Körper, war auch seine Seele, verkommen und untergesunken in dem dicken Staube mobriger Büchergelehrsamkeit. Er konnte sich über keine bunte Blume freuen: er zählte ihre Staubfäden, untersuchte ihren Kelch und schleuderte sie dann von sich; den fröhlichen Vöglein und anderen Thieren schenkte er nur Aufmerksamkeit, wenn er

Vergiftungsversuche mit ihnen anzustellen pflegte, die zu seinen größten Erheiterungen gehörten. Die Menschen waren ihm alle gleichgültig; er liebte keine Seele. Das Orgelspiel seines widerspenstigen Cantors nannte er teufelmäßig; er entzog sich dessen Einflusse, und besuchte deshalb niemals den Frühgottesdienst; ja er hatte sogar ausgesprengt, daß der leibhaftige Gottseibeiuns dem Bach bei seinen Uebungen die Bälge zu treten sich verpflichtet habe. So oft er nun konnte, legte er diesem Cantor etwas in den Weg, und freute sich wahrhaft koboldartig an dem oftmals heftig ausbrechenden Zorne dieser Gigantennatur. Gern hätte er ihn gestürzt, aber solchen Fels zum Wanken zu bringen, bedurfte es wohl anderer Kräfte, und er stand ja mit seinem Haß allein; denn Lehrer und Schüler blickten mit stummer Liebe und Bewunderung den mächtigen Beherrscher der brausenden Orgel an.

Als nun Johann Sebastian Bach aufgeregt in das Studirzimmer des Schultyrannen trat — denn er hatte eben eine Chorprobe mit den Schülern abgehalten, war ein wenig ungeduldig dort geworden, und seine Perrücke befand sich, wie gewöhnlich bei solchen Veranlassungen, in einem desolaten Zustande —, richtete sich der Rector gar hoch im ledernen Polsterstuhle auf, fixirte mit seinen grauen Aeuglein den Kommenden, und fragte gravitätisch: „Nun, was bringen der Herr Cantor für Beschwer?“

„Nichts Beschwer, Herr Rector!“ entgegnete Bach, „ich wollte nur vermelden, daß ich morgen eine große Reise antreten muß, auf Befehl unseres Churfürsten, und da werdet Ihr mir wohl vierzehn Tage Urlaub geben.“

„Was höre ich da?“ sagte der Rector halb athemlos vor Ueberraschung und Aerger, „große Reise? — müssen? — Churfürst? — und ich sollte nicht davon benachrichtigt worden sein? Geht, Herr Cantor, das ist wieder ein schalkhaftes Plänchen Eures genialen Künstlerhauptes! Wie sollte Churfürst August“ —

„Ich werde in Dresden die Orgel spielen,“ unterbrach der Cantor ruhig den Redner, „der Churfürst hat es so bestimmt.“

„Das klingt mir in der That etwas räthselhaft und unglaublich!“ lächelte der Rector höhnisch; „die Reise scheint mir doch nicht an einen bestimmten Termin gebunden zu sein; also kann ich Euch auch desto unumwundener erklären, daß ich den Herrn Cantor in den nächsten vier Wochen nicht entbehren kann. Später will ich Euren Wünschen kein Hinderniß in den Weg legen.“

Das klare Angesicht Bach's zeigte während dieser hämischen Rede keine Spur von Zorn oder Aufwallung; die wunderbaren Augen blickten nur unverwandt den zwerghaften Gegner an, und ein unbeschreiblich mitleidiges Lächeln umspielte seinen Mund. Endlich sagte er fest und laut:

„Herr Rector, gebt mir gefälligst bestimmte Antwort! Wollt Ihr mir vierzehn Tage Ferien schenken?"

„Nein — nein — und nun zum letzten Male nein!" rief der Gereizte heftig.

„Nun gut; dann wollte ich Euch nur melden, daß ich ohne Urlaub fortgehe!" schloß der Cantor, wandte sich, und verließ kräftigen Schrittes, ohne sich umzuschauen, das Zimmer seines wuthbebenden Feindes.

---

Noch nie hatte in der großen, schönen katholischen Kirche des prunkvollen Dresden sich eine so auserlesene Schaar vornehmer und glänzender Männer und Frauen zusammengefunden, als am Nachmittag jenes Sonntags, an welchem der Cantor Bach aus Leipzig die Orgel in der Residenzstadt zu spielen versprochen hatte. Die zahlreichen Cavaliere in ihren schimmernden Hofkleidern, die prächtigen Frauen im strahlendsten Schmucke köstlicher Stoffe und Steine oder in dem noch reizenderen frischester Jugend bildeten einen funkelnden, lebensvollen Kranz, in dessen Mitte die königliche Gestalt August's von Sachsen thronte. Die Haltung des alternden Fürsten war zwar noch ungebeugt, das Haupt hoch erhoben, die Züge aber, deren einstige Schönheit nur die feinen Linien der Nase und des Mundes, sowie die Umrisse des Kinns verriethen, erschienen eingesunken und schlaff und das Feuer der großen Augen war

erloschen. August unterhielt sich leise mit seinem Liebling Brühl, der in der eleganten Haltung eines feinen Weltmanns ihm zur Seite stand und in scheinbarer Unterwürfigkeit den Worten seines hohen Herrn zu lauschen schien. Ungezähmter Stolz lag auf dieser klugen Stirn, unersättlicher Ehrgeiz blitzte aus diesen unruhigen Augen, unermeßliche Herrschsucht zuckte um diese feinen Lippen.

„Also er wollte am gestrigen Abend durchaus nicht an den Hof, der drollige Cantor?" flüsterte der Churfürst lächelnd. „Nun, ich will ihn heute desto mehr quälen: sobald das Concert vorüber ist, verlange ich ihn zu sehen: er soll zum Souper und Ball gezogen werden und die schönsten unserer Hoffräulein müssen ihn um einen Tanz bitten." — Brühl verbeugte sich schweigend. — „Wir sind aber doch alle sehr begierig auf den berühmten Organisten," fuhr der Fürst fort, „die Spannung zeigt sich fast auf allen Mienen, Hasse zieht erwartungsvoll die dichten Augenbrauen in die Höh', und selbst die bezaubernde Faustina schaut mit so unruhigen Blicken in der Kirche umher, als gelte es eine Nebenbuhlerin zu entdecken. Nur unser Virtuos Marchand hat sein Spottlächeln noch nicht abgelegt. Doch still! da sind ja eben drei Gestalten auf dem Chor erschienen! Sehen Sie wohl, Brühl! Zwei ganz jugendliche Männer nehmen bescheiden an der Seite Platz; das sind ja liebe, unschuldsvolle Gesichter!"

„Es sind die beiden ältesten Söhne des Cantors, Majestät!“ entgegnete Brühl.

Da schwoll ein Orgelton empor und wie ein himmlischer Dufthauch reinigte er alle Herzen von eitlen Gedanken. Tiefe Stille herrschte; eine unerklärliche Andacht durchbebte Alle, und Aller Augen blickten aufwärts. Ein herrliches Präludium wallte daher wie ein voller goldener Strom, an dessen Rande Himmelsblumen stehen, und trug die ahnende Seele auf mächtigen Wellen immer höher fluthend, in den allgewaltig daherbrausenden Choral:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Das stolze Hohelied der evangelischen Kirche schwebte vom Chore herab. Vater Bach ließ es niederschallen und begleitete jeden Ton mit einem seligen Lächeln. Er feierte ja in diesem Augenblicke in dem katholischen Gotteshause den Triumph seiner geliebten Kirche. Wie eine gekrönte Siegerin durchdrang die hehre Melodie die schönen Hallen und tönte so kraftvoll wieder, als ob zahllose unsichtbare Engelchöre freudig einstimmten in den Preisgesang. Aber der Harmonienstrom wallte unaufhaltsam weiter: der Geist Vater Bach's hob sich höher und höher; immer heiliger, immer wunderbarer wurden die erschütternden Klänge; eine riesenhafte, unerforschliche Stimme von oben tauchte hernieder in das tönende Meer. Immer stärker strömte und brauste es daher, und schlug mächtig an

jede Menschenbrust, als sollte sie zerbrechen, und wogte um jedes Menschenhaupt, als sollte es vernichtet dahinsinken. Und nun begannen die Säulen der Kirche zu beben; denn es war, als ob sich die klagenden Stimmen ganzer Menschengeschlechter erhoben hätten und um Erbarmen riefen; als ob eine ganze Welt aufgestanden wäre und um Gnade flehte. Dazwischen stieg aber immer wieder, wie süßer Opferduft der Frommen, die Melodie auf:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Und dann geschah das geheimnißvolle Brausen stärker, als gebe es Antwort dem Flehen gläubiger Liebe. Endlich, endlich aber schienen die bittenden Stimmen zu ermatten; sanfter und immer leiser wurden die Klagen, verzagter das Flehen; da kam, o Wunder! das süße Vergeben. Die hohe Wölbung der Kirche zerfloß; seliges Blau und Goldströme des Lichtes quollen herein; berauschender Duft und Frühlingsodem erfüllte die weiten Hallen. Süße warme Töne tropften nieder und eine himmlische innige Stimme voll unermeßlicher Barmherzigkeit verhieß allen Sündern ewige Vergebung. Ein gläubiges Staunen zitterte nun empor in heilig reinen Klängen, ein frommes Jauchzen, und endlich stieg, übermächtig, allgewaltig, wie von Millionen seliger Menschenstimmen, durchwebt vom jubelnden Halleluja der Engel, der strahlende Siegesgesang empor:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Die Orgeltöne waren verklungen. Johann Sebastian Bach saß noch immer auf der Orgelbank mit gefalteten Händen: Himmelsverklärung lag auf seinem Angesichte. Todtenbleich vor Erregung, zitternd vor Wonne über den Sieg des verehrten Vaters standen seine beiden Söhne neben ihm. Dumpfes Murmeln drang aus der Kirche herauf. Da öffnete sich eine Seitenthür des Chors und der Churfürst erschien; hinter ihm in ehrerbietiger Entfernung ein glänzendes Gefolge. August von Sachsen näherte sich fast schüchtern dem großen Manne, der doch so demüthig vor ihm saß, und in frommen Träumen versunken sein Herannahen gar nicht bemerkte, und schien es nicht wagen zu wollen, dies betende Sinnen zu unterbrechen. Endlich legte er aber doch leise seine Hand auf die Schulter Bach's. Der Cantor fuhr auf, erhob sich, und schaute seinem Fürsten frei und lächelnd in das Antlitz. Die große Seele des Meisters, noch so erfüllt vor der Herrlichkeit seines Gottes, in dessen Himmel er eben aufgestiegen war auf den Flügeln der Orgeltöne, — wie vermochte weltliche Macht und irdischer Glanz sie in diesem Momente heiliger Begeisterung zu berühren? Selbst die Worte der Erdensprache zu finden, kostete ihm noch Mühe — „Gnädigster Herr," sagte er nach einer langen Pause leise, „die liebe Herrgottsstimme ist Euch auch in's tiefste Herz gedrungen, das sehe ich Euch an! Sagt, ist das nicht ein wunderseliges Gefühl, und

doch auch ein seltsames Bangen und Zagen? Sagt, ist es Euch nicht, als sei nun rings umher Sonnenschein geworden? Und drängt es Euch nicht, schönere, größere Welten zu schauen, als dies Staubkörnlein, das uns geboren hat? Zerfällt nicht aller Erdenglanz in Nichts vor dieser blitzenden Pracht dort oben? Möchtet Ihr Euch nicht der Gottesstimme hingeben mit Geist und Leben, damit sie Euch trage, von wannen sie kommt, in das ewige Licht?"

„Bach," — antwortete der Fürst mit bebender Stimme und trat dicht an ihn heran, — „als ich Euch spielen hörte, ist mir die Ahnung meines baldigen Todes gekommen! Der Gedanke aber trat vor meine Seele wie ein milder Genius: er hatte alle seine Schrecken verloren; ich zagte nicht bei seinem Anblicke wie sonst, wenn ich zuweilen in stillen Stunden über den dunklen Räthselschluß alles Menschenlebens nachsann. O Meister, dürfte ich Euch in meiner Todesstunde hören!"

Bach antwortete keine Silbe; er betrachtete seinen erschütterten königlichen Herrn mit Augen, die von zärtlicher Rührung und hoher Freude überflossen. Sein frommes Herz feierte in diesem Augenblicke einen größeren Triumph als sein Künstlerstolz. Ein Geräusch an der Thür entstand; ein Weib drängte sich hastig durch das Gefolge des Königs, ein Weib in vollster Lebensblüthe, eine üppig hohe Gestalt mit einem stolzen Junohaupte: es war Faustina Hasse,

die angebetete Sängerin, der gefeierte Liebling der ganzen Residenz. Mit der vollsten Leidenschaftlichkeit der Italienerin, glühend und weinend, stürzte sie auf den Cantor zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn heftig auf beide Wangen unter unaufhörlichem Schluchzen. „Gesegnet, o ewig gesegnet seist Du, blendender Lichtstrahl!“ rief sie in höchster Erregung.

Bach wußte nicht, wie ihm geschah; die Umstehenden lächelten; da trat Hasse hinzu, zog sein Weib mit sanfter Gewalt zu sich, nannte seinen Namen, und drückte mit dem Ausdruck ungeheuchelter Ehrfurcht des großen Meisters Hände. Auch der leichtfertige französische Spötter und elegante Virtuos Marchand kam herbei: kein Hohnlächeln spielte mehr um die hübschen Lippen, aber wohl schimmerten seine Augen in dem feuchten Glanze inniger Rührung. Stumm drückte er des Meisters Hand an seine Brust. Das Gefolge des Churfürsten folgte dem Beispiele des Günstlings; die reizenden Frauen des Hofes blieben nicht zurück, und bald berührten die schönsten Händchen die Wangen oder Finger des Cantors und die lieblichsten Lippen sprachen von Dank.

Aber der Meister riß sich plötzlich los mit Riesenkraft, und rief mit einer Stimme, die donnernd in den Gewölben der Kirche wiederhallte: „Genug! — Nein, solch weiches Kosen und Tändeln darf nicht der Lohn sein für heilig

ernſtes Orgelſpiel! Hebt Euch weg von mir, ihr lockenden Geſtalten, ich will Euch nicht mehr ſehen! Weiß jetzt gar wohl, daß ich in dem üppigen Dresden bin, verlangt mich aber weg von all' den ſchönen Blumen oder Schlangen in mein ſtilles, trautes Haus zu Weib und Kindern! — Gnädigſter Herr," rief er bittend zum Churfürſten gewandt, der ſchwermüthig lächelnd auf die Scene geblickt hatte, „laßt mich gehen! Ihr ſeht ja, hier kann's dem alten Sebaſtian Bach nimmer wohl werden; in dieſen Strömen verſteht er nicht zu ſchwimmen!"

„Ich laſſe Euch nicht eher," antwortete der Fürſt gütig, „als bis Ihr Euch eine Gnade ausgebeten!"

„Ihr könnt mir nichts ſchenken, mein Churfürſt!" erwiderte hierauf der Cantor freimüthig; „ich bin reicher als Ihr; ich danke euch alſo."

„Aber erinnert Euch doch Eurer Söhne!" fuhr Auguſt mild fort.

„Nun ja, gnädigſter Herr! wenn Ihr etwas mit dem Friedemann da anfangen könnt," — hier zog er den Erröthenden zu ſich, — „ſo ſollte mir's lieb ſein! Aber durchaus nicht in den nächſten zwei Jahren; da brauche ich meinen Jungen ſelbſt noch zu nöthig; denn er iſt ein wackerer Kupferſtecher, und wir arbeiten jetzt an der Paſſionsmuſik. Mein Philipp," — hier nickte er ſeinem zweiten Sohne zu — „iſt ſchon vom lieben Herrgott verſorgt wor-

den; dem geht es ganz leidlich. Ich danke Euch also von ganzem Herzen, mein gnädigster Churfürst!"

Der Churfürst entließ nun den hochwürdigen Meister mit den glänzendsten Versprechungen für die Zukunft Friedemann's, reichte dem Vater und den Söhnen zum Abschied die Hand und versicherte jeden seiner Gnade. Die angesehensten Cavaliere drängten sich, die Scheidenden hinunter zu geleiten, und hoben den schlichten Cantor aus Leipzig mit einer Ehrfurcht und Sorgfalt in den Wagen, als wäre er der mächtigste Beherrscher der Welt.

---

Als am andern Morgen Johann Sebastian Bach mit seinen Söhnen heiter und glücklich der lieben Heimat zurollte, als sie an den prachtvollen Riesenbauten des Zwingers vorüberfuhren und die herrliche Elbgegend von ihren frohen Augen sich entschleierte: da rief Philipp Emanuel aufgeregt: „Herzliebster Vater! Dresden ist doch wunderschön! Aber das Allerschönste ist — Faustina Hasse!"

„Schweig, Junge!" — fuhr hier der Meister auf, aber ein schalkhaftes Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln, — „davon verstehst Du nichts!"

---

## Iphigenia in Aulis.

„Ich drücke meinen vollen,
frohen Kranz
Dem edlen Meister auf die
hohe Stirne."

Goethe's Taſſo.

u Heiligenſchein der hehren Tonkunſt, wie geſegnet iſt das Haupt, das du umziehſt mit deiner leuchtenden Glorie! Ein mächtiger Talisman wehren deine Strahlen das Inſectenheer alltäglicher menſchlicher Schmerzen ab, und geſchützt wandeln die Geſtalten, die du ſchmückſt, in deinem Lichte über den unebenen Boden unſrer Erde und durch das Dunkel ihrer Nächte: ihre Füße ſtrau-

cheln nicht, und vor ihrem Seherauge schwinden alle Schatten.

„Eine Einsamkeit inmitten des lautesten Gewühls, inmitten des rauschendsten Lebens ist erst die rechte Einsamkeit!“ — Das mochten wohl einzelne jener glänzenden Erscheinungen sich leise sagen, deren Blicke an einem lieblichen Aprilnachmittage einen ernsten, sinnenden Mann streiften, der auf einem kleinen Sessel in den knospenden Gärten des Versailler Parks Platz genommen hatte. Sein Gesicht war abgewendet von der wogenden Menge und aufwärts gerichtet; die hohe, klare Stirn trug den leuchtenden Stempel ungewöhnlicher Geistesgröße, die freien, blauen Augen schien das Sonnenlicht nicht zu blenden, und ein Zug himmlischer Begeisterung umspielte den edelsten Mund. Die Kleidung des Mannes war einfach, ja fast nachlässig, und contrastirte schon ihrer schlichten grauen Farbe wegen auffallend genug mit den reichgestickten Trachten der damaligen Herren des französischen Hofes; denn man schrieb eben das Jahr 1774 und Ludwig XVI. beherrschte das schöne Frankreich.

Die zahllosen Spaziergänger, die wie schwärmende Bienen hin und her flogen, kamen und gingen, sich niederließen, plauderten, coquettirten und lachten, achteten gar bald nicht mehr auf den seltsam unbeweglichen Fremden; die geputzten Veilchenverkäuferinnen, die wie Mücken jede

Menschengestalt überfielen, waren müde geworden, sich an den scheinbar Versteinerten zu drängen und gönnten ihm keinen Blick, kein Lächeln mehr. — Allmählich verlor sich das Menschengewühl, es wurde stiller in den Gärten, auch die lärmenden Kinderstimmen verstummten nach und nach, matter wurden die Sonnenstrahlen, dunkler das Himmelsblau, die frühlingsberauschten Vögelein suchten ihre Nester und endlich war es ganz still geworden rings umher. Da erhob sich auch langsam jener einsame Mann von seinem Platze und schien sich auf den Heimweg begeben zu wollen: allein, sinnend den Blick in die Höhe geschlagen, verfehlte er den Weg zur Ausgangspforte und gerieth immer tiefer in das Innere des Parkes. Dort war es aber ganz zauberisch und heimlich; der holde Frühling selbst schien sich in diese dichten Gänge, Lauben und Gebüsche versteckt zu haben: überall blühte und duftete es, Fontainen erzählten plätschernd ihre reizenden Wassermärchen und weiße marmorne Göttergestalten blickten verstohlen durch das junge Grün.

Der Wanderer blieb stehen und lächelte träumerisch; allein nicht die Pracht des Wundergartens hatte dies aufstrahlende Lächeln auf seine Lippen gelockt; es entstieg wohl der tiefsten Seele des Stillen: süße Gedanken schienen ihn zu bewegen. Er erhob bald die Hände, bald ließ er sie rasch niederfallen; dabei ging er hastig auf und ab

und ſummte erſt leiſe, dann immer lauter eine Melodie vor ſich hin: es war eine ſanfte, bedeutungsvolle Klage. Hierauf verfinſterte ſich ſein ausdrucksvolles Geſicht, es zog auf der breiten Stirn daher wie ein Gewitter, zuckende Blitze ſchleuderten die Augen, und mit voller, weithin tönender Stimme ſang er folgendes Recitativ:

„Geh' hin und ſuch' den Tod durch Vaters Hand! zu dem grauſen Altar ſoll folgen dir mein Fuß! ich lähme dort den Arm, der dich bedroht."

Dann ballten ſich ſeine Hände, die ſtolze Geſtalt richtete ſich in ihrer ganzen Größe auf, heftig erhob er die Arme und ſang mit erſchütternder Leidenſchaft, mit wahrhaft erhabenem Zorn:

„Er iſt bald meines Zornes Raub!
Ich werde das Schwert auf ihn zücken:
Den Altar, den frevelnd ſie ſchmücken,
Wirft mein drohender Arm in den Staub!"

Da ſtürzten urplötzlich zwei ſtattliche Schweizerſoldaten wie ein wüthendes Tigerpaar aus dem Gebüſche, ergriffen den Erregten bei den Schultern und ſchleuderten ihm eine Fluth franzöſiſcher und deutſcher Schimpfworte entgegen. — „Böſewicht!" — ſchrie der eine in gebrochenem Deutſch, — „Du hebſt die Hand auf gegen das Schloß Ludwigs? Du willſt den König mit einem Schwerte

tödten? willst auch die heilige Kirche vernichten und zerbrechen den Altar des Herrn?" — „Und hier," schnaubte hitzig der andere, „zertritt der Frevler die Blumenbeete des königlichen geheimen Parks, zertritt alle Veilchen und auch les jolies marguerites. Fort, fort in's Gefängniß!"

Der Ueberfallene war einige Augenblicke völlig fassungslos: er starrte seine Angreifer lautlos an mit dem Ausdruck des ungemessensten Staunens, warf einen langen Blick der Verwunderung auf die Zerstörung, die seine Füße angerichtet; endlich breitete sich ein feines Spottlächeln über seine Züge. „Nun wohl!" sagte er ruhig zu seinen riesenhaften Gegnern, deren Augen argwöhnisch jeder seiner Bewegungen folgten, — „schleppt mich fort, wohin Ihr wollt! vorher aber verlange ich vor das Angesicht Eurer Königin geführt zu werden; ihr gegenüber will ich mich rechtfertigen." — Die Soldaten machten sich verstohlene Zeichen, die deutlich kund thaten, daß sie an dem Verstande ihres Gefangenen bedeutend zweifelten, nickten ihm aber gewährend zu und der kleine Zug setzte sich in Bewegung.

Im Schloßhofe angelangt, brauste eben ein reichvergoldeter Wagen heran, bespannt mit vier weißen, muthigen Rossen, deren Häupter köstliche blaue Federbüsche zierten, und hielt vor dem Portal des Schlosses. Der

Schlag sprang auf, dienstfertige Arme und Hände empfingen eine leichte Frauengestalt, die sich graziös aus dem anmuthigen, mit edlen Steinen und blauem Sammet geschmückten Feensitze schwang. Ein schwarzes Sammethütchen mit wallenden Federn schwebte auf der Spitze des zierlichsten gepuderten Köpfchens, rosenfarbner Atlas und Spitzen umhüllten den schönen Körper. Die strahlende Erscheinung war Maria Antoinette, Königin von Frankreich. Indem sich die dicke Gefährtin der Herrscherin mühsam aus dem Wagen wälzte, bemerkte die lebhafte Königin, neugierig umherschauend, jenen räthselhaften Gefangenen, den eben die Fäuste der Schweizer fester packten.

„Was geschieht dort?“ rief sie hastig in deutscher Sprache und zögerte auf der Schwelle des Portals. Bei dem Klange dieser Stimme hob der Bedrängte sein stolzes Haupt höher und lächelte freudig; ein schwacher Schrei entfloh den rosigen Lippen der Fürstin. „O Meister Gluck!“ rief sie entzückt und streckte ihre Hand aus, „lieber, lieber Gluck, wer wagt es hier, in meinem Reiche, den freien Genius fesseln zu wollen?“

Gluck's Augen leuchteten; ein Wink der Herrscherin entfernte die bestürzten Schweizer.

„Kommt, Meister, folgt mir!“ fuhr die Königin heiter fort, „Ihr sollt mir nicht entschlüpfen! Jetzt werde

ich Euer Gefangenwärter sein. Erzählt mir eilig, was Euch in solch verdächtiger Begleitung an die Thore unseres Schlosses geführt und verweilt ein Stündchen in den Gemächern Eurer ehemaligen Schülerin." — So sprechend flog sie die teppichbelegten Treppenstufen so mädchenhaft rasch hinan, daß Gluck ihr kaum zu folgen vermochte. Die lästige Dienerschaar blieb auf ein leises Wort staunend zurück. Maria Antoinette durchschritt flüchtigen Fußes mit ihrem stummen Begleiter mehrere goldschimmernde, blendende Prunkgemächer, öffnete dann eine Tapetenthür, und beide traten in ein kleines, einfach reizendes Zimmer mit wunderschöner Aussicht in die frühlingsfrischen Gärten.

„Fürstin!" rief Gluck sichtlich überrascht, „dies ist ja das traute Gemach unserer geliebten Erzherzogin Maria aus dem kaiserlichen Schlosse zu Wien! Welch anmuthiges Wunder!"

„Erkennt Ihr es wohl?" entgegnete die Königin bewegt und schob dem Meister einen weichen Sessel hin. — „Kommt, setzt Euch zu mir!" fuhr sie mit bezaubernder Grazie und Herzlichkeit fort, „wir wollen deutsch sprechen und von unserem lieben Wien plaudern; nicht wahr, Gluck? Jetzt bin ich, so lange Ihr hier seid, nur die fröhliche sorglose, glückliche Prinzessin Maria, der Liebling der herrlichen Kaiserin Mutter, und die ungeschickte Schülerin des großen Meisters Gluck!"

Während dieſer Rede hatte ſie ihr rothes Mäntelchen und den Federhut abgeworfen und ſtand nun in blaßgrünem Seidenkleide, Orangenblüthen und Roſen vor der Bruſt, gar wundervoll vor ihrem ehemaligen Lehrer. Dann warf ſie ſich in die Polſter eines tiefen Seſſels, legte die feinen Füße behaglich auf ein rothſammtnes Kiſſen und fuhr fort: „Ach Gluck! wie ſehr habe ich mich im Stillen geſehnt, mit Euch recht zwanglos von vergangenen Zeiten zu plaudern, ſeit mir die Kunde Eurer Ankunft in Paris geworden! Aber die leidigen Hoffeſte ließen mich durchaus nicht zur Erfüllung meines Herzenswunſches gelangen. Ich ſah Euch ſeit jener ſteifen Audienzſtunde, wo Ihr Euch dem Könige vorſtellen ließet und mir Briefe brachtet von Wien, gar nicht wieder. Damals hätte ich Euch faſt nicht erkannt in Eurem Hofkleide, aber ich mußte heimlich lachen, als ich Euren ſtolzen Gruß ſah, der ſo ſchlecht zu Eurer Tracht paßte; an dieſer unmerklichen Bewegung des Hauptes, die alle unſere Hofleute außer ſich brachte, erkannte ich unſern Gluck wieder. Jetzt gefallt Ihr mir aber doch viel beſſer; in dieſem ſchlichten Grau finde ich das Bild meines geſtrengen Lehrers wieder.“

„Gnädigſte Erzherzogin,“ antwortete der Meiſter zerſtreut, „es waren doch liebe Stunden, die ich in dem traulichen blauen Prinzeſſinzimmer des Kaiſerſchloſſes zu Wien

verlebte, und Maria Antoinette war eine gar achtſame, gelehrige Schülerin, wißbegierig und unermüdlich wie wenige Frauen.“

„Nicht immer, Gluck, nicht immer!“ fiel hier die Königin kopfſchüttelnd ein; erinnert Euch doch nur, wie böſe Ihr zuweilen waret, wenn ich ſchlecht ſpielte, weil mir ein Hofball im Sinne lag oder eine brillante Schlittenfahrt. Und habt Ihr denn vergeſſen, wie oft mir die Bach'ſchen Fugen nicht ſchmeckten? Wie gut weiß ich noch, daß Ihr mich nicht ſelten haſtig wegdrängtet vom Piano mit den Worten: Erzherzogin, ſolch Klimpern iſt fürwahr nicht zum Aushalten! Und dann nahmt Ihr meinen Platz ein und donnertet die Fugen herunter, daß mir Hören und Sehen dabei verging, und ich mich in unwillkürlicher Scheu in den fernſten Winkel des Zimmers zurückzog. O! und dann ſpieltet Ihr immer weiter und immer herrlicher und ich vernahm Melodien, wie ich ſie nie gehört und fürchtete mich faſt, bis ſich leiſe, leiſe die Thür öffnete und die Kaiſerin hereintrat, um zu lauſchen; und nach und nach mehrten ſich die ſtummen Hörer und füllten Gemach, Nebenzimmer und Gänge. Ihr aber gewahrtet nichts von alledem, ſondern flogt weiter und immer höher mit Euren Tonſchwingen, bis denn endlich unvorſichtiger Weiſe einer der drängenden Lauſcher irgend einen klirrenden Gegenſtand umſtürzte oder die gepreßte, dicke Oberhof-

meiſterin ihren Krampfhuſten bekam: dann ſtockte Ihr plötzlich, wie von einem jähen Schmerze getroffen, und ſtandet haſtig auf mit den Worten: Das war brav geſpielt, Erzherzogin! — Zuweilen wart Ihr aber ſo ſonderbar, daß ich keine Silbe zu reden wagte; dann konnte Marie Antoinette ſpielen wie ſie eben Luſt hatte; Meiſter Gluck hörte nichts, zürnte keinem falſchen Accorde, keiner ungelöſten Diſſonanz, keinem ſchleppenden Allegro, keinem raſenden Andante; ſtarr blickten die Augen meines Lehrers in die Höhe, bald murmelte er einige undeutliche Worte, bald ſpielten ſeine Hände in krampfhafter Haſt auf dem Deckel des Piano's, bis er nach ſolchem ſeltſamen Sinnen aufſprang, mit ſelig verklärtem Lächeln umher ſchaute und leiſe flüſterte: Ha! endlich, endlich biſt du mein, heilige Melodie! Und hierauf wandtet Ihr Euch zu mir, als ob keine Unterbrechung ſtattgefunden, und ſagtet: Weiter, weiter, Erzherzogin!"

Gluck blickte ſeine ehemalige Schülerin väterlich wohlwollend an, und ſeine Stirn erheiterte ſich an dem lebhaft frohen, glücklichen Ausdruck ihres lieblichen Geſichts. — „Wir ſind unverändert geblieben, Majeſtät!" ſagte er endlich träumeriſch, „Ihr die ſorgloſe, kindlich fröhliche, gnädige Prinzeſſin, ich der launiſche, wunderliche zerſtreute Gluck."

Das Gespräch wendete sich auf Glucks neueste Thätigkeit und endlich fragte die Königin auch nach seiner letzten Oper. „Nicht war, sie heißt Iphigenia in Aulis?“ setzte sie hinzu. „Wird das Werk bald aufgeführt? haben die Proben schon begonnen?“

„Ach Majestät,“ erwiderte der Meister, „die erste Probe hielt ich ja heute in den königlichen Gärten. Habt Ihr vergessen, daß ich Euch noch Rechenschaft schuldig bin für die Begleitung, in der ich vor Euren Augen erschien? Ich hatte eben das Recitativ und die ersten zehn Takte der großen Zornarie meines Achill mit den passenden Gesten in die Lüfte geschleudert, als mich die braven Schützer des Königs und seines Parkes ergriffen. Die ehrlichen Schweizer glaubten, mein Achill, der von einem gezückten Schwerte schwärmte, bedrohe das Leben ihres hohen Herrn, und verwechselten sonderbarer Weise Ludwig XVI. mit dem alten Agamemnon!“

„Armer verkannter, mißhandelter Sänger!“ scherzte die Königin; „wie gut, daß ich gerade in jenem Augenblicke die mächtige Gebieterin Frankreichs war, als sie mir meinen theuren Meister davon schleppen wollten! — Aber sagt mir ernsthaft, wie wird es mit der Iphigenia gehen? wann wird sie aufgeführt? Ich gestehe Euch, daß ich kaum den Sieg meines Landsmanns und Lehrers über das Heer der Piccini, Sacchini und Lulli erwarten kann!“

„Ich träume noch von keinem Siege," entgegnete Gluck ſchwermüthig; „von einer feſt beſtimmten Aufführung iſt ja noch keine Rede; ich kämpfe einſtweilen noch rüſtig und unabläſſig gegen die geheime aber ſtarke Macht der Intrigue und hinterliſtigen Bosheit, die alle Proben hintertreibt, die öffentliche Meinung ſchon im voraus irre leitet und mir zahlloſe Dolchſtiche verſetzt. Aber ich laſſe nicht nach, ich ruhe nicht; mein Werk verdient, daß ich ihm alle meine Kräfte weihe, um ihm die Bahn zu den Herzen der Menſchen zu ebnen. Sollte ich zu Grunde gehen in dieſen Kämpfen, nun, ſo geſchieht es ohne einen Seufzer, ohne eine Thräne! Ich hinterlaſſe eine leuchtende Spur meines Daſeins, ich habe nicht umſonſt gelebt! — Ja, Königin!" fuhr der edle Meiſter mit erhobener Stimme und ſteigender Begeiſterung fort, „es iſt ein gutes Werk, dies jüngſtgeborne Kind meines Geiſtes, dieſe Frucht hochheiliger Weihe-ſtunden! Ich habe in dieſem Werke die edelſten Regungen meiner Seele niedergelegt, die reinſten Gefühle meines Herzens und meine höchſten, ernſteſten Gedanken. Königin! in dieſer Oper enthüllt ſich mein eigentliches Sein und Weſen; dieſe Oper wird der Nachwelt zeigen, wer ich war und was ich werden wollte. Dieſe Muſik iſt ganz Gluck! Ich habe ſie nicht nur gefühlt, ich habe ſie auch gedacht, ſie iſt mein bewußtes, unbeſtreitbares

Eigenthum, ein Theil von meinem Ich! — Vorüber sind die Tage und Nächte der Irrthümer und Qualen, vorüber das gewaltsame Ringen und leidenschaftliche, ruhelose Streben; das hohe Ideal meiner Seele: ungetrübte Klarheit, göttlich reine Einfachheit der Melodie, Wahrheit und Natur, dieses Ideal steht jetzt schleierlos und unendlich näher gerückt vor meinen Augen; mein seliges Ziel ist bald erreicht!"

Gluck schwieg. Wie wunderbar war der Ausdruck seiner belebten, antik geschnittenen Züge, die in eine schönere Welt zu schauen schienen! — Maria Antoinette betrachtete ihn mit staunender Ehrfurcht. Endlich rief sie begeistert: „Theurer Meister! vertraut Eurer Königin. Eure Iphigenia soll aufgeführt werden; bald, in nächster Woche, auf meinen Befehl! Ich will durch ein königliches Machtwort das Spinnengewebe des Neides vernichten. Morgen werde ich dem Intendanten der königlichen Oper meine bestimmten Wünsche aussprechen. Ihr sollt hinfort nicht mehr kämpfen und streiten: Ihr sollt *siegen*, und ich selbst will den Sieger krönen."

Gluck schaute freundlich, doch ungläubig in das Angesicht der erregten Sprecherin, deren lebhafte Verheißungen vielleicht ein einziges strahlendes Fest wieder in Vergessenheit zurücksinken ließ; er begegnete aber einer so

ernſten Feſtigkeit, einer ſo freudigen Sicherheit, daß er ſich bewegt neigte und die Hand der reizenden Königin ſtumm an ſeine Lippen drückte.

---

Es war in der Mitternachtsſtunde des 19. Aprils 1774, als das Opernhaus zu Paris von einem Jubel wiederhallte, wie er in dieſen Räumen noch nie gehört worden war: Gluck's, des großen deutſchen Componiſten Iphigenia in Aulide war eben beendet. Die Zuhörer hatten jede Nummer mit ſteigendem Beifallsjauchzen begleitet; die herrliche, großartige Zornarie des Achill aber ließ den Enthuſiasmus bis zum Aeußerſten aufwallen: die Edeloffiziere griffen unwillkürlich an ihre Schwerter: die Wirkung war unerhört. Das Publikum war in einem Grade hingeriſſen von dem Meiſterwerke, der jeder Beſchreibung ſpottete, in einem Grade aufgeregt, den wir ewig kühlen, philiſterhaften Deutſchen „Wahnſinn" genannt hätten: Thränen floſſen, Lächeln des höchſten Entzückens ſtrahlte, Schluchzen wurde hörbar, Gluck's Name erſchallte von tauſend Lippen, zahlloſe Blumen flogen auf die Bühne.

Auf der rothſammtnen Brüſtung der Königsloge lehnte Maria Antoinette im prachtvollſten Schmucke, mit überſtrömenden Augen den herrlichen Triumph ihres verehrten Lehrers feiernd. Ludwig XVI. ſtand erregt

neben ihr; ſein ſonſt ſo bleiches Geſicht mit den guten Augen war leicht geröthet; er blickte mit lebhaftem Antheil auf die tobende, begeiſterte Menge. „Gott des Himmels,“ ſagte er plötzlich und wandte ſich zur Königin, „wenn die hellen Freudenflammen dieſes ſo leichtbewegten Volkes, dieſe Fiebergluth umſchlüge in Wuth? Wenn die Zorneswogen dieſer Maſſe auch ſo überhoch aufwallten, wie jetzt das Meer ihres Entzückens, welch ein gräßliches, unerträgliches Bild!“ — Maria Antoinette wußte keine Silbe zu erwidern; verwundert ſchaute ſie den König an, doch ſchauderte ſie unwillkürlich zuſammen und ergriff ängſtlich den Arm ihres Gemahls. — „Wo nur Gluck bleibt?“ flüſterte ſie unruhig und kaum hörbar.

Der aber riß ſich eben in den Couliſſen los aus den erſtickenden Umarmungen ſeiner Verehrer, ſuchte ſich zu retten vor dem lobpreiſenden Schwarme ſeiner überwundenen Feinde, drückte noch dem herbeigeeilten, tief ergriffenen, bezwungenen Widerſacher Piccini herzlich die Hand, und folgte mit unſicherem Schritte, halb bewußtlos von dem Erlebten, faſt zuſammenbrechend unter der Gewalt ſeiner Empfindungen, einem harrenden Diener, der ihn in die königliche Loge beſchieden. Als Gluck eintrat, neigte er ſich unwillkürlich vor der Geſtalt des Königs; aber der Schimmer der Kerzen blendete ſeine Augen:

es wogte und wallte um ihn her, es stürmte in seiner Brust und rang krampfhaft nach Athem. Da nahte sich die Königin dem Wankenden und drückte rasch, mit holdem Lächeln, einen frischen vollen Lorbeerkranz auf das gesenkte Haupt des gefeierten Tonhelden.

Da richtete sich der Meister hastig empor, irr flammten seine Augen, er fuhr wiederholt mit der schlanken Hand über seine bleiche Stirn, und warf dabei auf die Königin Blicke des furchtbarsten Entsetzens. „Allbarmherziger Gott!“ schrie er endlich gellend auf, „welch grauenhafter Anblick! Erhabene Frau, verwischt doch schnell, schnell mit Eurer weißen Hand jenen gräßlichen Streifen Blutes, der sich rund um Euren blendenden Hals zieht! Wer gab Euch solchen Schmuck! Vernichtet ihn! o eilt, eilt! mit jedem Athemzuge wächst das fürchterliche Purpurband; Euer Haupt wankt; das Band wird zum Strome! zu spät, zu spät! Himmlischer Vater!“ Mit diesem Rufe stürzte er ohnmächtig zusammen.

„Gluck sieht wohl Geister?“ flüsterte der König todtenbleich, „die gewaltige Aufregung hat ihn krank gemacht; der Sieg war zu plötzlich und glanzvoll für Seele und Körper!“ — Maria Antoinette bebte und zitterte an allen Gliedern; schluchzend und furchtsam wie ein Kind riß sie hastig das schimmernde, kostbare Rubin-

halsband ab, das sich wie ein feuchter glänzender Reif um ihren schneeigen Hals legte, schleuderte es weit von sich, empfahl den bewußtlosen Meister der Sorge ihres Arztes und ihrer Diener, und verließ eiligst, von Fieberschauern geschüttelt, am Arme des Königs die Loge.

---

Du ahntest wohl nicht, großer strahlender Orpheus der neuen Welt, daß dein Seherauge in jenem Momente höchster Erregung den Schleier der Zukunft lüftete, als dein Mund diese Schauerworte sprach? daß dein mächtiger Geist in jenem übermenschlichen Zustande Raum und Zeit überflog und prophetisch voraussagte, was einst kommen würde oder kommen mußte?

Die unverwelklichen Lorbeerbäume deines Ruhmes verschlangen schon längst ihre üppigen Zweige zur dichten Laube über deinem stillen Grabe, und zwischen ihren Blättern leuchteten goldig schimmernd zahllose Knospen und die duftenden Wunderblüthen: Alceste, Orpheus, Helena, Armida, und jene beiden köstlichen Schwesterblumen an einem Stengel, deine beiden Iphigenien! Du ruhtest aus von dem Kampfe des Lebens, ruhtest aus von deinen Siegen, und die Preisgesänge der Nachwelt erreichten dein Ohr nicht mehr: Cherubim und Seraphim lauschten in einer seligen Welt den verklärten Klängen deiner reinen Leier: da kam deiner

Weiſſagung blutige Erfüllung. Neunzehn Jahre nach jenem Abende deines glorreichen Triumphs wurde das Purpurband am Halſe deiner ſchönen unglücklichen Fürſtin zum Strome: Maria Antoinettens Haupt ſank im October des Jahres 1793 unter dem Beile der Guillotine.

## Bekannte Namen.

An dem Parterrefenſter eines unſcheinbaren Hauſes in einer der ſtilleren Straßen Berlins ſaß ein alter Herr in dem bequemſten Schlafrock von der Welt und hatte die dunklen noch recht glänzenden Augen gedankenvoll auf eine Gruppe von Maurergeſellen gerichtet, die ihm gerade gegenüber mit dem Bau eines neuen Hauſes ſich beſchäftigten. Es war ein recht heller warmer Tag im Mai des Jahres 1775 und der alte Herr hätte lieber das Fenſter recht weit aufgemacht, um die köſtliche herzſtärkende Luft von da draußen in's Zimmer zu locken und vielleicht irgend eine blüthenbeſtäubte Biene oder einen Schmetterling mit. Der Bau gegenüber mit ſeinem Lärm und Staub mochten ihn aber ſtören, denn er drückte, trotz dieſer ſtillen Wünſche, das Fenſter faſt

ganz zu. Vielleicht würde das offene Fenster auch noch Jemand im Zimmer gestört haben; ein junges Pärchen nämlich, das in einer Ecke neben einem alten Clavier recht angelegentlich mit einander flüsterte. Die zwei Leutchen, ein Mädchen und ein Mann, waren Verlobte: ersteres, die Tochter des erwähnten alten Herrn, hieß Juliane Benda, letzterer war ein trefflicher Geiger und Componist, der nachmals so bekannte Capellmeister Reichardt.

Juliane Benda erschien als ein rosiges lebensfrohes Mädchen von stattlicher Gestalt und köstlich brennenden Augen; Reichardt, der eben ihre Hand zärtlich in der seinen hielt, war kaum so groß, aber schlank und hatte ein feines geistvolles Gesicht. In den Herzen der beiden blühte wohl ein noch schönerer Frühling als da draußen, ein bezaubernder Sonnenschein lag auf den jungen Stirnen. Auch für sie war ja der Brautstand gewiß nur ein Beet voll Rosenknospen, die auf Entfaltung warteten, auf herrliches Erblühen unter der Sonne des Ehehimmels: eine Hoffnung, die fast immer sterben muß.

Des Mädchens Vater, Franz Benda, der älteste Sprosse dieser berühmten Künstlerfamilie, hatte eine eigenthümlich bewegte Jugend hinter sich, das sah man dem interessanten, vielfach durchfurchten Antlitz auch noch an. Böhme von Geburt, Sohn eines musikalischen

Leinewebers im Dorfe Alt-Benatka, erregte er schon früh allgemeine Aufmerksamkeit durch seine wunderschöne Discantstimme und seine Liebe für Musik. Diese Stimme verschaffte ihm in seinem zwölften Jahre einen Platz als Chorknabe in der St. Nicolaikirche zu Prag. Der lebhafte, an unumschränkte Freiheit gewöhnte Knabe wurde aber durch allerlei kleinliche Quälereien seines strengen Vorgesetzten und durch Streitigkeiten mit seinen Genossen nach kurzer Zeit so heftig gereizt, daß er die drückenden Fesseln abwarf und an einem schönen Sommertage einem Zwange entfloh, der seinem abenteuerlichen Sinne und heißen Blute unerträglich schien. Muthig und fröhlich bettelte und sang er sich durch bis nach Dresden. Hier wurde er nach einer kleinen Probe sofort unter die Capellknaben aufgenommen und erfreute sich der vollen Liebe seines Lehrers. Allein lange ertrug er diese Trennung von seinem Vaterlande nicht; er sehnte sich nach seinem schönen romantischen Böhmen, ein unüberwindliches Heimweh kam über ihn und beschattete seine Seele, wie eine dunkle Wolke die heitere Sonne. In den Kindern Böhmens steckt ein Stück Schweizernatur, nur mehr Feuer und Widerstandsfähigkeit: der Böhme siecht nicht hin am Heimweh; er kämpft gegen die seltsame Krankheit in wildem Muthe, mit verzweiflungsvoller Tapferkeit und wird nur nach hart-

näckiger Gegenwehr von dem tückischen Feinde überwunden. Fast zwei Jahre lang bezwang auch Franz Benda diese riesenhafte Sehnsucht seines Herzens, dann aber brach seine Kraft. Im Monat November, im wildesten Sturm und Schneewetter, verließ er heimlich Dresden, um nach Prag zu wandern. O welch eine Kette von Entbehrungen und kleinen Leiden war diese Reise! Benda war fast ganz ohne Geld. Halb verhungert, zerlumpt und fieberkrank lag der Knabe endlich auf dem Leiterwagen eines mitleidigen Bauern, als die zahllosen Kuppeln und Thürme der edlen und stolzen Stadt Prag vor ihm auftauchten. Bei diesem heißersehnten Anblick fühlte er aber keine Müdigkeit, keinen Hunger, keinen Frost mehr; er faltete die abgemagerten Hände um das bleierne Bildniß des heiligen Nepomuk, das er an einer Schnur um den Hals trug, und ein wilder Schrei der Seligkeit entrang sich seiner Brust. Sein erster Gang war, sobald er angekommen, zu dem Chorlehrer der Sänger der St. Nicolaikirche — er wollte wieder Chorsänger werden! Ach! er wollte ja jetzt Alles thun, sich treten und schlagen lassen, wenn er nur in dem lieben herrlichen Vaterlande bleiben durfte!

Benda's früherer Vorgesetzter war gestorben; sein Nachfolger empfing den bleichen, bettelhaften Knaben unfreundlich und ließ sich nur auf sein leidenschaftliches

Bitten zu einer Prüfung ſeiner Stimme bewegen. Er legte ihm mehrere ſechsſtimmige Meſſen von Paleſtrina vor und rief einige Chorſchüler. Franz wählte die berühmte Missa papae Marcelli und ſchickte ſich an, die Oberſtimme zu ſingen — aber — o heilige Mutter Gottes! — welches Entſetzen! — Kein Ton kam aus ſeiner Kehle trotz aller Anſtrengung, nur ein heißeres Krächzen: die wunderſchöne Stimme war hin, verloren durch Mühſeligkeiten des Lebens auf der Landſtraße, durch Erkältung oder Fieber: genug, ſie war hin auf ewig!

Dem Wahnſinn nahe, trieb ſich der Knabe nun bettelnd in dem großen lebensvollen Prag umher, in allen Kirchen und Capellen die Mutter Maria inbrünſtig anflehend, ihm das theure verlorene Gut wieder zu ſchenken, und immer vergebens. Da ſchlenderte er eines Abends, erſchöpft und muthlos bis zum Tode, nicht wiſſend, wo er ſein müdes Haupt hinlegen ſolle in der kommenden Nacht, hinaus in eine der Vorſtädte, als der eigenthümlich kecke friſche Rhythmus böhmiſcher Tanzweiſen, von einer einzelnen Violine geſpielt, an ſein Ohr ſchlug und ihn wunderbar belebte. Einige Parterrefenſter waren erleuchtet, der Knabe ſchaute froſtbebend hinein. Ha! da gings luſtig zu! Kraftvolle Manner mit wettergebräunten Geſichtern hielten üppige Frauengeſtalten zu luſtiger Rebowazka umfaßt, die Wangen

der Tänzerinnen glühten, die dunklen Augen blitzten, die vollen Lippen lachten, alles war Jubel und Leben. Der lauschende Knabe aber sah nur auf den Geiger: der saß auf einem Tische, ein alter blinder Jude mit dem schönsten Patriarchenkopfe. O wie die schlechte Geige doch so wunderbar sang, weich und stolz zugleich! Wie ein Blitz erleuchtete die Seele des Knaben der Gedanke: „dies soll deine Stimme werden, lerne singen auf der Geige!“ — Er wußte nicht wie es kam, aber in der ersten Pause, als die erschöpften Paare schwer-athmend auf den harten Holzbänken ausruhten, ging er in das räucherige Zimmer und gerade auf den alten Geiger zu, legte die erstarrte Hand sanft auf die Hand des Greises und sagte mit rührender Innigkeit: „Väterchen! lehrt mich so spielen, wie ihr spielt!“ Und der Mann mit dem weißen Bart schien dies Begehren nicht wunderlich zu finden; ein träumerisches Lächeln glitt über das stille Antlitz; er reichte dem Knaben die Geige hin, die Franz Benda mit derselben Andacht küßte, wie das Bild des heiligen Nepomuk, und sagte: „hast du denn die Musik auch recht lieb?“ Da schlang der Knabe die Arme um den Hals des Juden und flüsterte: „ich kann nicht leben ohne Musik; ich habe gesungen und kann jetzt nicht mehr, meine Stimme ist todt; aber sie lebt in dem Tone Eurer Geige!“

Die Stimme zitterte ihm bei dieſen Worten, der Schmerz um den Verluſt ſeines höchſten Gutes brach wieder hervor.

„Geh' nachher mit mir in meine kleine Kammer," antwortete der Greis mild, „dort erzähle mir alles, was dein junges Herz drückt. Aber jetzt muß ich noch ſpielen; komm, rücke an meine Seite, bis ich fertig bin!"

Von dieſem Augenblicke an entſpann ſich eine rührende Freundſchaft zwiſchen einer jungen feurigen Seele und einem ſchönen, aber müden Herzen: der alte blinde Jude Löbel wurde der erſte Lehrmeiſter Benda's. Franz lernte unglaublich raſch und zog dann mit ſeinem geliebten Lehrer, dem er eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit weihte, im Lande herum, Tänze geigend. Bald hatte er auch eine kleine Muſikbande zuſammengeſtellt, die auf den Dörfern und in den kleinen Städten eine gewiſſe Berühmtheit erlangte. O, das waren wilde, köſtliche Zeiten voller Romantik und Freiheit, unvergeßliche Tage, Wochen und Monate im Leben Benda's. — Nach dem Tode Löbel's zerſtreuten ſich die Muſiker, und Benda ging wieder nach Prag und ſtudirte dort unter Konyczeck mit dem angeſtrengteſten Fleiße weiter; ſpäter beſuchte er auch Wien, um noch mehr zu lernen und vorzüglich zu hören. In ſeinem zwanzigſten Jahre erhielt er eine Capellmeiſter-

ſtelle in Warſchau bei der Privatcapelle eines reichen Staroſten, der ihn in Wien gehört und den eben dies Spiel in Entzücken verſetzt hatte. Franz Benda's Strich war von einem wunderbaren Zauber, ſein Spiel großartig und weich zugleich; er ſang wahrhaft und immer in der edelſten Weiſe; niemand konnte dieſen ſeelenvollen Klang ohne Rührung hören. Dabei war ſeine Fertigkeit eine ungewöhnliche, obgleich er es meiſt verſchmähte, durch Bravour zu blenden. Man nennt ihn den Stifter einer eigenen Schule des Violinſpiels, die man die ſchön ſingende nennen dürfte. — Nach dem Tode Graun's in Berlin erhielt Franz Benda die Capellmeiſterſtelle im Jahre 1771 und hier eben finden wir ihn nach dieſer kleinen Abſchweifung wieder.

„Kinder, muſicirt doch!“ rief der alte Benda vom Fenſter her, „Juliane, du weißt ja, daß ich das Geplauſche und Gekoſe in den ſchönen Tagesſtunden gar nicht leiden kann. Könnt Euch überhaupt noch genug Zärtlichkeiten ſagen, wenn ihr verheirathet ſeid. Du kommſt mir noch aus aller Uebung vor lauter Getändel. Geſchwind, Reichardt, ſetzen Sie ſich an den alten Kaſten da, und begleiten Sie dem Mädel die große Arie aus dem „Tod Jeſu“. Juliane hat ſeit drei Tagen daran ſtudirt und wird ſie wohl leiblich ſingen, hoffe ich!“

Reichardt ſchlug ohne Widerſpruch eilig ein dickes

Notenbuch auf, Juliane öffnete das Clavier und hüpfte dann erst zu ihrem Vater hin, den sie zärtlich umschlang. — „Papa, hast Du denn ganz und gar vergessen, wie Du einst in deinem schönen Böhmerlande mit der Mama geplauscht?“ fragte sie so lieblich und schalkhaft, daß der alte Benda sich nicht enthalten konnte, ihr statt aller Antwort einen liebkosenden leichten Schlag auf die Wange zu geben. Als Juliane nun lachend und strahlend zu ihrem Verlobten zurückhüpfte, folgte das Vaterauge der reizenden Erscheinung mit Blicken des Stolzes und der Freude.

Reichardt leitete nun die mächtige jubelvolle Arie:

„Singt dem göttlichen Propheten.“

rauschend ein und der Capellmeister dirigirte von seinem Platze am Fenster her.

Während nun die wunderschöne volle Stimme des Mädchens sich ausbreitete, anschwoll, lerchenhaft schmetternd in die Höhe stieg, stand drüben auf dem Gesimse der untersten Fensterwölbung des neu zu bauenden Hauses einer der jungen Gesellen mit verschränkten Armen und hörte zu; Hammer und Kelle waren ihm entfallen. Indem seine Gefährten pfeifend und scherzend weiter arbeiteten, ihm auch wohl gelegentlich ein Stoß versetzten als rohe Mahnung, blieb er unbeweglich und schaute mit weit aufgerissenen Augen und zusammengepreßten Lippen,

die den Athem zurückzuhalten ſchienen, herüber. Er war ein junger Menſch von herkuliſchem Bau, der höchſtens ſiebzehn Jahre zählte. Sein Geſicht war nicht ausgezeichnet, nur das Auge groß und klug. Der alte Benda hatte ihn ſchon oft bemerkt und war zuweilen ſogar ärgerlich geworden über das Herüberſtarren, das er anfänglich für nichts weiter als für den Ausdruck müßiger Neugier hielt. Seitdem er aber wahrgenommen, daß der junge Maurer eben nur lauſchend feierte, wenn im Benda'ſchen Hauſe Muſik gemacht wurde, und wiederum ſehr rüſtig und fleißig arbeitete, wenn es da nicht ſang und klang, ſo fing der Capellmeiſter an, ſich für den Geſellen zu intereſſiren. Er behielt ihn fortwährend im Auge und freute ſich, daß der junge Menſch ſo entzückt ausſah und horchte, wenn Reichardt auf ſeiner Geige beim künftigen Schwiegerpapa ſich übte und Fugen ſpielte, deren kunſtvollen Wendungen wohl ein Muſiker, aber ſchwerlich ein anderer mit Aufmerkſamkeit und Freude zu folgen vermochte.

Das lebhafteſte Intereſſe zeigte aber doch der Maurer am Geſange Julianens: die menſchliche Stimme ſchien für ihn den größten Reiz zu haben. Sang das Mädchen, und waren es nur Solfeggio's, ſo war er nicht im Stande die Hände zu regen, bis der letzte Ton verhallte, er ſtand unbekümmert um die Scheltworte und

Spöttereien seiner Gefährten in der Stellung, die wir vorhin beschrieben.

Die Sängerin hatte eben bei der köstlichen Stelle:

„Steig auf der Geschöpfe Leiter
Wie ein Seraph — steige weiter!"

eine wahrhaft seraphische Reinheit des Tones, eine so warme edle Schönheit des Vortrags entwickelt und mit einem so vollendeten Kirchentriller geschlossen, daß selbst Papa Benda aufsprang und „Bravo" rief. In demselben Augenblicke aber stieß auch eine kräftige Faust von außen das angelehnte Fenster auf, ein bestäubtes erhitztes junges Gesicht wurde sichtbar und eine derbe Hand, bespritzt von Kalkstaub und Mörtel, streckte sich aus. „Ach Mamsell! Das war doch zu brav!" rief eine Stimme, in deren rauhen unsichern Klang sich eine heftige Rührung versteckte. „Ich mußte Euch das sagen und die Hand dazu geben, sonst hätte es mir wahrhaftig das Herz abgedrückt!"

Juliane Benda konnte solcher ehrlichen Lobrede und den guten bittenden Augen nicht widerstehen; lachend lief sie ans Fenster und reichte ihre hübsche Hand recht herzlich hin. Reichardt machte ein etwas verwundertes Gesicht zu dieser kleinen Scene; Benda aber drängte seine Tochter weg, nahm den eben erschienenen Kopf zwischen seine beiden großen magern Hände und rief: „Junger

Mensch, das Auge eines alten Musikers täuscht sich nicht so leicht: ich sage Euch, Ihr habt nicht die rechte Zunft erwählt, Ihr gehört von Gottes- und Rechtswegen zu unserm Handwerk!"

„Glaub's selbst zuweilen!" war die Antwort.

„Nun so kommt herüber zu uns, werft die Kelle und das Schurzfell weg!"

„Das läßt sich nicht mehr thun; der Vater leidet's auch nicht!"

„Wie heißt Ihr denn?"

„Karl Friedrich Zelter."

---

Ganz weggeworfen hat er freilich die Kelle nie, unser Karl Friedrich Zelter; überhaupt blieb immer etwas vom Maurer in ihm und an ihm, wer wollte es leugnen? Daß er aber zur großen Zunft der Musiker übertrat und da auch gar bald Meister wurde, wissen alle, die sich nur ein wenig um diese liebe, herrliche Kunst gekümmert. Der würdige Fasch, der bekannte Stifter der Berliner Singacademie, wurde sein Lehrer, Goethe's Gedichte begeisterten ihn zu Compositionsversuchen. — Später, als er schon Dirigent der Singacademie geworden, schrieb er auch mehrstimmige Choräle, Motetten und Psalmen; aber den Preis unter allen seinen Schöpfungen errang doch jene Gattung echt heiterer

Lieder, die leider heut zu Tage faſt ganz ausgeſtorben zu ſein ſcheint. Wo fände man wohl unter der neuen Compoſitionen im komiſchen Genre Lieder, die ſich z. B. dem Zelter'ſchen

„Invocavit, wir rufen laut"

oder dem

„St. Paulus war ein Medicus"

an die Seite ſtellen ließen? Hinter der Maske einer gewiſſen gelehrten Gravität lacht uns hier das beſte fröhlichſte Herz entgegen, und zwar ganz unwiderſtehlich; die heiterſte Wirkung iſt unfehlbar. Zelter's ernſte Compoſitionen ſcheinen mehr Producte eifrigen Studiums als Ausflüſſe ſeines friſchen eigentlichen Weſens zu ſein. Das warme gute frohe Herz Zelter's war das beſonders Feſſelnde an ihm; wo nun dieſes Herz durchſchimmerte oder mitſang, war immer der Eindruck ein gewaltiger, da wurde jeder mit fortgezogen von ihm, er mochte wollen oder nicht. — Hat doch ſelbſt Altvater Goethe dieſer Natur nicht widerſtanden!

Papa Benda war in der Folge nicht wenig ſtolz auf ſeinen Scharfblick; er erlebte noch den Beginn der Zelter'ſchen Berühmtheit. Die ſchöne Juliane aber, deren Stimme dem berühmten Singmeiſter unvergeßlich blieb, ſo lange er lebte, ſah nur die erſten Strahlen dieſes neuen Sterns; ſie ſank, eine herrlich entfaltete Roſe,

mitten in der Blüthezeit in's Grab. — Reichardt selbst schloß sich nie recht an Zelter an.

Wohl selten hat ein deutscher Musiker im Leben wie im Tode so viel Ehre und Ruhm genossen wie unser Zelter; sein Name ist auch einer von denen, die mit goldnen Lettern in der Geschichte der Musik verzeichnet werden. Das schönste Denkmal aber, das ihm als Mensch und Künstler werden kann, findet man in einem einfachen Buche, dessen Titel lautet:

„Goethes Briefwechsel mit Karl Friedrich Zelter."

# Violetta.

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen."

Einige Stunden von Wien liegt ein kleines Dorf, dessen Namen ich vergessen habe; ich glaube aber, das thut nichts, denn es giebt nur ein solch reizendes Dörfchen auf der ganzen Welt. Eine Kapelle steht auf der Anhöhe, wilde Rosen und Epheu ranken sich an den grauen Mauern empor und zu den Fenstern des Kirchleins blicken demüthig, wie fromme Beter, die weißen, netten, niede-

ren Häuser aus dem dichtesten Buschwerke hervor. Das ganze Friedensplätzchen umschließen alte, hohe Linden- und Kastanienbäume.

Die Cantorwohnung im Dorfe war aber die lieblichste von allen: sie lag abseits von den anderen Häusern und gleichsam in Blumen eingehüllt. Pflegte doch der alte Cantor diese Blumen als seines Lebens höchste Freude; und mitten unter all' diesen Rosen, Veilchen, Lilien und Tulpen war die schönste Blume aufgewachsen: sein Töchterlein Violetta. Seine treue Lebensgefährtin begrub er, als sein Kind das sechste Jahr erreicht hatte; das war wohl der größte Schmerz seines Lebens gewesen, welches sonst so friedlich und still dahingeflossen wie ein Bächlein. Er hatte aber auch immer eine wunderbare mächtige Trösterin zur Seite gehabt, welche ihn mit sanfter Hand über jedes Ungemach, jede Trübsal hinweghob, welche ihn zärtlich in ihre Arme nahm, als sein treues Weib die Augen geschlossen; die Trösterin hieß „Musika" und war eigentlich die mit glühender Inbrunst geliebte, alleinige Gebieterin seines Herzens.

Einen anderen kostbaren Schatz hegte er in der Ecke seiner Wohnstube, ein altes Spinett; und hier war es, wo der Cantor mit den Geistern des großen Bach und Händel verkehrte, mit den alten italienischen Meistern

Zwiesprache hielt, und selig sich vertiefte in die Zauberreiche, welche sich vor ihm aufschlossen.

Violetta fand zwar, daß diese Gespräche nicht immer entzückend schön klangen: das Spinett rauschte und summte oft gar wunderlich dazwischen und die Finger des Vaters wollten auch zuweilen nicht recht hurtig von der Stelle; sie hütete sich aber wohl, das zu sagen und saß ganz still und freundlich mit ihrer Arbeit dabei. Wenn der Spielende dann endlich im höchsten Stadium der Begeisterung inne hielt und sie anschaute, wortlos, aber mit einem verklärten Blicke, so nickte sie ihm lächelnd zu, küßte ihn auch wohl sanft auf die Stirn. Da mußte ihr der Vater erzählen, was er von den alten Meistern wußte, und sie wollte es gar nicht glauben, daß der große Herrscher im Reiche der Töne, Sebastian Bach, eine häßliche lange Perrücke getragen, und Meister Händel so stark geschnupft habe. Sie dachte sich solche stolze Erscheinungen im Zauberreiche der Tonwelt ganz anders, hatte sich gar anmuthige helle Bilder gemalt, die der Vater dann so grausam zerstörte. Fast täglich wiederholte aber der alte Cantor dieselben Geschichten und Violetta hörte mit derselben stillen Aufmerksamkeit, Andacht möchte man fast sagen, zu, als das erste Mal, und kein Zug ihres lieblichen Gesichts zeigte eine Spur von Ermüdung. Sie hatte aber auch einen berühmten Ton-

meister gesehen, die glückliche Violetta, und das vergaß sie keinen Augenblick: die Leute nannten ihn den „Vater Haydn". Violetta's Vater nannte ihn immer „seinen König", und in der tiefsten Tiefe seines Herzens glühte eine Anbetung und Liebe, von deren Gewalt die Seele seines Kindes keine Ahnung hatte.

Als kleines Mädchen hatte sie der Vater einstmals mitgenommen nach der großen Kaiserstadt; dort hatte sie in einer mächtigen Kirche eine prachtvolle Musik aufführen hören, die man die „Jahreszeiten" nannte. Die Kinderseele wurde fast erdrückt von den gewaltigen Tonmassen, die zum ersten Male auf sie einströmten, und doch war Violetta so selig, so wunderbar ergriffen. Sie träumte vom „Frühling"; die „Sommerglut" hauchte sie an; dann tönten lustig die Jagdhörner und mahnten an den „Herbst"; und als der „Winter" gezogen kam, da schmiegte sie sich immer enger an den Vater. Der aber wußte kaum, daß sein Kind auf der Welt war; er saß neben Violetta und lauschte halb athemlos, und sein Gesicht mit den großen dunklen Augen war wie in Seligkeit getaucht; er lachte und weinte abwechselnd. Als alles vorüber, nahm er sein Kind an die Hand und drängte sich hastig, ohne eine Silbe zu sprechen, aus der Kirche. Draußen standen viele Leute, alte und junge, Männer und Frauen, und in ihrer Mitte ein ältlicher,

ſchmächtiger Mann mit einem Angeſicht wie der Friede, und ein Paar Augen wie der Himmel. „Vater Haydn!“ tönte es rings umher. Violetta blickte auf ihn mit ſcheuer Ehrfurcht und überſtrömenden Augen; Vater Haydn aber hatte für jeden ein freundliches Wort oder einen Händedruck und lieben Blick; Lächeln, ſanfte Heiterkeit und Scherz ſchwebten beſtändig auf ſeinen Lippen und in ſeinem hellen Angeſicht. Da drängte ſich auch Violetta's Vater in ſeiner ſchlichten ſchwarzen Kleidung durch den dichten Kreis und hatte die Hand Haydn's gefaßt, ehe ſich dieſer deſſen verſah, und rief mit halb erſtickter Stimme: „Dank, Vater Haydn!“ Der Meiſter aber hatte ihm die Hand gedrückt, ihm zugenickt und gelächelt. Das alles hatte Violetta wohl geſehen; dennoch mußte ſie die Erzählung dieſer Begebenheit faſt tagtäglich hören; war es doch der Lichtpunkt im Leben ihres Vaters. „Wenn ich meinen König noch einmal ſähe,“ pflegte er zuweilen zu ſagen, „ſo müßte ich an der Freude ſterben; das glaube mir, Herzenskind! Es war mir ja, als ich die ſchaffende geſegnete Hand in der meinen hielt, als ob mir das Herz zerſpringen müßte.“

Eines Tages, als die Linden blühten und die Roſen, und das Dörfchen das ſchönſte Kleid angezogen hatte, geſchah es, daß Violetta im Garten ſaß und träumte, wie ſie wohl zuweilen zu thun pflegte. Der Vater ſaß

leſend in der Laube. Da trällerte es plötzlich luſtig vom Gartenzaun her und über die dichte Hecke, gerade neben der ſchmucken Violetta, ſchaute ein friſches fröhliches Geſicht herein, das einem jungen ſchlanken Manne angehörte. Er ſchien ermüdet und trug eine kleine Mappe und einen tüchtigen Stock in der Hand; ſein Haupt bedeckte ein kleines ſchwarzes Hütchen, dichte dunkelblonde Haare hingen ihm ziemlich wüſt um den Kopf und auf ſeiner Schulter ſaß ein zahmer Staar. „Liebes reizendes Mädchen, laß mich hinein!“ bat der Fremdling, und ſeine blauen Augen baten noch mehr als ſeine Worte. Ohne jedoch eine andere Antwort abzuwarten, als Violetta's Lächeln, ſprang er mit einem gewaltigen Satz über die Hecke. Der alte Cantor kam eilig herbei: Violetta lachte, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen, der junge Mann aber hatte bei dieſem Salto mortale ſeine Mappe verloren; Notenblätter und Bleiſtifte flogen umher; der Staar ſchrie: „Unglück über Unglück!“ und ſchwatzte eine Menge italieniſcher Worte bunt durcheinander.

Der kühne Springer reichte dem Cantor die Hand und ſagte: „Lieber Papa, Ihr ſeht hier einen jungen Muſikſtudenten aus Wien, der den ganzen Tag herumgelaufen iſt, um bei den lieben Waldvögelein Melodien zu ſtehlen; aber mein Unterhändler hier“ — dabei deutete er auf den Staar, der ihn mit klugen Augen

anblickte — „hat mich schmählich betrogen, meinen Brodvorrath aufgepickt, die reizendsten Sänger durch sein fades Geschwätz verscheucht; und da bitt' ich Euch denn herzlich, die unausstehlichen, ewigen Molltonleitern eines traurigen Magens in ein kräftiges Es-Dur aufzulösen."

Die lustige Rede gefiel dem alten Cantor ungemein; er nöthigte den fröhlichen Gast in die Laube und Violetta brachte frisches Brod, köstliche Milch und Butter, auch Kirschen und duftende Erdbeeren. Der junge Mann ließ sich dies alles gefallen und der Staar auch; sie aßen und tranken um die Wette, Herr und Vogel, und schwatzten auch beide um die Wette. Sagte der Fremde ein Scherzwort, so wiederholte es der Staar, und dazwischen rief er immer: „Holla! Figaro, Achtung! Figaro, Achtung!"

In einer Stunde waren die Bewohner des kleinen weißen Hauses mit ihrem Gaste so vertraut, als ob sie schon Jahre lang zusammengelebt, und der alte Cantor fing sogar schon an, etwas von dem Meister Bach zu erzählen, wobei er einen ganz aufmerksamen Zuhörer an dem jungen Musikstudenten fand. — Endlich ging dem alten Manne das Herz so recht auf in der Nähe dieses kindlich fröhlichen, einfachen Menschen, und er plauderte ihm geheimnißvoll, als ob er ihm den kostbarsten Schatz entdeckte, die Lieblingshistorie von dem Händedruck des Vaters Haydn aus. Lächelnd und still lauschte der

junge Mann seiner Rede; als der Alte geendet, erzählte er ihm aber dagegen mit feuchten Augen und leise bebender Stimme, daß Vater Haydn ihm sogar einen Kuß gegeben. Das wollte aber der Cantor durchaus nicht glauben, wenngleich der Staar wie besessen schrie: „Die Wahrheit, und wär' sie auch Verbrechen!" — Bei Mond- und Sternenschein nahmen sie Abschied; da fiel es erst dem treuherzigen Alten ein, nach dem Namen seines Gastes zu fragen.

„Ich heiße Amadeus," antwortete dieser, „und werde sehr oft wiederkommen!"

„Das thut nur!" lachte der Cantor und schüttelte ihm die Hand, „dann sollt Ihr auch meine Notensammlung sehen, eine wahre Schatzkammer, sage ich Euch!" — Violetta schenkte dem hübschen Amadeus noch einen prächtigen Rosenstrauß; er küßte sie dafür so leicht, wie ein Schmetterling eine reizende Blume küßt; der Staar aber rief: „so lebet wohl, wir wollen gehn; lebt wohl, lebt wohl, auf Wiedersehn!" Und so zogen sie von dannen. Noch lange hörten die Zurückbleibenden das herzige Duett einer fröhlichen Menschen- und Vogelstimme.

Kaum waren vier Tage vergangen, da kam der heitere Musikstudent wieder über die Hecke gesprungen, diesmal aber nicht müde und erschöpft, sondern keck und risch. Violetta jubelte, als sie ihn sah; er fiel ihr ohne falle Umstände um den Hals und küßte sie auf den schö-

nen Mund; der Staar rief: „Wer ein Liebchen hat gefunden!“ Wie freute ſich der alte Cantor, als er den jungen Mann wiederſah! Er zog ihn geheimnißvoll in ſein kleines Stübchen, öffnete einen alten Schrank, und Amadeus betrachtete mit Staunen einen Schatz der koſtbarſten Werke des Sebaſtian Bach, Händel, Paleſtrina, Pergoleſe und anderer mehr. Vom Vater Haydn lagen einige Meſſen da; jedes Werk war ſauber gebunden und mit Goldſchrift prangte auf dem Rücken der Name und das Geburtsjahr des Componiſten. Amadeus durchblätterte mit einem recht ſeligen Geſichte die dicken Bände, wußte auch in allem gar wohl Beſcheid, zur größten Verwunderung des Cantors, ſprach über alles ſo wunderbar verſtändig und klar, und dabei leuchtete eine helle Begeiſterung aus ſeinem lieben Geſicht. Der Alte nahm ſein Käpplein ab, legte ſeine Hände auf die Schultern des jungen Mannes, ſah ihn mit einem tiefen Blicke an und ſagte: „Ihr ſeid eine gar liebe ſchöne Seele und werdet ſicher ſelbſt ein großer Meiſter werden, wenn Euch Gott behütet!“ und dabei ſchloß er ihn in die Arme und küßte ihn auf beide Wangen; der Staar aber rief: „Es lebe Saraſtro!“ — Dann ſpielte Amadeus, und das alte Spinett erbebte unter ſeinen kraftvollen Händen; wunderſchöne Melodien wiegten die Seelen Violetta's und ihres Vaters in ſüße Träume. — Als es Abend ge-

worden, gingen sie in den Garten und der junge Mann lief mit Violetta um die Wette; sie warfen sich mit Blumen und Rosenblättern und tändelten, wie zwei Kinder, mit dem klugen Staar. Amadeus erzählte Violetta, wie lieb er das Vöglein habe und daß er sich nie von ihm trennen würde. Seine selige Mutter hatte es aufgezogen, ihm geschenkt, und nun war es Tag und Nacht sein Gefährte, setzte sich des Abends auf das Kopfkissen seines Herrn, zog das Köpfchen unter die Flügel und schlief bis zum nächsten Morgen.

Der Sommer verging, aber keine Woche, in welcher Amadeus nicht einmal herauskam, um mit Violetta zu singen — denn sie sang mit lieblicher, kunstloser Stimme allerlei alte Weisen — und mit dem alten Cantor über Sebastian Bach zu schwatzen und von Vater Haydn zu erzählen. Einst fragte ihn Violetta's Vater: „Sagt mir doch, was haltet Ihr von dem Mozart, der jetzt anfängt, so großes Aufsehen zu machen in der Welt durch seine Werke? Ich möchte doch gern etwas von ihm hören."

„Je nun," entgegnete der junge Mann, „ich kenne ihn sehr genau, so gut als mich selbst, und kann Euch wohl über ihn die beste Auskunft geben: Mozart ist ein sehr lustiger, sorgloser Gesell, der ungefähr so aussieht wie ich, nur etwas ernster, wenn er den Dirigentenstab in den Händen hält oder die Feder. Glücklich ist er, wie

ein Kind, und das Beſte will er auch; ſeine Seele ſchwimmt in einem Meere von ſüßen Tönen, die ihn entzücken; die Welt lacht ihn an, und ſein Herz iſt das leichtſinnigſte und froheſte auf der ganzen Erde. Den Wein liebt er auch: über alles aber ein herziges Mädchengeſicht; und nebenbei Blumen und Schmetterlinge. Lieben würdet Ihr ihn, das kann ich Euch verſichern, denn er hat eigentlich gar keinen Feind; aber eine Frau hat er, die er unbeſchreiblich liebt, und die es auch verdient, denn ſie hat wenig Fehler; nur eiferſüchtig iſt ſie, und das plagt den tollen Mozart ein wenig."

Der Cantor ſchüttelte lächelnd den Kopf; Amadeus aber nahm eilig Abſchied, obgleich er kaum ein Stündchen da war und die Sonne noch hoch am Himmel ſtand. „Es wird dieſen Abend eine Oper aufgeführt von Mozart," ſagte er, „Don Juan, und da möchte ich doch wiſſen, wie ſie den Leuten gefallen wird; ich bin etwas unruhiger Natur, und heute beſonders ſo aufgeregt, wie der Mozart ſelber nicht aufgeregter ſein kann; morgen erzähle ich Euch davon." Der Staar hatte kaum Zeit zu rufen: „Schnelle Füße, raſcher Muth;" denn ſein Herr vergaß ſogar, Violetta zu küſſen; ihren Blumenſtrauß ließ er auch liegen. Das Mädchen aber hing den ganzen Tag über das Köpfchen; ob über den vergeſſenen Kuß oder den welken Strauß, das kann ich nicht genau ſagen.

Der folgende Tag verfloß, kein Amadeus ließ sich blicken; die Sonne sank immer tiefer und tiefer, und die gelben Blätter fielen von den Bäumen. Der alte Cantor saß vergraben in seinen Notenschatz auf seinem Lehnstuhl; Violetta trällerte, doch sehr leise; es war ihr nicht recht froh um's Herz. Da klopfte es plötzlich an's Fenster: eine helle wohlbekannte Stimme bat um Einlaß; Violetta sprang heftig auf: gewöhnt an seine Tollheiten, öffnete sie das Fenster und der Wiener Musikstudent sprang in's Zimmer. „Lieber Papa," sagte er mit einem Gesichte, wie ein Frühlingsmorgen, „der Mozart hat seine Sache recht gut gemacht! der Don Juan ist doch ganz leidlich; übrigens läßt er Euch grüßen und hat etwas mitgeschickt, was ich Euch sogleich hereinbringen werde. Aber hier, nehmt zuerst ein kleines Andenken von mir!" — und dabei legte er ein sauberes Heftchen in die Hände seines alten Freundes. Es war ein Ave verum. Violetta erhielt ein zierliches Blättchen mit der Aufschrift: „An mein Veilchen." Es war ein Liedchen, dessen Anfangsworte lauteten:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand."

Das Mädchen jubelte; der alte Mann aber durchwanderte still mit seinen ernsten Augen alle Blätter; dann stand er auf, ging schweigend an seinen Notenschrank und legte das Heft behutsam zwischen Bach und

Händel mitten hinein. Des jungen Mannes heiteres Gesicht zuckte in stiller Rührung; der Cantor reichte ihm beide Hände und sagte: „Ihr wißt am besten, was dieser Platz zu bedeuten hat!“ Da füllten sich Amadeus' blaue Augen mit Thränen; er ergriff mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Hand des alten Mannes und rief: „Väterchen, ich bin ja selbst der Mozart: der tolle, fröhliche Mozart, dem Ihr durch diese einfache Ehrenbezeigung größere, tiefere Herzensfreude gemacht habt, als alle lauten Beifallsbezeigungen der ganzen Welt es je vermocht. Ich danke Euch, aber ich habe auch noch eine Freude für Euch!“ Wie ein Kind stürzte er sich an die Brust des verklärt blickenden Alten, drückte ihn an sich und lief dann zur Thür hinaus. Einen Augenblick darauf zeigte sich sein strahlendes Gesicht wieder; der Staar schrie: „Saraſtro lebe!“ und herein trat — Vater Haydn. Ein Freudenblitz aus den Augen des alten Cantors, eine zitternde Bewegung seiner Lippen war die einzige Begrüßung für seinen König und Meister. Sein Körper trug nicht die Erschütterung seiner Seele, und als Haydn mit seinem seelenvollen Lächeln „Gott grüß' Euch“ sagte und die Hand nach ihm ausstreckte, Mozart sich angstvoll über ihn neigte, Violetta aber ahnungsvoll die Knie ihres Vaters umfaßte, winkte ihm Gott und sein Geist schwebte auf in das Reich der ewigen himmlischen Harmonien.

Viele, viele Jahre sind seitdem vergangen; Vater Haydn dirigirt schon längst dort oben die lieben, herrlichen Engelchöre; Mozart schlummert auch den tiefen, langen Schlaf in kühler Erde; diese und viele andere Sterne sind untergegangen für unsere Welt; das Dörfchen aber schaut noch immer so still und lieb aus dem Gebüsch hervor, die alten Linden duften noch wie ehemals, und in der Cantorwohnung lebt ganz einsam ein altes Mütterchen. Es ist die einst so schöne, reizende Violetta. Sie hat sich nie verheirathet und lebt ein Traumleben in ihren Erinnerungen. Wenn Ihr sie aber besuchen wollt, so mögt Ihr sie nur nach dem Meister Mozart fragen: dann beleben sich ihre Augen und über ihre Züge ergießt es sich wie Jugendschimmer. Und sie wird von ihm reden stundenlang; zuletzt aber zeigt sie Euch vielleicht ein kleines, ach, sehr vergilbtes Notenblättchen, worauf mit flüchtiger Hand geschrieben steht:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand."

## Ein Sommernachtstraum.

„Lächelnd nickte mir die Königin
Lächelnd im Vorüberreiten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder ſollt' es Tod bedeuten?"

Der duftige Schleier einer wundermilden Sommernacht breitete ſich über die reichgeſchmückte Erde: der Mond lächelte ſo ſüß und zauberiſch, wie das verweinte Auge eines ſeligen, liebenden Mädchens; die Blumen konnten nicht einſchlafen vor dieſem Blicke, und die Blätter der Bäume flüſterten mit einander. Vor allem aber verklärte des Mondes Lächeln eine prächtige Linde, die inmitten eines großen düſtern Gartens ſtand. Viele hohe Bäume von ernſter Schönheit waren daneben aufgewachſen; auch Blumenaugen von allen Farben ſchauten aus dem niederen Buſchwerk hervor und in der Mitte des Gartens, unfern der Linde, prangte ein herlicher, ſammetweicher Raſenplatz. Durch das Grün der Geſträuche

aber schimmerten die weißen Mauern eines stattlichen Hauses. Es war Mitternacht. Die Vöglein schliefen schon, auch die Schmetterlinge; hier und da flatterte noch ein Leuchtkäferchen, das sich verspätet bei der holden Rosenkönigin, heim und taumelte, selig berauscht von genossener Liebesluft, allen Blumen an's Herz, die den Schwärmer neckend anriefen.

Da tönte ein leichter, rascher Schritt durch die schweigende Nacht und ein schlanker, jugendlicher Mann mit hoher, gedankenvoller Stirn und wunderbar strahlenden Augen näherte sich der Linde. Die Blüthen des Baumes hauchten süßere Düfte bei seinem Herannahen, und die Blätter drängten sich in Hast dicht an einander, um dem suchenden Mondesauge den Anblick des Lieblings nicht zu entziehen. Träumerisch blickte der Jüngling auf zum stillen, blauen Himmelsgewölbe, und in seinen Blicken schwebten tausend ernste Fragen an die Sterne, die zu ihm herniederleuchteten; sinnend schaute er dann in die dunklen Baumschatten, die sich so schaurig, finster und erbarmungslos über die hellen Blumenbeete lagerten, und er seufzte tief. Da ertönte aus weiter Ferne plötzlich ein leises Klingen, wie wenn der duftigste Zephyr eine spröde Aeolsharfe küßt, und ein Leuchten entstieg langsam dem dunkelgrünen Rasen. Silberglänzende Nebel wallten auf, gestaltlos, und entzückender

Lilien- und Rosenduft erfüllte die Luft. Zahllose kleine, libellenartige Geschöpfe, von denen die Sage geht, daß ihr Hauchleben nur eine einzige Nacht dauere, flatterten auf ihren lichtgrünen Flügeln herbei, und schlossen einen dichten Kreis um den Rasenteppich. Das süße Klingen wurde lauter und lauter, ein Strom der berauschendsten Melodien wallte nieder, wechselvoll, bald fröhlich spielend, scherzend, bald klagend, wehmuthsvoll, trauernd, aber immer sinnverwirrend und lockend. Eine Fülle der schönsten Rosenblätter sank jetzt hernieder und einem jeden dieser Blättchen entstieg ein feenhaftes Wesen von unendlicher Lieblichkeit, engelhaft zarter Gestalt, blitzenden Augen, langen goldenen Haaren und eingehüllt in blendende Schleier. Jede Bewegung dieser entzückenden Geschöpfe war die süßeste Musik, jeder Hauch ein Ton, und wie sie sich umschlangen zu lustigen Reigen, wollte das Herz des bebenden Menschenkindes, dem es vergönnt war, solche Wunder zu schauen, vergehen vor Wonne.

Das schöne Angesicht des Lauschenden verklärte sich immer mehr und mehr: ein überirdischer Glanz entströmte den Augen, und ein wahrhaft seliges Lächeln umspielte seinen Mund. Ach, sie erwachten ja alle wieder, die holden Träume seiner Kindheit, sie zogen alle vorüber, nickend und lächelnd, die lieblichen Gebilde

seiner jugendlichen Phantasie; die goldne Märchenwelt, die versunkene, stieg empor in aller ihrer alten Pracht und Herrlichkeit! — Da erklang silberhelles Glockenspiel und ein leises Rauschen zog seine Blicke aufwärts. Ein Thron, aus dem Kelche einer reinen Lilie gebildet, schwebte hernieder, umflattert von unzähligen Duftgestalten, halb verborgen in dem Kelche reizender, fremder Blumen. Das ganze luftige Schlößlein hing an zwei Mondstrahlen, wie an feinen silbernen Ketten, und schwankte wiegend hin und her. Die Grashalme streckten verlangend die grünen Aermchen aus, den Feensitz sanft zu empfangen; die seltsamen Wächter des Rasens schlugen mit den grünen Flügeln zum Gruße und Willkommen für die Königin, und das klang wie Harfengesäusel. Die Königin aber verließ ihren Thron und berührte mit der Spitze ihres winzigen Füßchens den grünen Teppich. Etwas Liebreizenderes, Entzückenderes, als diese Elfenfürstin — denn so nannte man sie im Geisterreiche — könnt Ihr Euch gar nicht denken: ein Krönlein trug sie von Blumenthränen, und die strahlen herrlicher, als die kostbarsten Brillanten der Welt; der Schleier der Königin war Licht, ihr Auge ein Himmel und ihr Lächeln Seligkeit. Sie hob die zarte Hand, neigte das Haupt, und nun begann der Tanz. Welch ein zauberisches Schweben und Schwingen, welch ein

süßes, zärtliches Umschlingen, Neigen und Fliegen! Dazwischen flatterte die Königin mit ihren glänzenden Schwingen, sang und lächelte. Alle Blumen nah und fern erschlossen sich, jeder Kelch hauchte Duft und Klang — o, es war ein wunderseliges Leben!

Das fühlte denn auch das einsame Menschenkind dort an der Linde, und die Wonne dieser Zaubernacht sank mit solcher Allgewalt auf das junge Herz, daß es zu erliegen wähnte, und ein tiefer Seufzer, ein leises: „Ach!“ erpreßt vom Uebermaße des Entzückens, seinen Lippen entfloh. Da plötzlich ist es, als ob ein Windstoß die zarten Gestalten erfaßt: erschrocken und verwirrt wirbeln und taumeln sie auseinander; aber die Königin winkt den Gespielinnen; ernst, ja traurig blickend deutet sie auf die Linde, die der Mond mit tausend zarten Fäden umsponnen hält. Die Elfen hüllen sich in ihre Schleier und schwärmen dem erbebenden Jünglinge näher, dessen rechter Arm sich um den Baum geschlungen, als vermöchte dieser ernste Freund, der ja schon die geliebten Eltern und Großeltern beschirmt, auch ihn zu beschützen vor der mächtigen Zaubergewalt. Die Königin schwebt herbei: „Du bist dem Tod geweiht,“ so singt sie, „Du geliebtes, reich gesegnetes Erdenkind, unerbittlich, unabwendbar! Kein Sterblicher darf ungestraft in das Geisterleben schauen! — Du mußt nun sterben! Dein

Strahlenleben wird verlöschen, plötzlich, wunderbar, sanft wie ein Stern verlischt, um strahlender wieder aufzusteigen. Du bist auserwählt vor Tausenden und aber Tausenden Deines Geschlechts; die hehre Göttin Musika, vor deren Hoheit sich alle Geister des Himmels und der Erde beugen, hat Dich mit ihrem Kusse geweiht. Der Stern des Glückes leuchtete über Deiner Wiege; Felix nannten sie Dich; in diesem Namen liegt das Bild Deines ganzen Daseins: Du wirst glücklich sein, strahlend glücklich, geliebt, bewundert, angebetet und endlich, o dreimal gesegnetes Erdenkind! wirst Du dahingehen inmitten Deines Ruhmes, Deines Glanzes, Deiner Kraft, — und ein geliebtes, reines Wesen wird Dir vorangehen, um Dir in der letzten Stunde küssend die fliehende Seele von den Lippen zu nehmen. O, segne Dein Geschick, geliebter Sterblicher!"

Die klingenden Worte verhallten, die Königin senkte wiederum das Haupt, aber so tief, daß eine Blumenthräne aus ihrem Krönlein auf die bleiche Stirn des Träumers fiel, schaute ihm dann in's Angesicht mit ihrem süßesten Lächeln und flüsterte scheidend: „Gute Nacht!" Die Elfen huschten an ihm vorüber: alle warfen spielend ein Angedenken an das Herz des Halbbewußtlosen, die eine kleine Nadel aus Mondstrahl, die andere eine kleine wunderbare Moosblüthe, oder eine Maiglocke, oder

einen Schleier aus Abendröthe gewebt, und dabei hauchten sie singend: „Gute Nacht, Gute Nacht!“ — Thron, Königin, Tänzerinnen, Duft, Licht und Klang, alles war dahin; der Jüngling sank besinnungslos zusammen.

Als er seine Augen wieder aufschlug, war es die Sonne, die ihn weckte: sie küßte seine hohe Stirn und wunderte sich im Stillen über die bleichen Wangen ihres Günstlings: die Vögel sangen, die Blumen badeten sich im Thau und schauten verschämt und erschrocken nach ihm hin; die Blätter der uralten Bäume aber hatten sich allerlei Geheimnisse mitzutheilen; die leichtfertigen Schmetterlinge stürzten auf die Lieblingsblumen zu, um ihren süßen Lippen unter Scherzen und Kosen die Geheimnisse der vergangenen Nacht zu entlocken; einige alte, schwarze Käfer liefen brummend auf dem Rasen umher, richteten dünne Grashalme empor und hatten viel aufzuräumen. Der alte Gärtner des Hauses aber bemerkte am Morgen kopfschüttelnd einen seltsamen weißlichen Ring, der sich rund um den Rasenplatz zog: es waren die Leichen der kleinen zarten geflügelten Wächter des Elfenreiches.

Felix durchwanderte den Garten mit einem Antlitz, auf welchem die höchste und reinste Begeisterung ihren leuchtenden Thron aufgeschlagen: er eilte flüchtigen Schrittes in sein stilles Gemach und verbarg sich vor den Augen aller seiner Lieben; als er aber endlich wieder ein-

trat in den Kreis der Seinen, legte er mit einem bedeutsamen Lächeln ein Notenheft in die Hände seiner geliebten ältesten Schwester, seiner Kunstgenossin und Freundin. „Fanny," sagte er, „diese Blätter wollen Dir einen Sommernachtstraum Deines Felix erzählen; höre ihnen ein Weilchen geduldig zu!" —

Das Wort der Elfenkönigin ging in Erfüllung: der strahlende, verehrte, geliebte Meister, der den wundersüßen Sommernachtstraum von Zaubertönen träumte, er hat unsere arme Erde verlassen! In dem Lorbeerkranze, welcher die jugendliche Stirn umschlang, verwelkte noch kein Blatt; er schloß die belebenden Augen im vollsten Bewußtsein seiner Kraft, im ungetrübtesten Glanze seines Ruhmes. Und wir? Ach wir knien an dem Sarge des Unvergeßlichen, schauen mit heißen Thränen und unversiegbarem Leide in sein stilles Angesicht und berühren zum letzten Male mit scheuer Ehrfurcht die ruhende Hand, die im Leben keine Ruhe kannte, die soviel Großes und Herrliches geschaffen und hervorgerufen. Wie bald entfloh der Verklärte unsern wirren Erdenklängen! Es zog ihn mächtig hinauf in die lichte Heimath aller Harmonie. Dort sind alle seine Träume Wahrheit, selige Wahrheit geworden: das Sehnen seiner hohen Seele ist gestillt!

Auch wir sind erwacht; aber wir sind erwacht zur trostlosesten Wahrheit. Wie es so winterlich worden über

Nacht und ſo einſam und traurig auf der Erde! Verlaſſen ſteht der Thron, verſtummt iſt die Harfe, weinend und tief gebeugt klagt die hehre Göttin Muſika, und tauſend und aber tauſend Menſchenaugen blicken fragend auf zum ernſten, hohen Himmel; — ach, er hat keine Antwort auf das bange, bittere „Warum!“

# Eine Prophezeiung.

In dem lieben Sachſenlande liegt das hübſche Jonsdorf mitten in der Oberlauſitz. Jetzt ſchaut es freilich mit ſeinen weißen Häuſern und rothen Dächern wie eine Bauerndirne im Sonntagsputz über die üppigen Wieſen und großen Bleichen her; vor etwa 80 Jahren aber, und das iſt die Zeit, in der unſre kleine Geſchichte ſpielt, ſaß es

noch wie ein Bettelkind am Wege. Nur wenige ärmliche Häuschen ſtanden verloren hingeſtreut, eine kleine Kirche ſtand dabei wie zur Wache, und rings herum war dichter dunkler Tannenwald. Die ganze Landſchaft hatte etwas Trauriges, Gedrücktes. Nur auf einem einzigen Fleckchen ſah es hell und freundlich aus, und dieſer Fleck war eine grüne Wieſe unfern des Dorfes. Sie gehörte dem fleißigſten und klügſten Manne der Gegend, diente als Garnbleiche und war derzeit der alleinige Bleichplatz weit und breit.

An einem Mainachmittage nun zeigte ſich aber dort ein anmuthiges Genrebild: junge Bleicherinnen breiteten im hellen Sonnenſchein unter Lachen und Scherzen ihr ſelbſtgeſponnenes Garn auf dem Raſen aus. Eine jede hatte ihren grünen Schöpfer am Arme und einen groben runden Hut auf dem Kopfe; es waren lauter kräftige Frauengeſtalten in kurzen dunklen Wollröcken, ſchwarzen Miedern mit ſauber umgeſchlagenen Hemdärmeln und bunten, knapp über die Bruſt geſteckten Tüchern. Die hübſcheſte unter ihnen war wohl ohne Frage die Tochter des Wieſenbeſitzers: Maria Häniſch, eine ſo liebliche Mädchenblume als jemals in Sachſen (wo ja bekanntlich die hübſchen Mädchen wie Unkraut zu wachſen pflegen) aufgeblüht. Um der langen blonden Haare willen, die dem ſechzehnjährigen Kinde faſt bis an die Knie

reichten, hatte man ihr den Namen „Goldmarie" gegeben. Herzensgute, blaue Augen, rothe Wangen, eine kecke Stumpfnase, ein kleiner lachender Mund, schlanker Wuchs mit anmuthig gerundeten Formen, dies möchte wohl das getreue äußere Conterfei einer Dorfrose sein, die damals in allen Herzen herrschte und manchem Burschen den Kopf verdrehte. Nun war aber dieser allgemeine Liebling nicht etwa ein ganz besonderer Ausbund von Verstand und übermenschlichen Eigenschaften, sie war eben nur gut, unbeschreiblich gut, konnte keinem Thiere etwas zu Leide thun, geschweige einem Menschen, theilte aus, was sie hatte, verschenkte den Bissen vom Munde, war eine treue fleißige Tochter, die Stütze des Vaters, seit die Mutter gestorben, ein frommes harmloses Mädchen. Wer sie aber jetzt sah, wie sie mit ihren Gefährtinnen herumsprang, sie neckte, mit Wasser bespritzte, und hörte, wie jubelnd und hell sie ihre muntern Liedchen zu singen wußte, der mußte sich mit ihr freuen und leise dazu sagen: „behüt' dich Gott, liebe Seele!"

Die Arbeit war gethan; die Bleicherinnen dachten an die Heimkehr, pflückten noch Frühlingssträuße und setzten sich dann nieder, um den Rest des Vesperbrodes zu verzehren. Die ersten leisen Schatten des Abends streiften diese lebensvolle Gruppe. Da schwankte aus dem Tannenwald ein altes häßliches Weib heran. Die fremd-

artige Tracht, der schmutzige gelbe Turban, das schwarze südlich glühende Auge verriethen das Kind jenes seltsamen ruheloſen Stammes aus Böhmens Wäldern, die Zigeunerin. Die Bleicherinnen hörten auf zu scherzen, sahen einander ängstlich an und rückten näher zusammen.

„Laßt mich trinken aus Eurem Kruge," sagte die Alte mit bittender Miene, aber stolzem Ton, „ich bin weit gewandert, muß auch noch weit gehen — und mich dürstet so sehr!" Und dabei wies sie mit dem dürren Finger auf einen halbgeleerten Milchkrug, der soeben von einem frischen Munde zu dem andern gewandert war. Die Mädchen aber murmelten erschreckt: „nein, wir trinken nicht mit Euch, das bringt uns Unglück!" und eine von ihnen drückte den Krug fest an sich und deckte ihre Schürze darüber. Die Goldmarie allein hatte nichts gesagt, sie stand jetzt auf, entrang der Gefährtin den Krug mit einem Blicke von Unwillen, wandte sich dann zur Zigeunerin und sagte: „da trinkt, arme Frau, und Gott gesegne es Euch!"

Da lächelte die Alte seltsam, that einen langen Zug, gab den Krug zurück und flüsterte: „Sollst zum Dank deinen Zukunftsspruch hören; mitleidig Kind, gieb deine Hand!" Und die erröthende Goldmarie hielt ihre kräftige Hand hin, die Zigeunerin schaute prüfend hinein, verfolgte aufmerksam die Linien, wiegte bedeutsam das

graue Haupt und murmelte endlich in singendem Tone folgende Worte:

„Hast noch keinen Liebsten heut und wirst doch freien in kurzer Zeit; lustig Schneiderblut wird dein Mann, das aber nicht nähen noch flicken kann. Der erste Bub wird General und führt doch nie Waffen von Eisen und Stahl; er herrscht und befiehlt durch Wink und Blick, bringt seinem Hause Ruhm und Glück. Der zweite Bub auch — —"

„Himmelkreuzschockmillionbonnerwetterrr" — — prasselte hier ein endloser Fluch hinter dem Rücken der Weissagerin her; Goldmarie prallte schreiend zurück; ihr Vater stand vor ihr, eine gedrungene breitschultrige Gestalt in Kniehosen und kurzer Jacke mit braunrothem, gutmüthigen Gesicht, die Pfeife im Munde; dickes graues Haar hing ihm unter dem breitkrämpigen Hute bis auf die Schultern. „Wollt ihr wohl schweigen, altes Weib!" schalt er, „und der jungen Dirne da nicht so viel tolles Zeug in den Kopf setzen! Als ob ich sie einem Schneider an den Hals werfen würde, der nicht einmal sein Handwerk versteht! Und der erste Junge soll Soldat werden? — Nichts da — ein Bleicher soll sie haben und kein anderer, und der Junge soll auch ein Bleicher werden und damit basta, und wir wollen doch sehen, wer Recht behält, eine hergelaufene Hexe oder ich, Johann

Gottlob Häniſch aus Jonsdorf. — Und nun marſch nach Hauſe, ihr Mädchen! —"

Das junge Volk ſteckte die Köpfe zuſammen und brach haſtig auf; Goldmarie ſah ſich verſtohlen nach der Zigeunerin um — ſie war ſpurlos verſchwunden. Der Vater aber brummte noch auf dem ganzen Heimwege, ja bis zum Schlafengehen.

---

Man ſchrieb die Jahreszahl 1794; zehn Jahre waren vergangen ſeit jenem Maitage und den prophetiſchen Worten der Zigeunerin. Wo war die hübſche Marie? — Wir finden ſie in einem kleinen Dorfe bei Zittau wieder, in Alt-Gersdorf als das Weib des dortigen Cantors und Schullehrers Johann Gottlob Schneider. Das war nun ein gar geſchickter Mann, der ſo ſchön die Orgel zu ſpielen verſtand, daß die Frauen immer weinen mußten in der Kirche, wenn ſie ihn hörten, und die Männer nach dem Gottesdienſt immer auf ihn warteten, um ihm noch ganz beſonders die Hand zu drücken. Viele behaupteten gar, daß ſein Orgelſpiel mehr nütze und beſſere, als die Predigt des Herrn Pfarres, aber das ſagte man ſich freilich nur leiſe in's Ohr. — Den größten Schatz ſeines Lebens hatte ſich nun doch der glückliche Cantor erſpielt: ſein liebes treues Weib, Maria Häniſch aus Jonsdorf. Sie war einſt bei ſeiner Muhme in Zittau

zum Besuch gewesen, als eines Sonntags der Schullehrer Johann Gottlob Schneider aus Neu-Waltersdorf*), einem Nachbardorfe ihrer Heimat, für den plötzlich und schwer erkrankten Cantor der Stadt die Orgel spielte. Als nun der Gottesdienst zu Ende und die Leute hinausgegangen waren, da setzte sich der Schullehrer noch einmal auf die Orgelbank und schickte ein recht herzinniges Tongebet hinauf zum lieben Gott für den kranken Freund. Ach und solch eine Bitte in Tönen hat noch glänzendere Flügel als jedes andere Gebet und flattert gerade in den Himmel hinein! — Aber der Herr dort oben und die Engel hörten diesmal die rührende Bitte nicht allein; ein rosiges Mägdlein war noch in seinem Kirchstuhl verblieben und betete mit, flog mit in den Himmel und gab sein schuldloses Herz auf ewig dem zu eigen, der es so hoch getragen. — Dann folgte eine Zeit der Thränen und des stillen Herzeleids, denn heimliche Liebe bringt allezeit große Pein; aber die mitleidige Muhme wußte Rath und brachte die beiden zusammen, wo denn die Cantorseele auch gar bald in helle Flammen aufloderte. Nun kam aber ein neuer Jammer, denn der Vater der schönen Maria wollte nichts hören von einem Musikanten-Schwie-

*) In diesem Orte wurde auch Friedrich Schneider am 3. Januar 1786 geboren. Der Vater wurde 1787 nach Gersdorf versetzt.

gerſohne, der noch obendrein Schneider hieß und ihm die Worte der Zigeunerin in das Gedächtniß brachte; der Umſtand allein, daß der Cantor einige entfernte Geſchäftsverwandtſchaft nachzuweiſen vermochte, beſtimmte den Bleichherrn, die Einwilligung zur Heirath endlich zu geben. Schneider war nämlich ein Zwillichwebergeſelle geweſen, der nur aus unbezwingbarer Liebe zur Muſik den Webſtuhl mit der Orgelbank vertauſcht hatte.

In ſeinen Berufsorten trug man den Cantor auf Händen. Die Kinder, die zu ihm in die Schule gingen, hingen wahrhaft an ſeinen ſanften Augen und folgten ihm mehr als Vater und Mutter, und er liebte ſie faſt ſo ſehr wie ſeine eignen Kinder. Drei Söhne wurden ihm geſchenkt, der älteſte aber, das Abbild des Großvaters, war ſeines Herzens Stolz. Der Großpapa wollte zwar mit Gewalt einen Bleicher aus ihm machen, allein die Eltern mochten daran immer nicht gern glauben; die Mutter ſah heimlich jedem Soldaten nach, der durch's Dorf ſtolzirte, dachte an die Worte der Zigeunerin und freute ſich. Der Vater jedoch hatte ganz andere Gedanken, die er aber Niemandem verrieth. — Maria mußte jeden Sommer mit dem Kinde nach Jonsdorf zum Vater ziehen, und der nahm den kleinen Chriſtian Friedrich mit auf die Bleichen, trug ihn ſogar anfangs auf ſeinen Armen dahin, legte ihn auf den Raſen, ließ ihn von der

zum Besuch gewesen, als eines Sonntags bei [illegible] Wasser
Johann Gottlob Schneider aus Neu-Walt[illegible] der derbe
Nachbardorfe ihrer Heimat, für den plötz[illegible] Der wird
erkrankten Cantor der Stadt die Orgel [illegible]n, „alle
der Gottesdienst zu Ende und die [illegible]." Zum
waren, da setzte sich der Schullehr[illegible] nur Spielzeug
Orgelbank und schickte ein re[illegible]e, und er hätte
hinauf zum lieben Gott für [illegible]rnen gleich zu sich
und solch eine Bitte in [illegible]tter ihn hergegeben.
Flügel als jedes andere [illegible] geboren wurden, hörte
Himmel hinein! — [illegible]aurenthalt in Jonsdorf
Engel hörten diesmal [illegible]der noch oft zum Groß-
rosiges Mägdlein [illegible] erklärter Liebling er nun
blieben und beten
sein schuldlose[illegible] seine heimliche unsägliche
hoch getrage[illegible]en Talente seiner Kinder,
des stillen [illegible]enhaftigkeit und Geduld im
große [illegible] unterrichtete, und als ihm
brachte [illegible]kaum 8 Jahr alt war — am
seele[illegible] zu Papier gebrachten musika-
te[illegible], da ging der Cantor in sein
[illegible] auch auf die Knie. Mit über-
[illegible] er Gott inbrünstig für diese
[illegible] unterwies nun den rasch fassen-
[illegible] auch in der Kunst des Orgelspiels,

...n mit der Einrichtung und der Spielweise der ...inette, Oboe, Viola bekannt, ebenso mit dem ...und der Flöte, und ließ ihn seine jüngern ...r. So vorbereitet brachte er den Kna... ...e auf das Gymnasium zu Zittau. ... Zehn bei einem Schuhmacher ein ... ihn bringend dem dortigen Musikdirektor ...ganisten Meyer, sowie dessen Gehülfen Flasch... ner. Die Herren wären aber auch ohne Empfehlung gar bald auf ein solch eminentes Musiktalent aufmerksam geworden. Friedrich wurde nach kurzer Zeit Präfekt des Sängerchors, übte sich im Dirigiren, gab fleißig Clavierstunden und componirte in seinen Freistunden nach Herzenslust. Bald hatte der bescheidene Dorfknabe Zutritt in den ersten Familien der Stadt; jeder hörte ihn gerne spielen, jeder freute sich seines Eifers und Talentes und endlich konnte in keinem Hause mehr Musik gemacht werden ohne ihn. Die lobendsten Berichte drangen in die stille Cantorswohnung zu Alt-Gersdorf und verbreiteten dort hellen Sonnenschein, und wanderten von dort weiter nach Jonsdorf zu dem wackern Bleichherrn, der aber von nichts hören wollte und meinte, der Junge verliere nur seine Zeit mit dergleichen Allotria; er sei zu stark und kräftig für einen Musikanten. Wenn die Ferien aber kamen und der Schüler in's geliebte Elternhaus trat und

Sonne beſcheinen und von luſtigen Dirnen mit Waſſer begießen. Wie freute ſich da der Alte, wenn der derbe Bube dazu lachte, ſtrampelte und kreiſchte. „Der wird mein Erbe," pflegte er dann ſchmunzelnd zu ſagen, „alle meine Mühe und Arbeit wird nicht umſonſt ſein." Zum Chriſtfeſt brachte er dem Jungen immer nur Spielzeug mit, was auf die Bleicherei Bezug hatte, und er hätte für ſein Leben gern dieſen Erſtgebornen gleich zu ſich genommen, wenn Vater und Mutter ihn hergegeben. Als nachher noch zwei Söhne geboren wurden, hörte zwar der regelmäßige Sommeraufenthalt in Jonsdorf auf, Chriſtian Friedrich mußte aber noch oft zum Großvater herüber kommen, deſſen erklärter Liebling er nun einmal war und blieb.

Der Vater dagegen hatte ſeine heimliche unſägliche Freude an dem muſikaliſchen Talente ſeiner Kinder, die er mit rührender Gewiſſenhaftigkeit und Geduld im Generalpaß und Clavierſpiel unterrichtete, und als ihm ſein älteſter — der noch kaum 8 Jahr alt war — am Weihnachtsabend die erſten, zu Papier gebrachten muſikaliſchen Ideen überreichte, da ging der Cantor in ſein Kämmerlein und warf ſich auf die Knie. Mit überquellenden Augen dankte er Gott inbrünſtig für dieſe Herzenserquickung. — Er unterwies nun den raſch faſſenden Knaben allmählich auch in der Kunſt des Orgelſpiels,

machte ihn mit der Einrichtung und der Spielweise der Violine, Clarinette, Oboe, Viola bekannt, ebenso mit dem Fagot, Horn und der Flöte, und ließ ihn seine jüngern Brüder unterrichten. So vorbereitet brachte er den Knaben im zwölften Jahre auf das Gymnasium zu Zittau. Er miethete den Sohn bei einem Schuhmacher ein und empfahl ihn dringend dem dortigen Musikdirektor und Organisten Meyer, sowie dessen Gehülfen Flaschner. Die Herren wären aber auch ohne Empfehlung gar bald auf ein solch eminentes Musiktalent aufmerksam geworden. Friedrich wurde nach kurzer Zeit Präfekt des Sängerchors, übte sich im Dirigiren, gab fleißig Clavierstunden und componirte in seinen Freistunden nach Herzenslust. Bald hatte der bescheidene Dorfknabe Zutritt in den ersten Familien der Stadt; jeder hörte ihn gerne spielen, jeder freute sich seines Eifers und Talentes und endlich konnte in keinem Hause mehr Musik gemacht werden ohne ihn. Die lobendsten Berichte drangen in die stille Cantorswohnung zu Alt-Gersdorf und verbreiteten dort hellen Sonnenschein, und wanderten von dort weiter nach Jonsdorf zu dem wackern Bleichherrn, der aber von nichts hören wollte und meinte, der Junge verliere nur seine Zeit mit dergleichen Allotria; er sei zu stark und kräftig für einen Musikanten. Wenn die Ferien aber kamen und der Schüler in's geliebte Elternhaus trat und

dem Vater erzählte, was er gelernt und gehört, und der Mutter und den Brüdern neue geistliche Melodien vorspielte, da war Jubel in der Cantorsfamilie; diese Tage waren lauter Weihnachtstage. Und dann wanderte der kräftige, lebensfrohe junge Mensch hinüber nach Jonsdorf und spielte gewissenhaft beim Großvater, während der zweiten Hälfte seiner Ferien, Bleicher.

So vergingen Wochen, Monate, Jahre; da kam eines Tages ein Bote heraus nach Alt-Gersdorf und brachte eine feierliche Einladung für die Familie Schneider von dem Musikvereine der Stadt Zittau zu einem großen Concert am nächsten Sonntag Abend. Und als der Sonntag kam, wanderten sie alle, Vater, Mutter, Brüder, Großvater rüstig und unverdrossen die zwei Stunden weit nach Zittau. Es war schon Abend, als sie ankamen, und ohne Verzug, ohne Rast noch Erquickung zog die erwartungsvolle Familie in den Concertsaal und nahm bescheiden in einem Winkel Platz. Der Vater schaute unruhig nach seinem Friedrich umher. Eine Ouverture von Cherubini rauschte jetzt mächtig heran — wer dirigirte wohl? — Der Cantor sah's mit einem Freudenschreck: ein junger schüchterner Mensch, Friedrich Schneider aus Alt-Gersdorf. Aber er war nicht verzagt am Dirigentenpult, sicher und fest waren die Bewegungen seiner Hand, ruhig und ernst der Blick des Auges. Dann kam eine

Messe von Lotti; sie wurde musterhaft ausgeführt; und endlich setzte sich der junge Dirigent an's Clavier und trug drei selbstcomponirte Sonaten vor. Lauter Zuruf der Bewunderung lohnte den Spieler; der Cantor aber hatte die Hände gefaltet, er konnte den Sohn dort am Orchester nicht mehr sehen, es zitterten und schwankten die Lichter des Saals in tausend Pünktchen zersplittert vor seinen Augen, — aber nicht nur die Augen, sein ganzes Herz schwamm in Freudenthränen. Die Brüder sahen sich freudeleuchtend an, da beugte sich die sanfte Marie nieder zu ihrem Vater und flüsterte bebend: „Habt Ihr's gesehen, wie er befiehlt, unser Sohn? Jetzt habe ich erst die Alte verstanden. O! er ist ein wahrer General, unser Friedrich, Gott segne ihn!" — Und Johann Gottlieb Hänisch murmelte tiefgerührt: „nun, sie mag denn in Gottes Namen Recht behalten!"

---

Dieser Tag war der Anfang des Ruhmes unseres Friedrich Schneider. Die Erstlinge seiner schaffenden Muse, jene drei Sonaten, erschienen bald darauf in Leipzig als Opus 1 in dem Breitkopf-Härtel'schen Musikverlag und erfuhren selbst von den strengsten Musikrichtern einstimmiges Lob. Im Jahre 1805 bezog Schneider die Universität Leipzig, erwarb sich dort die Liebe und Anerkennung des berühmten Cantors Schicht an der Tho-

masschule und die Freundschaft vieler ausgezeichneter Männer. Die Schicht'sche Singacademie wurde bald seiner alleinigen Leitung anvertraut, auch übertrug man ihm die Gesanglehrerstelle an der Plato'schen Freischule. Im Jahre 1807 wurde Schneider zuerst Organist an der Universitätskirche, zwei Jahre später Dirigent bei der Seconda'schen Operngesellschaft, und endlich Musikdirektor des städtischen Theaters. Nun wirkte er nach verschiedenen Seiten hin auf eine wahrhaft segensreiche Weise. Seine Organistenstelle behielt er bei, die Orgelbank war und blieb nun einmal sein liebster Platz, die Kirchenmusik das eigentliche Feld seiner Thätigkeit. Er componirte mehrere Vocal-Messen und Orgelsätze und trat plötzlich, 1819 mit einem Oratorium „das Weltgericht" in die Reihen der größten Kirchencomponisten aller Zeiten. Die erste Aufführung dieses bedeutenden, in vollster Begeisterung geschaffenen Werkes verschaffte ihm jenen behaglichen Ruheplatz in dem freundlichen Dessau, der nach Gottes Rathschluß auch sein ewiger werden sollte. Unter dem Schutze eines kunstliebenden Fürsten entstanden alle seine späteren Schöpfungen, die Oratorien: die Sündfluth, Pharao, Christus das Kind, Gethsemane und Golgatha, Gideon und Absalon, so wie die schönen Choralmelodien, Psalmen und Messen. Auch in weltlichen Compositionen versuchte sich Friedrich Schneider,

und mit vielem Glück; Sinfonien entſtanden, Sonaten, Lieder und Cantaten, auch verſchiedene Ouvertüren, in welche er bekannte Melodien, z. B. den Deſſauer Marſch, das „God save the Queen“ und „Gaudeamus“ ſinnig verwebte. Enthuſiaſtiſche Anerkennung ward ihm zu Theil, ſeine Werke wurden überall aufgeführt, meiſt unter des Componiſten eigener Direction: der Name Friedrich Schneider hatte einen guten Klang. — Ja, er war Beherrſcher geworden, der geniale Sohn der lieblichen Maria, nicht nur Beherrſcher des Contrapunktes und Gebieter der Orcheſter und Sängerchöre; nein, ein mächtiger weiſer König im Reiche der Töne. — Wer hätte ihn nicht geſehen, jenen nun in Gott ruhenden, wackern Meiſter Friedrich Schneider, wenn er am Dirigentenpulte ſtand, die Hand mit dem Tactſtabe hoch erhoben, das Auge gebietend auf die Muſiker gerichtet? Wer erinnert ſich nicht jenes eigenthümlich braunroth gefärbten, von langen grauen Haaren umwallten Angeſichts? — Dieſe ſeltſame Färbung aber war ein unverwiſchbares Andenken an die Bleichverſuche des braven. Großpapa's auf „Häniſchmühe“ in Jonsdorf.

## Weihnachten im Walde.

Giebt es wohl eine lieblichere Sprache hienieden — etwa das ſüße Geflüſter zweier Liebenden ausgenommen, — als das Rauſchen der friſchen Laubblätter eines ſchönen Waldes? Wahrlich, dem luſtigſten keckſten Geſellen wird das Herz weich und er zögert weiter zu ſchreiten, wenn an einem ſeligen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne, mit einander reden, wenn alles ringsumher ſäuſelt und liſpelt. Der Wanderer wirft ſich dann ins Gras, daß die duftigen grünen Wellen über ſeinem Haupte zuſammenſchlagen, die herzigen Blu-

men ſich neigen, ihn auf die Lippen zu küſſen, und er ſchaut lauſchend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von ſeiner Heimath, von dem Vater- und Mutterherzen und von den Augen der Liebſten. In traulichem Liebesgeſchwätz neigt ſich der ſtattliche Eichbaum zur reizenden zarten Birke, gar wichtige Dinge hat die ſchlanke Buche der ernſten Ulme zu vertrauen, und dazwiſchen plaudert unaufhörlich die ruheloſe Espe. Ein Leben, eine Seligkeit zieht durch den ganzen Wald, wunderbar erfriſchend für das Menſchenauge und ergreifend für das Menſchenherz.

Inmitten aller dieſer üppigen Luſt aber ſteht ein ſtummer dunkler Baum, der nicht reden kann und nicht mit hellen Blättern ſpielt: es iſt der Tannenbaum mit ſeinen ſpitzigen kleinen Nadeln. Liebend breitet er ſeine Arme aus, kein Neid lebt in ſeinem Herzen: aber er ſchaut ſo traurig darein. Wie ein kummervoller Mann zwiſchen lachenden ſpielenden Kindern, ſteht er zwiſchen den laubgeſchmückten Bäumen. Selten daß ein Vogel auf der Reiſe durch den Wald kurze Raſt hält auf ſeinen Zweigen; verſteckt er ſich doch weit lieber in die duftige Blätterlaube, die ſo unwiderſtehlich lockt, Kühlung und Schatten verheißend. Die Bienen und die goldenen Käfer kehren auch nicht ein in das ſtille Wirthshaus „zum Tannenbaum," einſam ſteht er im Frühlinge, einſam

bleibt er in der strahlenden Sommerzeit; ja selbst im Herbste gleicht sein Kleid allein einem Trauergewande: er trägt Leid um die buntgeschmückten Bäume, die trotz ihres Prangens der Tod küßt. So kommt denn endlich der Winter heran, gehüllt in einen flimmernden Eismantel, begleitet von seinen Dienern, den rauhen Winden; grausam reißen sie alle zarten Blätter herab; der Schneefürst streut eilig dicke weiße Flocken über die ganze Erde und alles warme Leben erstarrt vor seinem Anblicke. Nur der Tannenbaum schaut ihn furchtlos an und lächelt geheimnißvoll; denn der mächtige Zauberer im Eismantel hat keine Macht über ihn. Der liebe Gott aber, der jedem seiner Geschöpfe eine verklärende Freude schenkt oder eine selige Zeit, vom Menschen herab bis zum kleinsten Käferchen im Moos, hat auch für den stillen geduldigen Tannenbaum einen Lohn bereitet, entzückend wie Frühlingsluft und Sonnenschein.

In der Nacht des vierundzwanzigsten Decembers nämlich, von der uns alte heilige Bücher so viele wunderbare Dinge erzählen, eine Nacht, die wir alljährlich in den Armen unserer Lieben mit kindlich froher Seele feiern und „Weihnacht" nennen, steigt ein Engel nieder zum stummen Tannenbaum, küßt ihn und schmückt ihn mit seltsamen, weißen Blumen. So wird er denn geweiht, der in unbeschreiblicher Seligkeit erzitternde Baum,

und ist auserwählt vor allen Bäumen des Waldes, den Vögelein und allen anderen kleinen Geschöpfen, die dem grausamen Schneefürsten nicht zu entschlüpfen vermochten und die er gefangen hält und streng bewacht, ein fröhliches Weihnachtsfest zu bereiten. Um die zwölfte Stunde tönt ein herzerschütternder Gesang von den Zweigen des sonst so stummen Tannenbaumes, ein Sang von wunderbarer Kraft, wie aus grauen Zeiten herüberklingend. Und diese Töne dringen mächtig durch den ganzen Wald, und alle Vögel hören den lockenden Klang und können nicht widerstehen, heben die Schwingen und flattern zum singenden Baume; die halb erstarrten Käfer und die tief schlafenden Fliegen, alles, alles erwacht, schüttelt den schweren Winterschlaf von den Flügeln und zieht, halb wachend, halb bewußtlos, den Tönen nach. Auch die armen Vögelein, die wir Menschen in enge Kerker bannen, daß sie uns ergötzen mit ihrem reizenden Sange, hören den zauberischen Ruf des Tannenbaumes und schlagen leise klagend und sehnsuchtsvoll sich die Flügel wund an dem unbarmherzigen Gitter ihres Gefängnisses. Das Menschenohr, verschlossen für den seltsam entzückenden Gesang des Baumes, vernimmt staunend den Weheruf, der sich aus der Brust des kleinen Gefangenen ringt, und mitleidig schleicht hie und da ein Kind, das die berauschende Freude der hellen Christnacht nicht schlummern

läßt, an den Kerker seines Lieblings, um tröstend hineinzuschauen mit bangen liebevollen Augen.

Die Irrlichter, die von ihren herbstlichen boshaften Neckereien ermattet in den Höhlen schliefen, taumeln auf und tanzen durch den Wald, einen dichten Kreis zu schließen um den Tannenbaum; dieser aber glüht über und über im rosigen Lichte und tönt und singt fort und fort. Der Schnee funkelt wie unzählige Freudenthränen und die Irrlichter hüpfen und schweben, getragen von den wundervollen Klängen; Goldammern, Meisen, Kreuzschnäbelchen, alte ernste Raben mit ihren Kindern, geschwätzige Krähen und Elstern, leichtsinnige Sperlinge, alle halten hier ihre Weihnachtsandacht, lauschen stumm und träumen mit halbgeschlossenen Augen von Sonnenstrahlen und Blumenduft. Da schüttelt denn plötzlich der Tannenbaum seine Zweige, und köstliche Samenkörnlein aller Art, kleine reizende Früchte, liebliche Sternblumen von Schneeflocken fallen und schweben herab, entzückende Weihnachtsgaben für alle. O, wie sie jauchzen, die lieben Geschöpfe, sich um den Tannenbaum drängen in toller Hast, ihn zu liebkosen und zu loben! — Die zärtlichen Goldammern und Meisen zwitschern vor Lust, die Sperlinge wollen danken und haben doch die Schnäbelchen gefüllt mit allerlei Naschwerk; die Raben und die wilden Kreuzschnäbel überschütten den Baum mit allerlei

feurigen Liebesworten, daß er taub werden möchte vor allem Geschrei, und dazwischen summen die Käfer und Fliegen ihr Danklied und das Moos bebt unter dem Schnee, als ob es der Frühling angehaucht hätte; die kahlen Bäume zittern, ihre Aeste seufzen und von ihren Zweigen tropft es wie Thränen. Die hohen Fichten aber und die ernsten Kiefern dürfen leise einstimmen in den Sang des glückseligen, verklärten Tannenbaums bis in den hellen Morgen hinein, und der liebe Gott im Himmel droben lächelt über das selige Weihnachtsfest im Walde.

## Stabat mater dolorosa.

„Vedere Napoli e poi morire!“ Die Wahrheit dieſes Wortes mußte jedes Menſchenherz durchdringen und jedes Auge überwältigen, deſſen Blicken ſich an einem glanzvollen Octobermorgen des Jahres 1735 die Herrlichkeit der Landſchaft unweit Neapel erſchloß. Da lag ſie, die Feenſtadt, mit ihren zahlloſen Kuppeln und Thürmen, über welche der ſtrahlende Goldſchleier der Morgenröthe hing! Da ragte ſie empor, die gewaltige, wolkenumhüllte Kuppel des mächtigſten aller Dome, die Spitze des Veſuvs! und der prächtige Golfo — er ruhte wie ein ſchwerer, goldner Rieſentropfen auf der

ſtolzen Bruſt der Erde, niedergefallen von dem wallenden Lichtmeer dort oben, leuchtend hin und her wogend. Ein röthlicher warmer Duft umzog zitternd die dichten Myrthen- und Orangenwälder, ſpielte um die leichten Weinranken, die ſich freundlich die grünen Hände reichten und in anmuthigem Tanze durch den Garten der Gegend ſchwebten, und küßte die großen Blumen- und Schlinggewächſe, die den Boden überzogen wie ein farbiges Netz. Es war als wehete der Odem Gottes über dies ſüßeſte Plätzchen ſeiner Erde, als müſſe hier nur ewig Friede, Wonne und Schönheit wohnen.

Am ſanften Abhange eines blühenden Hügels, verborgen von dem üppig wuchernden Gebüſche prächtiger Lorbeerroſen, beſchattet von Platanen und Oelbäumen, halb überwuchert und zugedeckt von köſtlichen Magnolien und zierlichen Ranken, lehnte ein altes ſteinernes Heiligenbild: es war ein hohes Crucifix mit der trauernden Madonna zu den Füßen. Vielleicht hatten wunderbare Schickſale dieſe Gruppe hierher geführt, und frommer Glaube das Kleinod vor Zerſtörung zu ſchützen geſucht, indem er es in dies ſtille Aſyl geflüchtet; denn die Arbeit war von ergreifender, auffallender Schönheit und hätte wohl ihren Platz in der ſtolzeſten Kirche verdient. An allen Formen der lebensgroßen Geſtalten zeigte ſich jene Meiſterhand, die den harten Stein in eine weiche

Masse verwandelt und wunderbar beseelt und belebt: es war der siegende Glaubensheld, dessen Gestalt dort oben am Kreuze hing, nicht der gemarterte Sterbende; die edlen Züge des Angesichts heilig, ruhig, schon fast verklärt, der schöne Körper in der unbezwingbaren Starrheit des Todes, nirgends mehr eine Spur von Leiden und Kampf. Aber Maria, die mater dolorosa, welch' ein Anblick! Eine herrliche Gestalt, zusammengebrochen, nicht gesunken unter der Last des Jammers, ein wundervolles Antlitz, auf dem der ungeheuerste Schmerz versteinert lag, das Bild eines Leides, das nie und nimmer enden kann. Steinerne Thränentropfen hingen, o, so entsetzlich schwer, an den Wimpern, und um den schönen Mund zuckte ein Weh, das weder im Himmel noch auf der Erde Trost gefunden. Mitleidig hatten frische grüne Blätter sich an das Gewand der Dulderin geschmiegt, und süße Blumen, dicht neben dem Körper des Gekreuzigten hervorgesproßt, deckten sanft die Wundenmale zu. Selten traf es sich, daß ein vorüberziehender frommer Wanderer dies Bild entdeckte, selten beugte sich ein Knie vor diesem Kreuze.

An dem oben beschriebenen Octobermorgen geschah es aber, daß ein junger bleicher Mann sich niederwarf vor dem einsamen Heiligenbilde; krank und ernst war sein Gesicht, müde und traurig die dunkeln Augen,

ſchwach und gebeugt die hohe Geſtalt: tief ſeufzend blickte er auf zum Gekreuzigten. Er ſah den Himmelsfrieden des großen Todten und ein Schauer der inbrünſtigſten Andacht kam über ihn; er ſah die engelhaften Züge Maria's, ſah das namenloſe Leid in dieſem Antlitze, und bebte zurück vor dem Ausdrucke ſolchen unermeßlichen Weh's. Ein unendliches Mitleid durchdrang ſeine Seele; es war ihm, als ſolle er ſie löſen mit Gewalt, dieſe Schwerter, die die quälende Mutterbruſt durchſchnitten; es war ihm, als riefen die harten Steinthränen an den Wimpern laut um Erbarmen. Sein eigenes Leid, mit dem er hergekommen, verſchwand vor der Rieſengröße dieſes ſtummen Jammers; alle Klagen drängten ſich in das volle Herz zurück; er vergaß die nagenden Schmerzen ſeiner Bruſt und neigte demüthig das Haupt. Da ertönte ein helles, ſüßes Ave Maria durch die Luft, geſungen von zwei lieblichen Frauenſtimmen: ein Schweſternpaar, dem Madonna gnädig die kranke Mutter geheilt, kam daher, um der Himmelskönigin das tägliche Dankopfer friſcher Blumen zu bringen. Es waren zwei ſchöne Geſtalten, die eine voll und üppig, mit ſtolzem Blicke und lebensglühenden Wangen, die andere zart, blond, ſchwarzäugig und von ſanften, entzückenden Zügen. Sie legten duftige Kränze nieder zu den Füßen des Crucifixes, beteten leiſe und zogen weiter. Die Blonde

aber wandte noch einmal verstohlen das Köpfchen nach dem einsamen Beter.

Dieser aber schaute jetzt empor und bat mit leiser Stimme: „Madonna, erbarme dich meiner: Ich bin allein, ganz allein in dieser schönen Welt und ich leide! Gib mir ein schönes Herz, das mich liebt und heile die Schmerzen meiner kranken Brust!“ — Da war es, als ob ein Schleier zerrisse vor seinen flehenden Augen; das Marienbild bebte, ein Blitz des Lebens durchzuckte das Antlitz der Schmerzensmutter und der steinerne Mund hauchte: „Bringe meinem unermeßlichen Schmerze ein würdiges Opfer, nimm diese furchtbaren, starren Thränen von mir, erweiche sie, daß sie sanft dahinfließen und mein gemartertes Herz erleichtern, laß meine erstarrten Wunden süß bluten, und deine Bitte sei erhört!“

Als der Betäubte die Klarheit seiner Gedanken wieder fand, sandte die Mittagssonne schon ihre glühenden Strahlen, und alles Lebende verbarg sich scheu vor ihrem heißen versengenden Hauche. Nur der Erstandene achtete ihrer nicht, seine Wangen brannten, seine Augen blitzten, ein seliges Lächeln spielte um seine Lippen; flüchtigen Fußes eilte er zurück nach Neapel.

Und am andern Tage kamen wieder in klarer Morgensonne die holden Schwestern, sangen ihr kinderfrommes

Ave Maria, wobei der silberhelle Sopran der zarten Blondine entzückend mit dem vollen Alt der reizenden Brünnette contrastirte. Und wieder fanden sie am Heiligenbilde den jungen Mann mit den braunen Locken und der gedankenvollen Stirn; aber diesmal kniete er nicht vor dem Kreuze, er lag am Abhange des Hügels, ließ die begeisterten Blicke hin- und herschweifen, hielt ein Blatt in der Hand und schrieb mit einem Stifte allerlei seltsame Zeichen darauf. Dabei war ein Leuchten in seinem Antlitze, daß die fromme blonde Lauretta fast vergaß, ihren Rosenstrauß niederzulegen in den Schoß der Madonna, und die feurige Lucia erstaunt den strahlenden Jüngling anblickte. Zögernd entfernten sich endlich die Schwestern, aber Lauretta ließ heimlich das Sträußlein duftiger Orangenblüthen von ihrer Brust niedersinken zu den Füßen des Fremden.

So sahen sie sich denn alle Tage in den Frühstunden, diese drei schönen Gestalten, und nicht der Sturm noch der tückische Regen der Wintermonde vermochte diese Wallfahrten zu hemmen. Die Blicke der glühenden Lauretta wurden immer länger, weicher, inniger, Wort und Ton der sanften Begrüßung jedoch immer schüchterner, bebender, die Entzückung in den Zügen des ernsten Mannes immer verklärter.

So kam der März heran, dieser wundersüße Monat

in Italien, mit ſeinen friſchen Knospen, hellen Blättern und lauen Winden. Aber Lauretta ſah nicht, daß die Geſtalt des Jünglings trotz des belebenden Frühlingsodems immer mehr und mehr dahin ſchwand, ſein Schritt ſchwerer und ſeine Wangen hohler wurden; denn ein trügeriſches wunderſchönes Roth ruhte wie ein Hauch auf ſeinem edlen Angeſichte und die dunklen Augen glänzten wie von einem überirdiſchen Feuer. Da fragte er eines Tages mit leiſer Stimme: „Darf ich Euch am folgenden Tage einen Geſang bringen, einen Lobgeſang für die heilige Mutter? Und wollt Ihr ihn mir ſingen mit Euren reinen ſchönen Stimmen, und ſo ein Opfer mir darbringen helfen? Madonna hat ein ſolches Opfer begehrt, ſie hat mir gar Herrliches verheißen zum Lohne. O, wie mich nach der Erfüllung verlangt! — Helft mir, helft mir mein Gelübde vollbringen: ſingt meinen Geſang am künftigen Sonntage zu den Füßen dieſes Crucifixes, und Ihr werdet Zeuginnen ſein der Wunder, die Madonna an mir thut.“ Lucia nickte ihm gewährend und freundlich zu, Lauretta aber legte ihre zitternde Hand in die ſeine, und eine Thräne fiel ſchwer und brennend aus der köſtlichen Nacht ihrer Augen.

Es war am 16. März, an einem Sonntagabend, als die drei Geſtalten wiederum an dem Heiligenbilde anlangten: Lauretta ſtützte die wankenden Schritte des

Jünglings; ein Veilchenkranz hing an ihrem Arme. Das Crucifix ſchaute ernſt auf die Gruppe. Der Erſchöpfte ſtürzte nieder, erhob die wachsbleichen Hände und rief leidenſchaftlich und tief bewegt: „Heilige Schmerzensmutter, nimm mein Opfer an!“

Und neben ihm ſtiegen, wie tönender Opferduft, die beiden Frauenſtimmen auf, wunderbar rein, ernſt und erhaben; ſie ſangen die Worte:

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius.“

Kein Zephyrodem ſäuſelte durch die Blätter der Bäume, kein Laut regte ſich rings umher; es war eine heilige Stille, ein Verſtummen der Natur vor der Großartigkeit und wahren Heiligkeit dieſes Sanges, dieſer Melodie. Eine tiefe weiche Wehmuth zitterte in den Frauenſtimmen und träufelte nieder in jedem Tone.

Der Betende ſchien in Entzücken zu vergehen. Unverwandt, in unbeſchreiblicher Erregung, in verzehrender Angſt, in fieberhafter Erwartung hingen ſeine Blicke an den Zügen der Maria; und als die Worte niederſchwebten:

„Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio?“

als dieſe zauberſüßen Töne voll des erhabenſten Mitgefühls herabſanken von den Lippen der begeiſterten Sängerinnen, ſiehe, da bebte das ſtarre Antlitz der mater dolorosa: der unſäglichſte Schmerz löſte ſich, eine himmliſche Rührung umleuchtete den ſchönen Mund; die laſtenden ſteinernen Thränen wurden weich, ſchmolzen dahin; es bluteten die Wunden der ſchwertdurchbrungenen Bruſt und helle, heiße Tropfen fielen nieder auf das Haupt des Opfernden.

Da verſtummten ſie, die ewig nagenden, wilden Schmerzen ſeines matten Körpers, da hob ſie ſich in vollem freiem Athemzuge, die beengte kranke Bruſt, eine wunderſüße Ermattung kam über ihn, er breitete ſelig die Arme aus, Lauretta ſtürzte angſtvoll zu ihm nieder, ein Lächeln flog wie ein Sonnenſtrahl über das Antlitz des Zuſammenſinkenden; Giovanni Battiſta Pergoleſi war todt!

Das Wunderbild der trauernden Maria iſt längſt zerfallen und verwittert, Jasminſträuche und Aloebüſche bedecken die liebliche Stätte, und der Leichnam des unſterblichen, ruhmgekrönten, jugendlichen Meiſters, deſſen gläubige Seele das ewig herrliche Stabat mater ſang, ruht im kühlen Dome von Vescorato. Zu den Füßen jenes Hügels aber, an deſſen Abhang ſich einſt das Crucifix lehnte, erhebt ſich, kaum bemerkbar, ein blumenüber-

ſponnenes Grab, halb verſunken unter dem ſchweren Tritte der Zeit und beſchattet von trauernden Cypreſſen. Es birgt die reine Hülle eines liebenden Herzens, das Madonna einſt dem Bittenden verheißen: die irdiſchen Reſte der blonden Lauretta.

## Blumen und Vögleins Leid und Freud'.

„Euch, die Ihr's mit dem Herzschlag eingetauscht,
Euch weiht der Dichter seiner Märchen bestes!
Doch die ungläubig lächelnd Ihr gelauscht,
Denkt, daß der Wald in Märchen nie gerauscht,
Und, was der Dichter Euch enthüllt: — vergeßt es!"

Putlitz: „Was sich der Wald erzählt."

In einem großen, schönen Zimmer, dessen Boden mit weichen Teppichen belegt war, von dessen hohen Fenstern schwere rothe Seidenvorhänge niederwallten, wohnte ein junges frohes Mädchen. Daß sie jung und sorglos war, sah man wohl aus all' den viel glänzenden Spielereien, die überall auf den Tischen und Spie-

gelschränken umherlagen und standen: Porzellanpüppchen mit drolligen Gesichtern, Vöglein von Glas, Kränze von künstlichen Blumen und dergleichen Dinge mehr, aufbewahrt wie heilige Reliquien unter gläsernen Glocken, damit der Hauch, der noch über ihnen schwebte, der rosige Hauch aus der Kinderzeit nicht verwehe. Dazwischen war die Büste Schiller's aufgestellt, dieses Ideals aller aufbrechenden Herzensknospen; auf dem Flügel lagen die Tänze des letzten Balles, der „Liebesfrühling" von Rückert, und einige bunte Schleifen, Erinnerungen an den jüngst verrauschten heitern Tanzabend. Ein Kanarienvogel zwitscherte in seinem schimmernden Käfig; Epheu und Blumen waren in zierlich bemalten Töpfen in einem großen Blumenkorbe zu sehen, den man in die Mitte des Zimmers geschoben hatte. Es war eben Vormittags um die elfte Stunde und ein klarer scharfer Wintertag; in der Stube aber wehte heiße trockene Sommerluft: der Ofen blies seine schwarzen Backen auf und sprühte Feuer.

Da sagte leise, leise wie Blätter und Blüthen reden, der Epheu, das frische Lieblingskind des Waldes: „Schwestern, mir schwindelt! das Mark vertrocknet in meinen Adern; hat denn keine sich ein Tröpflein Wassers aufgespart, mich jetzt damit zu laben?" Die Schwestern schüttelten trauernd und schweigend die Köpfchen. „O, unser Dasein in den Wohnungen der Menschen ist Qual!"

flüſterte eine Monatsroſe, deren bleiche Wangen ſchon längſt das tiefe Mitleid einer ſanften blauen Paſſionsblume erregten, „meine armen Füße, welche ſie Wurzeln nennen, ſchmerzen mich ſehr; man hat mich eingepreßt in dies harte, kalte Gefäß; überall zerſtoße ich mir meine feinen Zehen!“ — „Wir alle theilen dieſe Schmerzen,“ antwortete eine zartblättrige Schlingpflanze vom Fenſter herüber, „aber ich leide noch mehr als Du! Sieh her, wie ſie mich heraufgezogen haben an die glatte ſtarre Wand, wie ſie mich zwangen, an dieſem todten Boden feſtzuhalten, wie ſie mit eiſernen Stiften meine Ranken feſſelten! O, jedes Glied meines Leibes fühlt Schmerzen, ich vermag nicht mehr mich frei zu bewegen: ausgeſpannt, ewig gebunden, ſchmachte ich hin, und jedem Blatte, das ſich meinem Mutterſchoße entringt, gebe ich unter namenloſen Martern das Daſein.“ — „Geduld, Geduld!“ liſpelte die Paſſionsblume, „ſchaut mich an, ich trage auch mein Kreuzlein. Dürr und trocken iſt unter mir das kleine Stücklein Boden, aus dem ich nur mühſam meine ſpärliche Nahrung ziehe, und man hat mich abgewendet vom Lichte, das ja aller Blumenſeelen ſüßeſte Speiſe. Seht, wie ich meine Arme und Hände und mein Geſicht unter Martern drehen und wenden muß, um einen einzigen ſchwachen Strahl zu erhaſchen! und habe ich endlich den holden Lichtquell erreicht, fühle ich den glühenden

Sonnenkuß auf meinen ſehnenden Lippen, ſo faßt mich eine rauhe Hand und trägt mich an einen andern Ort; ich muß mich wiederum ſchmiegen und ſchlingen, und die eben durchkämpften Qualen beginnen auf's Neue.“ — Ein kranker Heliotrop, in einer dunklen Ecke und der Ofenglut am nächſten, richtete ſich bei dieſen Worten mit krampfhafter Aufregung auf, wandte ſein müdes Haupt nach dem Lichtſcheine, der durch alle die andern Blumen und Blätter nur gebrochen zu ihm drang und ſeufzte: „Helios, Helios, Du meine ewige Sehnſucht! Ach, wie grauſam ſind doch die Menſchen, daß ſie mir meinen Lebensquell, Dein leuchtend Antlitz entziehen und verbergen!“ — „Haſt Du Dich von Deinem Fieberſchauer noch nicht erholt, Schweſterlein?“ fragte eine zarte Reſeda eine liebliche Aurikel, die mit dem gepuderten Köpfchen am Boden lag, „es war auch gar zu gewaltſam und ſtürmiſch, das Waſſerbad von Menſchenhand nach ſo langer Dürre.“ — „Ich fühle mich noch immer nicht wohl,“ erwiderte die Aurikel, „habe noch keine Kraft mich aufzurichten, aber ich gewöhne mich allmählich an alle dieſe Dinge und lebe weiter. Ach, ſo behandeln uns die Menſchen, die ſich ſo weiſe dünken! Müßten ſie nicht ſelbſt wiſſen, daß ein ſo furchtbares Uebermaß von kaltem Tranke nach tagelangem, glühendem Schmachten unmöglich heilſam ſein kann? Draußen in der weiten

Erde, unſerer Heimath, werden wir zwar auch oft plötzlich überſchüttet, aber jene Tropfen ſind ſüß und warm, und wir theilen ſie mit Millionen Schweſtern und Brüdern; und dann ſtrecken die Sonnenſtrahlen ihre Arme aus und ziehen uns ſanft empor, wenn wir uns beugten!" — „Ja, draußen iſt's ſchön!" ſagte eine Glockenblume ſchwermüthig; „draußen brauche ich nicht ſo ſteif und gerade zu ſtehen wie hier; die Ehe mit dem Stocke, an den ſie mich gebunden, bringt mich zur Verzweiflung. Immer und ewig mit ihm zuſammen zu ſein, alles mit ihm zu theilen: Schlaf und Wachen, Durſt und Näſſe, Hitze und Kälte, und nimmer ein Wörtchen zu hören, nimmer eine Regung zu ſehen, o, das iſt zum Sterben! — Ha, wie ſpielte draußen der Wind mit meinen Glocken, daß ſie weit hin tönten, allen Blumen zur Luſt; wie durften wir uns wiegen und neigen, mit ihm ſpielen und ihm neckend ausweichen, wenn er uns gar zu ſtürmiſch küſſen wollte! Ach und mein holdes Lieb, der Zephyr!" — „Von Hitze und Kälte redeſt Du, blaue Blume?" nahm hier ein bleiches, hochaufgeſchoſſenes Schneeglöckchen das Wort. „O, dieſer jähe Wechſel zwiſchen Gluth und Froſt iſt es ja, der mir den größten, tiefſten Jammer bereitet. Wenn wir noch ſtill und ſüß da unten im weichen Erdbettchen ſchlummern, feſt zugedeckt von den feinen Schneefedern, und vom Frühling träumen, der uns

weckt mit ſeinen Liebesaugen, ſobald die Zeit gekommen, reißen uns die erbarmungsloſen Menſchen aus der warmen Muttererde, bannen uns in enge Zellen, erhitzen unſern Boden mit trügeriſcher Gluth, erwecken uns aus dem Schlafe, treiben uns gewaltſam hervor; und wenn wir dann ſchlummertrunken an's Licht taumeln und ausſchaun nach dem Engel, der uns rief, ſo iſt es fremd um uns her: — kein Frühlingslüftchen weht über unſere heißen Wangen; und öffnen dann unſere grauſamen Pfleger zuweilen gar ein Fenſter, ſo blicken wir troſtlos und ſchaudernd in das eiſige Antlitz des hohnlachenden Winters. Mühſam ſchleppen wir uns noch ein Weilchen fort, um bald — ach wie gern! — die Augen zu ſchließen zum langen, langen Schlummer."

So klagten die Blumen unter einander; auf einem kleinen Tiſche, dicht am Fenſter aber ſtand eine weiße, hohe Camellia. Sie verſtand nicht was die andern Blüthen ſagten; ſie war ja eine Fremde, ein verlaſſenes, verbanntes Kind des Südens, eine Blumen-Peri, die ihr verlornes Eden ſucht, eine trauernde Königin, die man aus ihrem blühenden Reiche verwies; ſie konnte ihnen auch nicht antworten, ſie ſchaute nur zu ihnen hinüber mit den märchenhaften Augen, aber um dieſes ihres Blickes willen liebten ſie alle Blumen. Auch war ſie ſchön wie ein Dichtertraum, und echte Schönheit öffnet

überall, zumal im Blumenreiche, wo kein Neid lebt, Thür und Thor. — Auf den ernſten, feſten, dunkelgrünen Blättern der fremden Blume lag dicker Staub; ſie athmete ſchwer und gequält. — „Camellia leidet wieder ſehr!“ flüſterten die Blüthen, „müde und traurig ſieht ſie aus; vielleicht gedenkt ſie ihres Vaterlandes, wo es gar herrlich ſein ſoll, wie uns einſt eine ſterbende Myrthe erzählte.“ — Die Camellia gab keine Antwort, ſie wußte nur in einer Sprache zu reden; ſie ſtand ſtill, unendlich einſam und träumte. — Ach, ſolche Blumenträume ſind ſchöner, leuchtender, als irgend ein Menſchenherz ahnt! — Und ſie gedachte des fernen Landes, der Palmen und der Cypreſſen, des Lotos, der glühenden Sonne und des ewig blauen Himmels, und tiefe Trauer und heiße Sehnſucht umzog das wunderzarte Weiß ihrer Wangen mit einer dunklen Furche des Grams.

Da erhob plötzlich der goldgelbe ſchlanke Vogel da oben in ſeinem prunkenden Kerker die helle Stimme und ſang in verſtändlichen Lauten zauberſüß in das Ohr der Stillen: „Fremde Wunderblume, höre mich! Geboren wie Du unter fernem, gluthvollem Himmelszelt, gefangen wie Du, gefeſſelt wie Du, mußten unſere Seufzer und Thränen, unſer Sehnen und Hoffen ſich begegnen. Ich habe jeden Hauch der Wehmuth aufgefangen, der von Deinen unberührten Lippen ſchwebte, jeden Tropfen

belauſcht, der, unbemerkt von Menſchenaugen, Dein unermeßliches Heimweh verrieth, und nun iſt Dein Leid eins geworden mit dem meinen, nun muß ich Dich lieben mit einer Liebe, ſo unendlich, ſo gewaltig wie unſere Schmerzen. O, wäre ich mit Dir dort auf jener ſeligen Inſel, die das Meer mit ſeinen weichen Liebesarmen ſo verlangend umſchließt, über die es ſeinen kühlen Odem haucht, damit der Sonnenkuß, der wilde, die breiten ſaftigen Blätter nicht verſenge, die dort wachſen, und die ſtolzen Blumen, wo die hohe Palme rauſcht und der uralte Drachenbaum ſeine mächtigen Zweige weit hinſtreckt über das blühende Land und allnächtlich mit den ewigen Sternen Zwieſprache hält, weil er auf Erden keine Altersgenoſſen mehr findet; wo ſich alles liebt und zärtlich umſchlingt, vom rauhen Felſen, den der Cactus und üppiges Moos bedecken, bis zum höchſten Baumwipfel, an den ſich duftende Magnolien klammern. Dort in jenen Gefilden des Lichts und der Liebe leben meine Eltern und Geſchwiſter, dort jubelt mein ganzes Geſchlecht, dies Eden beſingen alle meine Lieder. Und wenn nun das Sehnſuchtsleid meine Bruſt oft ſo zuſammenpreßt, daß die Angſt mich die goldnen Gitterſtäbe vergeſſen läßt, und ich wild mit den Flügeln ſchlagend auf und ab taumele, da ſagen die Menſchen zu einander: „ſeht, wie fröhlich der Vogel iſt!“ — Oder glüht es in mir, und

wollen die brennenden Schmerzen um die Geliebten daheim mich vernichten: so tauche ich in zitternder Hast mein Gefieder in die kühle Fluth, die sie mir in einer glänzenden Schale in mein enges Haus bringen, und suche Vergessenheit. Und wenn dann die hellen Tropfen weit umherspritzen und ich bebend und trostlos, daß ich nicht fand, was ich suchte, meine Flügel von dem Naß zu befreien strebe, lachen sie und rufen: „seht, wie er spielt und scherzt, der Schalk!“ — Und blendenden Sand streuen sie mir auf den Boden meines Kerkers, und sein feiner giftiger Staub verzehrt allmählich das Licht meiner Augen: trübes Wasser und harte, grobe Körner sind die Nahrung dessen, der sich am morgenfrischen Thautropfen labte und duftende Kräuterspeise genoß. Oft harre ich Tage lang unter Qualen auf einen frischen Trunk; man singt, man tanzt, man scherzt: die bittende Vogelstimme versteht niemand! Wie selten verirrt sich ein grünes Blättchen an mein Gitter! mit welcher Lust stürze ich darauf zu: — grün, grün, — o, diese Farbe ist ja wie ein leiser, süßer Duft der Heimath! — Mein einziger Trost ist meine Stimme; je bitterer mein Schmerz, je lauter schmettere ich; mein Leidgesang ist nicht sanft, nein, wild und gellend; deshalb werfen die ungeduldigen Menschen oft einen dichten Schleier über mein Haus; dann verstumme ich und verschleiere auch meine Pein. Ist der

lange, lange Tag mit ſeinem furchtbaren Einerlei endlich vorüber, ſo kommt die Zauberin Nacht, unſere holde Freundin, und trägt uns mit weichen Händen über Land und Meer zur ſchönen Inſel, die uns geboren, verſammelt alle unſere Lieben um uns her, überſchüttet uns mit Wonnen, die wir einſt genoſſen; und wenn wir dann zuweilen hell auffauchzen im Uebermaß der Luſt, ſchauen ſich die Menſchen, die noch wachen, verwundert an und fragen: „träumen denn die Vöglein auch?“ — Und das Ende von allem iſt der Tod. Haben Sehnen und Entbehren den ſchwachen Körper aufgerieben, ſo ſchließen ſich die Augen, die Schwingen erlahmen, die Füße erſtarren, und ſtatt der kühlen Wiege eines duftenden Blattes wird unſer Sterbelager der harte Sandboden oder die warme, unruhige Hand eines mitleidigen Menſchen.“

„Lebten wir aber ohne zu lieben — was bei uns Vögeln für die größte aller Sünden gilt —, ſo erlöſchen wir mit unſerm letzten Hauche; umfaßten wir jedoch ein Geſchöpf unſeres Geſchlechts oder eine reine Blume mit unſerer vollſten Inbrunſt und wurden geliebt: ſo beginnt für uns nach dem Sterben ein neues, ſeliges Daſein in ewiger Vereinigung mit der Geliebten, in ſüßer Freiheit dort in jenem geheimnißvollen Wundergarten, den die Menſchen „das verlorene Paradies“ nennen. — Darum liebe mich! — o, liebe mich, ſchönſte aller Blumen, Kind

des Lichts! — gieb mir Unsterblichkeit! — sieh, ich verzehre mich in Sehnsucht nach Deinem Blicke!" —

So sang der Vogel, und die weiße Blume lauschte und erröthete sanft; dann zitterte sie, breitete ihre Blätter auseinander und hauchte: „Ich will Dein sein! aber sei sanft mit mir, denn ich bin krank. Ich kann nicht mehr athmen; graues Gift hat sich schwer auf meine Brust gelegt; ich werde vergehen, wenn nicht bald Erlösung kommt!" Das Vöglein verstand alles, bog hastig mit dem feinen Schnabel die Gitterstäbe seines Kerkers auseinander, die Liebesseligkeit gab ihm Riesenkräfte, es drängte sich mit blutenden Flügeln hindurch und flatterte zur wunderschönen Camellia. Da lächelte die Blume zum ersten Male, und ein seltsam berauschender Dufthauch entstieg ihrem Kelche, und das wonnetrunkene Vöglein wehte mit den Schwingen den Staub von den Blättern der Zarten, und sie athmete tief, wie befreit von qualvoller Last.

Leise öffnete sich jetzt die Thüre und das Mägdlein, die Pflegerin des Sängers und der Blumen, trat herein. Der Schlaf hing noch an ihren langen dunklen Wimpern; Ermattung von genossenen Triumphen lag auf ihrer jungen Stirn; die durchschwärmte Nacht hatte ihr Wangenroth gebleicht. „Welch dumpfe schwüle Luft!" sagte sie unfreundlich und wollte das Fenster öffnen. Da ge-

wahrte ſie den goldgelben Liebling und ſcheuchte ihn haſtig. Aber das Vöglein, halb beſinnungslos von dem Duftkuſſe der Geliebten, war wie geblendet, taumelte hin und her, und zerſtieß ſich das Köpfchen am harten, trügeriſchen Glaſe des Fenſters.

Als der letzte melodiſche Seufzer des Sterbenden durch das Zimmer hallte und des Mädchens dunkelblaue Augen in bittern Thränen überſtrömten, hörte man ein ſanftes Niedertropfen: — todt am Boden lag die fremde ſtille weiße Blume.

# Ludwig van Beethoven.

„Noch Keinen ſah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben ſtreun."

Schiller.

Es giebt hier in unſerer freuden- und thränenreichen Welt Weſen, die unſere Geſtalt tragen und Menſchen genannt werden wie wir, über deren Häupter aber unſichtbare Götterhände ein Füllhorn der köſtlichſten und ſeltenſten Gaben verſchwenderiſch leerten und denen die Erde nichts mehr zu geben vermag, als eben nur den Boden für ihre Füße. Im ſtolzen Bewußtſein ihres unermeßlichen Reich-

thums vergessen dann oft diese Götterlieblinge Welt und Menschen, überfliegen mit ihren fliegenden Blicken achtlos unsere Freudenfrühlinge und Leidenswinter, Blumen und Dornen, und schauen nur auf das ewige Lichtmeer, von wannen ihnen ihre Herrlichkeit gekommen. O, senkt sie doch zuweilen, Eure glanzerfüllten Augen, Ihr Strahlenden! verschmäht sie nicht die kleine Erde, die Euch geboren; lächelt und weint mit den Menschen, die Euch staunend anblicken und leise nach Eurer Krone seufzen; wahrt Euch, hütet Euch! Jedes Wörtlein Eurer freudetrunkenen Lippen belauschen feindliche Mächte und bitter rächt sich die verleugnete Mutter alles Lebendigen an ihren übermüthigen Kindern. Der Boden hält sie fest, die glänzenden Gestalten, und die Dämonen der Tiefe und Finsterniß, diese uralten unvertilgbaren Feinde glückseliger Menschen, blicken neidisch auf die Auserwählten, verwunden mit nimmer heilenden Schlangenbissen ihre achtlos dahingleitenden Füße, legen feine Schlingen und spannen dunkle Netze aus für die lächelnden Lichtkinder mit den gebundenen Flügeln, und rasten nimmer Tag und Nacht. Es giebt nur einen Talisman für diese dunkeln graufigen Gewalten, nur einen Schutz und Schirm gegen die Macht der Hölle: das Blümlein Demuth! —

In einem halb verschatteten, großen Garten der anmuthigen Rheinstadt Bonn saßen an einem schönen

Sommerabende vier freundliche, frohe, dankbare Menschen, drei Frauengestalten und ein jugendfrischer, kraftvoller Mann. Sie schwiegen alle, heimlich gerührt; denn die Erde feierte eben ihr allabendliches Traum- und Ruhefest: der Mond hatte sich über die stille geschmückte Geliebte geneigt, und sein sanftes Angesicht zerfloß bei ihrem Anblicke in Liebe und Entzücken; die Blumen flüsterten mit den Sternen, und der Zephyr küßte die Blätter der Bäume, daß sie vor Wonne bebten. Alle Klänge und Gesänge entschlummerten allgemach; nur von fern rauschte der mächtige, silberübergossene Rheinstrom, und ein frommes Glockengeläute wehte und zitterte durch die warme Luft.

Endlich brach eine junge, melodische Stimme das andachtsvolle Verstummen. „Großmutter! Mutter! Ludwig!“ hauchte eine lieblicher Mädchenmund, „wie schön, wie reizend ist doch unsere Erde! wie reich und glücklich sind wir alle, wenn wir gut sind! — Schlafen nicht unsere heißesten Wünsche ein an solchem Zauberabende?“

Das milde mütterliche Angesicht wandte sich der Redenden zu und antwortete mit einem tiefsinnigen Liebesblicke; der junge Mann aber legte leise seine kräftige, schön geformte Hand auf den blonden Scheitel der Schwester und sagte: „Welch ein Unterschied zwischen Dir und mir, holde Träumerin! Deine kindlichen Wünsche schweigen in der süßen Abendermattung, und die meinen,

die heftigen, wilden, wachen auf und erheben lauter ihre Stimmen als am hellen lärmenden Tage!"

„Aber was könnteſt Du noch begehren, Du Himmelsſtürmer?" flüſterte das Mädchen, und blickte mit einem anmuthigen Gemiſch von Zärtlichkeit und Beſorgniß in das ſtolze erregte Antlitz des Vielgeliebten.

„Sinne einmal nach, Liebling!" entgegnete er; „was mag wohl das Schönſte ſein auf Erden, was iſt das Höchſte, was dem Menſchen werden kann hienieden, welches iſt das ſtrahlendſte Geſchenk der Götter für eine ringende, ſehnende Menſchenſeele?"

„Das ſchönſte, ſtrahlendſte Geſchenk?" wiederholte die Liebliche ernſt. „Ach Großmutter, da müſſen wir Dich zuerſt fragen, die ja die Welt und die Menſchen ſchon ſo viele, viele Jahre an ſich vorüberziehen ſah; ſprich, Theuere, und hilf mir!" — Und ſie wandte ſich vom Bruder ab zu einer ſtillen, gebückten Geſtalt, die im tiefen Schatten einer blühenden Linde ſaß, und deren winterliches Angeſicht die unverwiſchbaren Spuren eines ewigen Herzensfrühlings trug.

„Das Schönſte, das Herrlichſte iſt wohl das Licht, meine Geliebten!" war die Antwort der Greiſin. Großmütterlein war aber blind; ſie hatte ſchon längſt den Frühling nicht mehr geſehen, noch die treuen glänzenden Augen ihrer Lieben und den ſtrahlenden Tag und die

monderhellte Nacht, und mochte nun wohl in ihrer Dunkelheit an den ewigen Himmel denken, der mit seinem blendenden Glanz immer näher und näher heran rückte an ihr müdes Herz, und dem ihre ganze Seele entgegenjauchzte.

„Das Licht?“ — rief Ludwig zweifelnd aus, und in seinen dunklen Augen blitzte es seltsam, — „o, nein, das Licht ist nimmermehr die höchste Gabe für den Menschen, Licht ist nur eine süße Labung, eine sanfte Freude, ein warmer Trost; aber Licht ist nimmermehr das Höchste! Licht ist nicht Leben.“

Da ergriff die Schwester hastig seine ausgestreckte Hand; „Ludwig, der Ton ist das Schönste!“ lispelte das reizende Geschöpf freudig, und dachte an die schönen Gesänge des Vaters, an die wundervollen Tonphantasien des Bruders, wenn er daheim am Flügel saß, und an ihre Lieblinge, die selig schmetternden Vögelein, an die herrliche Nachtigall, diesen himmlischen Frühlingsgast im dunklen Lindenbaum, und an alle die lieben Menschenstimmen, die so mild an ihr junges Herz schlugen.

„Kinderherz!“ antwortete liebkosend der Aufgeregte, „wohl empfindet die Seele berauschende Wonne, wenn die Klangwellen eines mächtigen Harmonienstromes sie einhüllen, untertauchen, begraben, tragen und wiegen;

der Ton ist auch mehr als Licht, er ist die Verkörperung des Lichtes; aber dennoch nimmermehr das Höchste! — Mutter, Mutter! erräthst Du es nicht?" rief er immer heftiger aus, und warf sich vor der Sanften nieder auf die Knie. Und sein geistvolles Gesicht mit den fremdartigen, unregelmäßigen Zügen verklärte sich wunderbar in diesem Augenblicke der Erwartung und Begeisterung: eine höhere von seinen Lieben noch unbegriffene Weihe umzog sein stolzes Haupt, und es war, als ob sich eine Strahlenkrone herabsenkte auf seinen jugendlichen Scheitel, so hell blitzte das Mondlicht in seinen dunklen üppigen Locken.

„Mein Kind!" sagte die Mutter unendlich weich und zog den Sohn eng an die Brust: das Höchste ist die Liebe! nach des Dichters Worten:

„Es überwiegt das Leben Alles,
Wenn Lieb' in seiner Schale liegt!"

Da ließ der Jüngling die Arme sinken, riß sich los und flüsterte schmerzlich: „Auch Du nicht, geliebte Mutter? Liebe sagst Du? O, die Liebe ist ja nur ein Traum; und ich will nicht träumen, Mutter, nein, ich will schaffen, leben. Drum hört es, meine Lieben, und glaubt mir: das höchste, strahlendste Geschenk der Götter ist die Kraft, die schöpferische, nie versiegende Kraft, und ich ahne, ich fühle ihr Dasein, ihr Keimen und Wachsen in meiner Brust. — Götter, Götter, laßt mir diese berauschende Macht! gönnt

ſie mir und nehmt mir dafür alles, was die Menſchen als ihr Höchſtes und Schönſtes erkennen, erſehnen und anbeten! Licht, Klang, Liebe, — ich bedarf ihrer nicht! — Eurer Gabe opfere ich alle irdiſchen Harmonien, allen Sonnen- und Sternenſchein und tauſend Liebesträume ohne einen einzigen Seufzer! Beraubt mich aller Erdenfreuden und Güter, aber gebt mir ewige Schöpferkraft, und ich will Euch preiſen, ſo lange ich athme! Dann baue ich mir eine eigene Welt! nicht eine, nein, tauſend und aber tauſend Welten werden erſtehen durch meine Macht, auf mein Gebot. Was ſoll mir in meinem überreichen Leben, in meiner überſchwenglichen Seligkeit die kleine arme Erde? Harmonien werde ich vernehmen, aber nicht mit meinen Erdenſinnen; Licht werde ich ſchauen, aber nimmer mit den Augen meines Leibes: — und Liebe? — o, wen die Götter lieben, der ſehnt ſich nach einem ſchwachen Menſchenherzen wohl nimmermehr!“ — Hochaufgerichtet ſtand er da, ein Bild des edelſten, aber ungezähmteſten Stolzes, ein kühner Bittender, ein bittender Gebieter! Welche Gottheit vermochte ihm zu widerſtehen?

Aber eine tiefe Bangigkeit zog wie ein kühler Schauer durch die Herzen der liebenden Frauen: die Wange der Schweſter erbleichte und das Mutterauge füllte ſich mit Thränen. — Eine Wolke verſchleierte den Mond, ein heftiger Nachtwind erhob ſich plötzlich; die Blumen ſchlugen

betäubt die zarten Blätter dichter zusammen, ein Flüstern, Beben, Zittern durchzog die ganze Natur und erschreckte die ruhende Erde wie ein böser Traum; dunkle Schatten dehnten und regten sich; das widrige Gekreisch einer Eule ertönte gleich einem Hohngelächter, die Vöglein erwachten davon und flatterten ängstlich hin und her.

„Uebermüthiges, geliebtes Kind, mögest Du nie mit Schmerzen dieses Abends gedenken!“ sagte leise die Greisin und erhob sich. Stumm und seufzend geleiteten Tochter und Enkelin sie in das schützende Haus. Nur der Jüngling verträumte die halbe Nacht unter dem dunkeln Lindenbaume, schwelgend in seligen Gefühlen und prophetischen Ahnungen, und Lindenblüthen, thautropfenschwer, sanken auf seine Brust wie duftende Thränen.

Und nur wenige Monate später, im Jahre 1792, verließ Ludwig van Beethoven das traute Elternhaus, um hoffnungsreich und erwartungsvoll einzuziehen in die damals so prunkende Kaiserstadt Wien. Das Geschenk der Götter, die gewaltige schöpferische Kraft, blieb ihm — wir wissen es ja alle — in ungeschwächtem Glanze, wie keinem Sterblichen, bis zum letzten Hauche seines Lebens: Tonwellen erstanden auf sein Geheiß, und er ließ sie spielend aus seinen Händen gleiten, unbekümmert, ob die Menschen davor niederknieten in andachtsvoller Bewunderung oder vor Entzücken weinten und

jubelten. Seine Symphonien, seine Messen, sein Fidelio, seine Ouverturen, seine Sonaten, seine feinen Mosaikarbeiten aus den köstlichsten Edelsteinen, seine klaren Liederperlen sind die unsterblichen Erzeugnisse seiner himmelstürmenden Schöpfergewalt. Aber die kleine Erde, die er verschmäht, verschloß ihm zürnend nach und nach alle ihre blumengeschmückten Thore, und großartig ernst, wie der Götterliebling selbst, wurde seine Einsamkeit. Ein finstrer Dämon berührte mit kalter Hand schadenfroh grinsend sein Ohr; und fortan drang kein Klang der Außenwelt mehr zu der stolzen und doch so weichen Seele. Keine Zauberblume der Liebe fiel auf seinen Weg; und endlich erlosch auch das süße Licht der Erde; undurchdringliche Nacht und Grabesstille umgaben die ungebeugte Titanengestalt. Alle seine Lieben waren schon längst heimgegangen; fremde Hände leiteten den hülflosen, königlichen Greis; fremde Hände bereiteten ihm sein letztes Lager. Und alle diese stechenden Schmerzen, die ihm sein Erdendasein brachte, drückte er mit herkulischer Kraft tief in seine starke Brust zurück; alle seine Wunden verhüllte er vor Menschenblicken; nie klagte der Stolze mit einem einzigen Laute: doch sah man ihn auch nimmer lächeln.

Aber die, die ihn erkennen, anstaunen, lieben, vernehmen wohl den Schrei der Verzweiflung, der so oft seine gigantischen Schöpfungen geisterhaft durchbebt und

unſere Seele ſo mächtig erſchüttert; es war die Sehnſucht der Rieſennatur nach der verſchmähten Liebe, die Sehnſucht eines einſam Wachenden nach dem ſüßen Traume, den Millionen neben ihm ſo ſelig träumen. Und die dunkeln Schatten, die hie und da plötzlich die Glanzgebilde ſeines ſchaffenden Geiſtes überfliegen: — es waren die Seufzer des gefeſſelten, verlaſſenen Prometheus nach dem Lichte, nach den Klängen der Erde, die ihn trug, und die er einſt im ſtolzen Uebermuthe von ſich geſtoßen.

Und grauſam, unerbittlich hielt ſie ihn feſt, die rächende Erde, bis am Abend des 26. März des Jahres 1827, Hand in Hand mit dem irdiſchen Frühlinge, auch der ewige Lenz herniederſchwebte zu dem einſamen ſtolzen Helden. Die ſtarren Bande der leuchtendſten Schwingen löſten ſich, der Kerker der Seele ſtürzte zuſammen! — „Mutter, Mutter! jetzt will ich träumen und ruhn! Ich bin müde vom Schaffen und Wachen!“ riefen die ſterbenden Lippen.

Droben aber umfingen in himmliſcher Vereinigung ewiges Licht, ewiger Klang, ewige Liebe die große befreite Menſchenſeele.

# Des Meiſters Grab.

Dicht unter dem Dache eines traurigen grauen Hauſes in einer großen, großen Stadt hatte eine allerliebſte Schwalbe ihr Neſtchen gebaut. Reizend war das kleine Geſchöpf: es herzte Stunden lang ſeine niedlichen Kinderchen, flog mit dem muntern ſchwarzäugigen Lebensgefährten um die Wette, zwitſcherte jeden Tag glückſelig und ſorglos ein Morgen- und Abendlied und beneidete in ſeiner luftigen Behau-

ſung nicht den König der Vögel, den ſtolzen Adler in ſeiner hohen Burg. Wenn die Schwalbe nun ſo fröhlich und unermüdlich auf- und abſchwebend „gute Nacht!“ rief, und der Mond am Himmel dazu lächelte: da öffnete ſich ein kleines Fenſter und ein freundliches Menſchenantlitz mit ſchönen, aber ſchwermüthigen Augen ſchaute heraus; und dieſe Augen verfolgten die ſchwirrende jubelnde Schwalbe lange, lange. Ach! ſolch ein Schwalbengeſang iſt aber auch von einer ſo eigenthümlichen Friſche und Lebendigkeit, daß wir allen Trauernden rathen möchten, dieſem kunſtloſen herzigen Gezwitſcher zu lauſchen; das Herz wird dann leichter in der Menſchenbruſt. Das mochte wohl auch der ſtille Beobachter des Vögleins empfinden; denn wenn er endlich das Fenſter verließ, blickten ſeine Augen nicht mehr ſo troſtlos; oft ſchwebte ſogar ein leiſes Lächeln auf ſeinen Lippen. War er nun verſchwunden, dann tönten aus dem kleinen Stübchen volle herrliche Klänge und zogen hinaus in die ſchweigende ruhende Welt. Aber fröhlich waren ſie nicht, dieſe Töne, das fühlte die ſorgloſe Schwalbe und konnte nicht raſten bei dieſen Klängen voll dunkler Sehnſucht und tiefem Leide; wenn endlich ihre kleinen Flügel ermüdeten und ſie in die luftige Wohnung ſchlüpfte, ganz behutſam, ohne den Schlummer der Kleinen zu ſtören, ſo mußte ſie immer und immer wieder den kleinen Kopf aus dem Neſte her-

vorſtrecken und die klugen Aeuglein nach dem Fenſter richten, hinter welchem noch ein matter Lichtſchein glänzte. Dann brauſten und wogten die Harmonien immer mächtiger und erſchütternder; die kleine Schwalbe aber wußte nicht, wann ſie verhallt waren: am frühen Morgen war es ihr, als ob ſo eben erſt der letzte Ton verklinge.

Den ganzen Tag über war das Fenſter grün verhangen und im Zimmer herrſchte tiefe Stille; das Vögelchen ſtreifte oft dicht vorbei an den Scheiben, aber es regte ſich nichts dahinter. Gar zu gerne hätte es die ſchöne Paſſionsblume, welche auch erſt am Abend ſichtbar wurde am geöffneten Fenſter, nach dem allmächtigen Tonzauberer gefragt, aber die Paſſionsblume hatte ihre großen blauen Augen ſtets in das Innere des Zimmers gerichtet, wo ihr geliebter Pfleger weilte: nur ſelten blickte ſie flüchtig hinaus in die Welt. Zudem gelten dieſe Blumen unter den Vögeln für ſtolz und allzufromm; Grund genug für die Schwalbe, eine kleine Abneigung zu hegen gegen dieſe geheimnißvolle Blüthe; denn Schwälbchen mit den hübſchen Augen war ein Freigeiſt.

Der Sommer verging wie ein Traum. Die Zugvögel rüſteten ſich zu ihrem weiten Fluge in die glücklichen, warmen, ſonnenhellen Lande und nahmen Abſchied. Die jungen Schwalben flogen um das Haus

und horchten den lieben bekannten Klängen, die ihre Wiege umschwebt hatten. Rauhe Winde wehten und rissen die welken Blätter von den Bäumen; die letzten Blumen sanken hin und starben. Das kleine Fenster aber stand, trotz des kühlen Abends, weit offen, die Töne drangen herrlich daraus hervor: und der unbekannte Zauberer saß gebeugten Hauptes am Flügel, und seine feinen bleichen Finger glitten leise, fast bewußtlos über die Tasten. Rings umher lagen große und kleine Papiere, mit Noten beschrieben, zerstreut. Die kleine Schwalbe, vom Weh des Scheidens durchdrungen, gezogen und betäubt von den wunderbaren Klängen, vergaß all' ihre Scheu, flog in das ärmliche Zimmer, umflatterte das Haupt des Zauberers, berührte mit den Flügelspitzen seine edle Stirn und taumelte endlich, verwirrt von dem milden Dankesblicke seiner Augen, an seine müde kranke Brust. Sie fühlte, wie im Traume, daß weiche Hände sie umschlossen, ein Hauch sie berührte, sanfte Lippen ihr Köpfchen küßten; da wehte es frisch vom Fenster her: — die Schwalbe erwachte aus dem süßen Taumel und schwirrte mit einem Jubel- und Abschiedsruf hoch, hoch in die Lüfte. Der tiefe Sehnsuchtsseufzer eines gequälten Menschenherzens folgte ihr. Auf der ganzen Reise plauderte sie mit ihren Kindern und mit ihrem Lebensgefährten und Liebling von ihm, der sie in seinen Hän-

den gehalten, von ihm, der sie geküßt — und träumte von den Himmelsklängen Tag und Nacht.

Als der holde Frühling wiederkam, kehrten auch die Schwalben wieder und suchten mit hellem Freudengeschrei ihre alten Nester. An einem entzückenden Maitage zog auch unsere kleine Schwalbe ein. Das schmale wohlbekannte Fenster war aber nicht verhangen, das Zimmer leer und die Passionsblume stand bleich und matt in der Sonnengluth; Frau Sonne aber schien gerade heut an der reizend geschmückten Welt unendlichen Gefallen zu finden, sie ging so langsam als nur möglich und ganz widerstrebend zur Ruhe. Die Schwalbe dagegen konnte den Abend kaum erwarten. Endlich kam er und breitete seinen dunklen Schleier über die Erde; das ruhelose Vögelchen flatterte umher und lauschte. Vergebens! — keine süßen Klänge zogen durch die schweigende Nacht; das Fenster blieb fest verschlossen. Am anderen Morgen flog die Schwalbe zur Passionsblume; die war sterbenskrank und verschmachtete. Mit den Flügeln wehte sie der Todesmatten Kühlung zu; leise, leise flüsterten dann beide mit einander, dann neigte die schöne Blüthe ihr Haupt und schlief ein. Die Schwalbe aber löste sie leicht vom verdorrten Stengel und flog mit ihr davon, weit, weit zum stillen einsamen Friedhof. Dort schimmerte ein frischer Rasenhügel im Sonnenlichte: die

Schwalbe legte die Blume nieder zu den Füßen ihres treuesten Pflegers, der dort tief unten schlummerte, und kehrte betrübt, müde und traurig heim.

In der Abendkühle aber flog sie in einen nahe liegenden, reizenden Wald und suchte ihre Freundin auf, die gefeierte Sängerin Amsel. Die Amsel war nicht allein; sie saß auf einem hübschen Tannenbaume, und ein Stieglitz hatte kecklich neben ihr Platz genommen. Ein Stieglitz mit seinem bunten Röckchen ist nämlich den Vogeldämchen so gefährlich, wie den jungen Mädchen heutzutage ein Lieutenant nur immer sein kann. Die Schwalbe aber hatte keine Augen für ihn: in ihrem Köpfchen wogten gar ernste, wichtige Gedanken. Flüchtig grüßte sie und sagte bittend zur Amsel, welche so coquett als möglich den dicken Kopf senkte: „Liebe, Du mußt mir einen Gefallen thun.“ — „Was ist's?“ flötete die Amsel ziemlich nachlässig, denn die Störung machte ihr eben keine allzugroße Freude. — „Ich will ein Nachtconcert veranstalten,“ erwiderte geheimnißvoll die Schwalbe, „und Du sollst darin singen.“ — „Gern, gern!“ entgegnete die Geschmeichelte und versuchte einen Triller, über welchen der Stieglitz fast den Hals brach vor Entzücken. — „So ist denn wohl gar der König Adler gekommen,“ sagte sie, „oder der schöne Prinz Falk mit seinem Adjutanten, dem gefährlichen Grafen Sperber?

vielleicht auch" — „Nein nein, nichts von alle dem!" unterbrach die Schwalbe die Rede ihrer Freundin, „ich will einem todten, herrlichen, lieben Musikmeister ein recht hübsches Schlummerständchen an seinem letzten Ruhelager bringen, und mein Gesang allein däucht mir zu schlecht, obgleich ich weiß, daß er mich gern zwitschern hörte, als er noch lebte; Du sollst mir helfen mit Deiner Kehle, liebe Amsel!" — Die Sängerin wollte vor Staunen vergehn. „Welche Zumuthung," rief sie empört, „meine Stimme der schädlichen feuchten Nachtluft preisgeben um eines todten Musikanten willen? Nein, liebe Freundin, daß kann unmöglich Dein Ernst sein, so etwas von mir zu verlangen, von mir, der berühmten Sängerin des Waldes! Zudem muß ich mich schonen für morgen. Ich singe in der Matinée eines durchreisenden Raben-Virtuosen auf der Schnabelharmonica; Mittags giebt ein höchst interessanter, landesflüchtiger Canarienvogel, der seinen Contract gebrochen, ein Concert, und Abends ist musikalische Unterhaltung bei der Frau von Elster."

Mitten in diesem Geschwätze war die Schwalbe tief gekränkt davon geeilt. Sie kam zum niedlichen, launischen Rothkehlchen. Mit eifrigem Gezwitscher trug die Schwalbe ihre Bitte vor. Rothkehlchen hatte nicht übel Lust, war aber sehr geschäftig und zerstreut: es erwartete seinen

Anbeter, einen lockeren Zeisig, hatte allerlei köstliche feine Samenkörnchen auf frische Rosenblättchen gelegt und blaue Glockenkelche, mit Thau gefüllt, zum Trinken aufgestellt. Schwälbchen wartete ein wenig; der Zeisig kam nicht. Plötzlich wurde Rothkehlchen heiser, konnte „unmöglich" singen, stellte sich sehr krank, schlüpfte in das Nestchen und schloß die Augen. Traurig hob die Schwalbe ihre Flügel und schwirrte durch den Wald ihrer Wohnung zu. Unterwegs erblickte sie den treulosen Zeisig; seelenvergnügt thronte er auf einer schönen Birke, neben ihm eine reizende Grasmücke, mit der er um die Wette sang und trällerte. Die Schwalbe nickte mit dem Köpfchen und wollte vorüberfliegen. „Was hast Du denn, liebe Seele?" rief aber der muntere, sorglose Gesell im grünen Röckchen, „Du siehst ja ganz bekümmert aus. Eine Schwalbe mit traurigem Gesichte ist ja etwas Unerhörtes. Erzähle, erzähle!" — Und Schwälbchen erzählte. — „Wir singen mit!" sagte am Schlusse der Zeisig ganz ernsthaft, „wir singen alle mit, ich verspreche es Dir." — „Und ich auch, im Namen aller meiner Schwestern," rief die niedliche Grasmücke.

Die Augen der Werberin leuchteten: „Da habe ich ja einen prächtigen Chorus für meinen herrlichen Meister Franz!" jubelte sie. — „Meister Franz! Von dem ist die Rede?" kreischte hier der Zeisig und stürzte der

Schwalbe mit ausgebreiteten Flügeln um den Hals, „o, den kennen wir ja alle! — Er war es, der meinen kranken Bruder, dem ein böser Knabe das Beinchen gebrochen, so liebevoll pflegte, der jeden Vogel aus den Netzen und Sprenkeln tückischer Menschen befreite, und auch meine Geliebte, die erste nämlich, das schönste Blaukehlchen der Welt, aus den Händen eines barbarischen Vogelhändlers erlöste mit dem letzten Groschen, den er in der Tasche trug, und sie dann fliegen ließ. Ja ihn, den lieben Meister, kennen alle Vögel und Blumen; wie oft wanderte er nicht durch den Wald und summte leise wundersame Melodien! Für ihn, für ihn wollen wir singen, jede, jede Nacht!“ — „Um Mitternacht denn auf dem Friedhofe!“ flüsterte selig die Schwalbe und flog davon.

In einem der letzten Bäume des Waldes war fröhliches Leben. Der Vetter Dompfaff hielt dort Schule: eine Unzahl kleiner, niedlicher Vögel hatte sich um ihn versammelt; er selbst saß ganz ehrbar in der Mitte mit seinem schwarzen Käppchen und rothen Westchen, schaute mit seinen freundlichen klaren Augen das tolle, junge Volk an, und erzählte allerlei possirliche Geschichten. Die Schwalbe sprach mit ihm von ihren Plänen. Vetter Dompfaff versprach seine Mitwirkung und gab der Schwalbe einige empfehlende Worte an seinen besten Freund, den

Musikdirector Specht mit, welcher wenige Bäume entfernt von ihm hauste. Die jungen Vögel wollten auch für den guten Meister Franz singen, den sie alle zu kennen behaupteten, einige aus den Erzählungen des Vaters und der Mutter, andere aus den Schilderungen ihrer großen Schwestern und Brüder. — Fröhlich nahm die Schwalbe Abschied. Was ihr bei dem wackern Specht begegnet, wollen wir nicht verrathen; aber etwas Schönes muß es gewesen sein, denn sie kam erst spät nach Hause, strahlend vor Freude, sprach nur mit den Augen, winkte ihren Lieben und flog nach kurzer Rast auf den stillen Friedhof hinaus.

Den blendendsten Silberschein goß der gefällige Mond über das Grab des Meisters. Es war Mitternacht. Da tönte es aus allen Zweigen von nah und fern, und ein voller Chor der lieblichsten Vogelstimmen sang das Lob des todten Meisters, des stillen, ernsten Sängers, des Fremdlings auf dieser Erde, den die Vögel und Blumen besser verstanden, kannten und ehrten, als die Menschen: das Lob des einsamen, müden Wanderers Franz Schubert. Die treue Schwalbe umflatterte den Hügel und küßte die Grasspitzen; auf dem Rosenbusche, der sich über das Grab neigte, wiegte sich eine Nachtigall und flötete zauberisch, sie war die Lieblingsschülerin des braven Musikdirector Specht, welcher ganz eifrig den Tact

ſchlagend zu den Füßen des todten Meiſters ſaß. Die Vögelchen ſangen ſo entzückend, daß der Mond und die lieben Sternlein lauſchten und alle Blumen erwachten, alle Käfer herbeiflogen und die Leuchtwürmchen einen Lichtglanz zogen um das ſtille Grab.

Ob wohl dieſer friſche, ſüße, lebensfrohe Geſang hinab in die Träume deſſen drang, der da unten ſo ſanft ſchlummerte? — Die Vögel glauben es; und alljährlich in den erſten Tagen des Wonnemonds, des holden Mai, bringen ſie dem geſtorbenen Meiſter Franz den erſten Lenzesgruß in ſtiller Mitternachtsſtunde; und in den letzten Tagen des Herbſtes, wenn ſich die fröhlichen Schwalben rüſten zur weiten Reiſe, ſcheiden alle die lieblichen Sänger von ihm auf glückſeliges Wiederfinden!

Und ſo iſt ſein Grab nimmer verlaſſen; kleine helle Vogel- und Blumenaugen bewachen dies ſtille geheiligte Plätzchen.

# Die Erfindung der Harmonica.

In dem dritten Stockwerk eines unscheinbaren Hauſes der Londoner City brannte an einem düſtern Novembernachmittage in einem der hübſcheſten kleinen Eckzimmer, die man ſich denken kann, ein luſtiges Kaminfeuer. Es lachte dem mürriſchen Winter geradezu in's Geſicht, der eben Hände voll Schneeflocken und Eisſtückchen an die

Scheiben warf und dazu tobte und heulte wie ein gefangener Bär. Die Dämmerung fing schon an, die ungeheuere Stadt in graue Schleier zu wickeln; nur die Spitze von St. Paul und die Riesengestalt des Towers wehrten und sträubten sich noch unter ihren Händen und ragten aus dem verhüllenden Nebel hervor. Die Laternen auf den Straßen waren bereits angezündet und kämpften ihren allabendlichen Kampf mit dem Tageslichte. Das Eckzimmer war auch halb verschleiert, und das zuckende Licht der Flammen tanzte an den Wänden auf und nieder, fuhr über den Fußboden, spielte an der Decke, und berührte auf diesen Streifzügen abwechselnd die Gesichter und Gestalten der vier Menschen, die eben dort beisammen waren.

Die bedeutendste Erscheinung in dem kleinen Kreise war ein Mann, der dicht am Kamin in einem tiefen Lehnstuhl saß und seinen Kopf an die Rückwand seines Sitzes gelegt hatte. Er war schwarz gekleidet, trug aber der Sitte der damaligen Zeit entgegen keine Perrücke, sondern das eigene graue volle Haar, das an den Schläfen scharf zurückgestrichen war. Aber welche Stirn zeigte sich da, welche wunderbar schöne Schläfen! Es war unmöglich sich ein Menschenantlitz mit einer edleren Stirn zu denken; die Träume einer großen Seele waren dort aufgezeichnet und zwei klare geistvolle Augen

ſtanden als Traumdeuter dabei. Wer hätte bei der Betrachtung dieſes Kopfes wohl die Frage aufwerfen mögen, ob er ſchön von Zügen, ob die Jugend von Wangen und Lippen weggeweht, ob der Mund, der ſo bezaubernd zu lächeln verſtand, regelmäßig geformt? Die Geſtalt zeichnete ſich in keiner Weiſe aus, aber alle Bewegungen des Mannes waren ſicher und edel. Und ſein Name? Benjamin Franklin, der liebenswürdige Menſchenfreund, der berühmte Bürger Amerika's, der gefeierte Gelehrte. Eine wiſſenſchaftliche Angelegenheit hatte ihn eben jetzt, zu Ende des Jahres 1752, von Philadelphia nach London geführt, woſelbſt er einige Monate zu verweilen gedachte. Sein erſter Beſuch galt einer von ihm hochgeachteten Verwandten, der ehrenwerthen Miſtreß Davies, die nach dem Tode ihres Mannes mit ihren beiden talentvollen Töchtern, Mary und Cäcilie, äußerſt zurückgezogen in der großen Weltſtadt lebte.

Franklin hatte ſich kaum der Mädchen erinnert, die er einmal nur geſehen, als ſie noch ſehr junge Kinder waren, und erſtaunte nicht wenig, ſich von zwei ſchlank aufgewachſenen, reizenden Geſchöpfen von 18 und 19 Jahren mit verwandtſchaftlicher Traulichkeit begrüßt zu ſehen. Die lebhafte Cäcilie war ihm gleich um den Hals geflogen, die ältere Schweſter Mary hatte ihm zitternd und erröthend nur die Hand hingereicht. Beide Mädchen konnten es

vielleicht auch" — „Nein nein, nichts von alle dem!" unterbrach die Schwalbe die Rede ihrer Freundin, „ich will einem todten, herrlichen, lieben Musikmeister ein recht hübsches Schlummerständchen an seinem letzten Ruhelager bringen, und mein Gesang allein däucht mir zu schlecht, obgleich ich weiß, daß er mich gern zwitschern hörte, als er noch lebte; Du sollst mir helfen mit Deiner Kehle, liebe Amsel!" — Die Sängerin wollte vor Staunen vergehn. „Welche Zumuthung," rief sie empört, „meine Stimme der schädlichen feuchten Nachtluft preisgeben um eines todten Musikanten willen? Nein, liebe Freundin, daß kann unmöglich Dein Ernst sein, so etwas von mir zu verlangen, von mir, der berühmten Sängerin des Waldes! Zudem muß ich mich schonen für morgen. Ich singe in der Matinée eines durchreisenden Raben-Virtuosen auf der Schnabelharmonica; Mittags giebt ein höchst interessanter, landesflüchtiger Canarienvogel, der seinen Contract gebrochen, ein Concert, und Abends ist musikalische Unterhaltung bei der Frau von Elster."

Mitten in diesem Geschwätze war die Schwalbe tief gekränkt davon geeilt. Sie kam zum niedlichen, launischen Rothkehlchen. Mit eifrigem Gezwitscher trug die Schwalbe ihre Bitte vor. Rothkehlchen hatte nicht übel Lust, war aber sehr geschäftig und zerstreut: es erwartete seinen

Anbeter, einen lockeren Zeisig, hatte allerlei köstliche feine Samenkörnchen auf frische Rosenblättchen gelegt und blaue Glockenkelche, mit Thau gefüllt, zum Trinken aufgestellt. Schwälbchen wartete ein wenig; der Zeisig kam nicht. Plötzlich wurde Rothkehlchen heiser, konnte „unmöglich" singen, stellte sich sehr krank, schlüpfte in das Nestchen und schloß die Augen. Traurig hob die Schwalbe ihre Flügel und schwirrte durch den Wald ihrer Wohnung zu. Unterwegs erblickte sie den treulosen Zeisig; seelenvergnügt thronte er auf einer schönen Birke, neben ihm eine reizende Grasmücke, mit der er um die Wette sang und trällerte. Die Schwalbe nickte mit dem Köpfchen und wollte vorüberfliegen. „Was hast Du denn, liebe Seele?" rief aber der muntere, sorglose Gesell im grünen Röckchen, „Du siehst ja ganz bekümmert aus. Eine Schwalbe mit traurigem Gesichte ist ja etwas Unerhörtes. Erzähle, erzähle!" — Und Schwälbchen erzählte. — „Wir singen mit!" sagte am Schlusse der Zeisig ganz ernsthaft, „wir singen alle mit, ich verspreche es Dir." — „Und ich auch, im Namen aller meiner Schwestern," rief die niedliche Grasmücke.

Die Augen der Werberin leuchteten: „Da habe ich ja einen prächtigen Chorus für meinen herrlichen Meister Franz!" jubelte sie. — „Meister Franz! Von dem ist die Rede?" kreischte hier der Zeisig und stürzte der

fühlen und leiden mit ihm, ohne daß er es ahnt, und sterben, wenn er stirbt. Aber niemand, der erschüttert neben der gestürzten Eiche steht, trauert um das Veilchen, das sie erschlug. Es würde nicht schwer fallen in dem Leben aller großen Männer das liebliche Dasein solcher Blüthen nachzuweisen. Mary Davies war eine der lieblichsten unter ihnen.

Die Nachricht, daß Benjamin Franklin endlich wirklich nach England kommen und einige Monate in London bleiben werde, erregte natürlich einen wahren Freudensturm im Davies'schen Hause. — „Wir müssen ihm vorsingen, recht viel vorsingen," rief Cäcilie, „damit er doch merke, daß an uns auch etwas zu bewundern ist!" — Und sie hatte Recht, die allerliebste Kleine; ihr und Mary's Gesang war der Bewunderung werth, beide Schwestern hatten bereits in dem großen London Aufsehen erregt durch die seltene Vereinigung eines reichen Musiktalents und bezaubernder Schönheit mit kindlicher Bescheidenheit und Zurückhaltung. Der Name der Schwestern Davies genügte, um jedes Concert zu füllen.

Und es kam die Zeit, wo er wirklich da war, der Gefeierte, Langersehnte, und wo er bei ihnen saß fast jeden Abend in dem kleinen Eckzimmer, wie wir es im Anfang dieser Erzählung beschrieben.

Mistreß Davies, eine stattliche freundliche Dame, trippelte etwas ruhelos hin und her, rückte dort einen Stuhl, legte hier eine Tischdecke anders, schob da eine Vase zurück, trat bald an's Fenster, bald an den Kamin und sagte zwanzig Mal halblaut: „es ist fast dunkel!" Sie war nämlich eine äußerst thätige Natur und hatte von jeher den süßen Zauber einer träumerischen Dämmerstunde nicht verstanden, auch ihren Töchtern dies gefährliche Vergnügen niemals gestattet. Seit der Anwesenheit ihres berühmten Verwandten mußte sie leider dergleichen dulden, da Franklin gerade die Zeit des Zwielichts vorzugsweise liebte. Die Mädchen plauderten leise am Fenster. Cäcilie saß auf einem Schemel zu den Füßen der älteren Schwester und hatte ihre hübschen Arme auf deren Knie gelegt. Ihr rosiges Gesicht war aufwärts gerichtet, die schwarzen schweren Locken fielen weit weg von den runden Wangen und rollten über die vollen Schultern herab. Sie fragte, erzählte, lachte, wie eben ein achtzehnjähriges Mädchen fragt, erzählt und lacht, aber Mary hörte nur zerstreut ihren allerliebsten Thorheiten zu, ihre Augen hingen an der prächtigen Stirn Franklin's. Mary war eine echte Tochter Altenglands, ein blondgelocktes wunderschönes Geschöpf mit dunkelblauen Augen und blendender Gesichtsfarbe. In den langsamen Bewegungen, in der Haltung der schlanken Gestalt, in

der leichten Neigung des Hauptes nach der linken Seite lag ein unbeschreiblicher Reiz, in dem zögernden schweren Aufschlag der schwarzen Wimpern aber, in den leicht eingedrückten Winkeln des feinen Mundes erkannte ein tiefer blickendes Auge sofort jene geheimnißvollen Zeichen eines allzuweichen Herzens, jene versteckten Wundenmale einer empfindsamen Seele: einfache rührende Trauer.

„Heute müßt Ihr mir endlich etwas singen, lieben Mädchen!“ sagte jetzt Franklin, „aber laßt's so dämmernd bleiben immer, die Musik klingt so am süßesten, wirkt so mächtiger als sonst.“

Die Schwestern erhoben sich, Mary schlug den Deckel des Claviers auf, das nicht weit vom Fenster stand, Cäcilie schob ihr den Sessel hin. Die schlanken Finger der ältesten Schwester liefen rasch über die schwarzen schnarrenden Tasten, sie klangen aber harfenhaft lieblich, wenn Mary spielte. Sie begleitete jetzt den Gesang ihrer Schwester. Cäciliens Stimme war von einer staunenswerthen Fülle und Biegsamkeit, der klangreichste prächtigste Sopran. Das junge Mädchen sang mit großer Vollendung eine Händel'sche Arie. Wenn man die Stimmen mit Farben vergleichen darf, so schien die Stimme Cäciliens wie strahlendes frohes Himmelblau. Das Zimmer war zu eng für die Klänge, die dieser jungen Brust entströmten. Franklin sagte, als die junge Sängerin geendet, heiter zu

Mistreß Davies: „Nun? ist's hier noch dunkel, Fanny? Ich habe mich im Licht!"

Später bat Cäcilie zärtlich schmeichelnd: „Mary, singe uns eine Deiner alten Balladen, keine Arie, nur Deine little scottish songs, die niemand auf der Welt ja so singen kann als eben Du!" Und Mary wendete noch einmal ihr Köpfchen zu Franklin hin, schüttelte dann die Locken zurück, schlug einen wehmüthigen Accord an und sang eine wunderbare tieftraurige Weise, ein altenglisches Abschiedslied:

„Then fare thee well, my dear dear love!"

Franklin hatte sich lauschend vorgebeugt im Sessel und die Hände unwillkürlich gefaltet; der Gesang dieses Mädchens traf ihn im tiefsten Herzen. Er fühlte sich plötzlich in seine Kindheit zurückgetragen, die Stimme seiner Mutter schlug an sein Ohr, liebe süße Kindheitsbilder zogen nebelhaft vorüber. Wie aber die Töne weiter flossen, überströmte ihn plötzlich ein heißer Schmerz, eine unendlich traurige Sehnsucht, die Sehnsucht nach der verlornen Jugend. Er hätte in diesem Augenblick alles hinwerfen mögen, Ruhm und Glanz, sein ganzes vergangenes reiches Leben, um den Jugendschimmer eines Zwanzigjährigen. Denn dann hätte er ja diesem jungen blonden Mädchen jene glühenden Thränen zeigen

dürfen, die jetzt über seine Wangen rollten, und deren sich der alternde Mann fast schämte. Es lag übrigens in Mary's Stimme etwas Nervenerschütterndes, Ueberwältigendes, so zart eben diese Stimme an sich auch war. Sie vibrirte und zitterte wie Mondesstrahlen auf einem stillen See, und die eigenthümliche Verschleierung des Tones hatte einen unnennbaren Reiz. Franklin kämpfte mit der mächtigsten Erregung, die er je gefühlt; er war ja trotz seines mächtigen Körpers im Grunde eine sehr fein organisirte Natur. Als Mary den letzten Vers des einfachen trüben Liedes beendet, wollte er aufstehen, zu ihr hingehen, griff aber mit den Händen in die Leere und stürzte bewußtlos zusammen. Das Messinggeländer des Kamins verletzte seine Stirn; einige Tropfen Blut rannen die linke Schläfe herab.

Die kleine Familie gerieth bei diesem unerwarteten Vorfall in eine namenlose Bestürzung. Cäcilie rief nach Licht, Mistreß Davies versuchte den Ohnmächtigen aufzuheben, — nur Mary stand, einer Statue gleich, regungslos mitten im Zimmer. Erst als die Dienerin mit dem Armleuchter hereintrat und sie die Mutter sagen hörte: „Hannah, helft mir zuerst hier und dann lauft zum Doctor Snobbers!" kam die Bewegung in die starre Gestalt. Mary warf einen Blick der Verzweiflung auf Franklin und glitt geräuschlos aus dem Zimmer. Nie-

mand vermißte ſie, alle waren mit dem Bewußtloſen beſchäftigt. Sie lief die Treppe hinab, öffnete die Hausthüre und ſtand auf der ſchneebedeckten Straße. Der eiſige Nordwind, der hier ihre glühenden Wangen traf und ihre Locken verwirrte, machte ſie einen Augenblick ſchaudern, dann aber eilte ſie um ſo raſcher vorwärts, gejagt von dem einen Gedanken: „er ſtirbt und ich habe ihn in den Tod geſungen!“ O, wie ſie in dieſem Moment ihre eigene Stimme haßte! Wie ein Schatten glitt ſie an den Häuſern hin; zwei kurze Straßen waren es ja nur, die ſie von der Wohnung des alten Hausfreundes und Arztes trennten.

Aus einer dunkleren Seitengaſſe ſchlug ihr jetzt Lärm entgegen: ſie achtete nicht darauf. Aber eine Schaar luſtiger junger Männer ſtrömte herbei, der Schein einer Laterne traf eben das ſchöne bleiche Mädchengeſicht, entſetzt drängte ſich Mary dichter in den Schatten der Häuſer, vergebens — man umringte ſie und ängſtigte das junge Mädchen mit allerlei loſen Reden. — Sie raffte all ihren Muth zuſammen und ſagte mit ziemlich feſter Stimme, während ihr Herz faſt hörbar ſchlug: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich gehen! Ich will den Arzt holen für einen Sterbenden. Doctor Snobbers wohnt zwanzig Schritte von hier!“ Ihr todtenblaſſes Geſicht, ihre angſtvollen Augen, der Ton ihrer Stimme trugen ſo ſehr das Ge-

präge der Wahrheit, daß die Uebermüthigen fast unwillkürlich zurückwichen. Das gehetzte Reh entwich, erreichte die Wohnung des Doctors, stürzte in das Zimmer des alten Herrn und fiel mit dem Rufe: „Franklin stirbt!“ vor ihm nieder. —

---

Benjamin Franklin war längst wieder hergestellt von seinem „kleinen Nervenzufall“, wie er es selbst lächelnd nannte, als der dunkle Todesengel noch immer an Mary's Lager stand. Jener Abendgang und die mit ihm verbundenen heftigen Gemüthsbewegungen hatten dem zarten Wesen eine schwere Krankheit gebracht, von der das Mädchen nur sehr langsam genas. — Als sie endlich, zur Freude ihrer Lieben, erstanden war und gestützt auf den Arm ihres gefeierten Freundes die ersten Schritte wieder wagte, als sie seine stille Sorge sah und seine ernste Zärtlichkeit, da segnete sie heimlich in ihrem Herzen jene bange Abendstunde, die ihr ein Glück gebracht, das sie vorher nie gekannt; das Glück von *ihm* umsorgt zu werden.

Arme Mary! Sie ahnete damals noch nicht, was ihr jene Stunde genommen! Wenige Wochen später entdeckte sie es mit unsäglichem Kummer, mit einem Gram, dem ihre Seele fast erlag: sie hatte ihre Stimme verloren.

Doctor Snobbers war der einzige, der ſich über die Folge jenes unvorſichtigen Abendganges nicht verwunderte. „Dies ſogenannte Unglück iſt kaum der Rede werth," ſagte er, „Mary's Leben ſelbſt ſtand auf dem Spiele!" Er begriff nicht, wie die Frauen ſo troſtlos weinen konnten, denn Mutter und Schweſter trauerten kaum minder tief als Mary ſelbſt um den Verluſt einer bloßen Stimme. Ach, wem die himmliſche Gabe des Geſanges nicht geworden, der faßt es freilich nimmer, welch eine Quelle der reinſten Freuden, des ſüßeſten Troſtes ſie zu werden vermag, daß das Herz in ihr alles findet, was es ſonſt entbehren muß! Wer ſingen kann, der ſingt ſich jede Freude tiefer in die Seele, und findet auch für das bitterſte Weh ein Wiegenlied. Tauſend ſüße Geheimniſſe ſteigen im Geſange auf die Lippen, in den Tönen zittert, weint, jubelt das Herz, redet von heißer Liebe und glühendem Verlangen — und niemand darf es deshalb anklagen oder ſtrafen.

Als Mary Davies nach allen erdenklichen Verſuchen den verlorenen Schatz wiederzugewinnen, endlich einſah, daß er für immer dahin, verſank ſie zwar nicht in eine finſtere Troſtloſigkeit, aber ſie welkte ſtill' wie eine Blume welkt, der man das Sonnenlicht genommen. Ihr kunſtvolles Clavierſpiel machte ihr keine Freude mehr. „Es läßt mich am härteſten fühlen, was ich verlor!" ſagte

ſie und ſpielte nur, wenn ſie ihre Schweſter begleitete. Anfangs zerfloß ſie auch beim Geſange Cäciliens in Thränen, nach und nach erſchien ſie ruhiger. Sie bemühte ſich ſichtlich, ihrem verehrten Freunde eine Reſignation zu zeigen, die ſie trotz aller ernſten Bemühungen — nicht empfand.

Aber Franklin ließ ſich nicht täuſchen. Er verſchob ſeine Rückreiſe nach Philadelphia von Monat zu Monat und erſchien nach wie vor regelmäßig in den Abendſtunden im Davies'ſchen Hauſe. Allein gedankenvoll und zerſtreut ſtarrte er dann, in tiefes Sinnen verloren, vor ſich hin und beantwortete kaum die Fragen, die Miſtreß Davies oder Cäcilie an ihn richteten. Muſik wollte er nicht wieder hören, das kleine Clavier blieb verſchloſſen, wenn er da war. Wenn Mary aber mit ihrer leiſen gebrochenen Stimme ihn anredete, fuhr er auf und gab freundliche Antwort, ja wenn ſie ſich nur bewegte, ſah er zu ihr hin, ſo verſunken in Gedanken er auch ſchien. Seine Augen folgten ihr immer, kein Seufzer, keine heimliche Thräne, kein Schatten des Schmerzes, der über ihre Stirn flog, entging ihm. Aber er redete nie über Mary's Verluſt.

So ſchlich Woche auf Woche dahin, der Sommer rüſtete ſich zum Scheiden, die erſten Blätter fielen: da trat eines Abends Benjamin Franklin zu ſpäterer Stunde

als gewöhnlich in das ſtille Eckzimmer. Mutter und Töchter ſaßen um den kleinen Tiſch, Cäcilie las, Miſtreß Davies arbeitete, Mary träumte. Sie ſah den Eintretenden überraſcht an: ſo verklärt hatte ſie ſein Geſicht noch nie geſehen, eine unbeſchreibliche tiefe Freude leuchtete aus ſeinen Augen und überſtrömte plötzlich auch ihr Herz mit einem warmen Glücksgefühl. Er trat zu ihr hin und faßte ihre Hand. „Liebe, liebe Mary", ſagte er weich und leiſe, „Du haſt um meinetwillen Deine ſüße Stimme verloren, eine Stimme, die ich nie, nie vergeſſen werde: heute bringe ich Dir einen Erſatz; Du ſollſt wieder ſingen, wenn auch nicht mit Deinen Lippen. Bleibe ruhig hier, während ich in's Nebenzimmer gehe, und gieb Acht auf die Töne, die zu Dir hereinziehen werden."

Erwartungsvoll, ja faſt bebend drängten ſich die Frauen an einander; die Thür des Nebengemachs blieb halb geöffnet. Eine kurze Pauſe — dann zitterten, rieſelten, fluteten ſüße Klänge in Ohren und Herzen der Hörerinnen, Töne von ſo rührend weichem Gepräge, von ſo eigenthümlichem Schmelz, wie ſie weder die Harfe, noch die Flöte, noch irgend ein Inſtrument, das die Frauen bis jetzt gehört, hervorzubringen vermochte. Es waren Laute, die aus einer anderen Welt zu dringen ſchienen, Töne einer verklärten Menſchenſtimme, Engels-

gesang, man konnte sie ohne Thränen nicht hören. Sie zogen das Herz aus der Brust, die Hörerinnen empfanden Weh und Lust zugleich. Und als sie lauter wurde, die wunderbare Musik, da erkannten sie alle die bittertraurige Melodie des altenglischen Abschiedsgesanges, des letzten Liedes, das Mary sang:

„Then fare thee well, my dear dear love!"

Da war es ihnen, als hörten sie wirklich Mary's Stimme, jene liebe, seltsame, herzerschütternde Stimme, die ja längst gestorben. Die Frauen schluchzten laut, Mary aber hielt sich nicht länger; mit einem Aufschrei des schmerzlichsten Entzückens riß sie sich los aus Cäciliens Armen und flog ins Nebenzimmer.

Franklin saß vor einem wunderlichen Instrument, aus einer Walze bestehend, die auf einem Fußgestell ruhte. An dieser Walze waren gläserne Halbkugeln von regelmäßig abgestufter Größe befestigt und so in einander geschoben, daß der Rand jeder Halbkugel über die folgende hervorragte. Franklin hatte seine Fingerspitzen an die Ränder der Glasglocken gelegt, die Walze durch eine Bewegung seines Fußes in Umschwung gesetzt und so jene zaubervollen Töne hervorgebracht.

„Mary, so hast Du gesungen!" rief er dem erstaunten und erregten Mädchen entgegen. „Und nun komm,

daß ich Dich wieder singen lehre — und wenn Du hier singst, so singt meine Seele mit Dir. Ich habe die Stimme für Dich erfunden!"

---

Die schöne Mary Davies war es, die später mit dieser klingenden neuen Erfindung des berühmten Franklin (Harmonica nannte er sie) die Welt in Staunen setzte. Durch unablässige Uebung hatte sie bald eine bewundernswürdige Fertigkeit auf diesem seltsamen Instrumente erlangt. Sie reiste, als sie den persönlichen Abschied von ihrem angebeteten Freunde überwunden — seine Seele hielt sie ja in ihren Händen — und Franklin nach Amerika zurückgekehrt war, zuerst nach Frankreich, dann auch nach Deutschland und ließ sich in mehreren bedeutenden Städten als Harmonicaspielerin hören. Wie sie spielte keiner wieder dies Instrument; ihre ganze Seele sang und klang mit, wenn die schlanken Finger die Räder der Glocken berührten. Sie war so entzückend schön in solchen Momenten, so getragen von Begeisterung, so leuchtend von heimlicher Freude, daß die Menschen, die sie dann sahen, fast von ähnlicher Verzückung ergriffen wurden. Viele konnten den Klang nicht ertragen, wurden ohnmächtig, zerflossen in Thränen, verfielen in Nervenkrämpfe, und doch drängte sich die Menge

zu den kurzen schwermüthigen Concerten der schönen Engländerin, wie sie sich sonst nur zu glänzenden Festen zu drängen pflegt.

Als Mary's Mutter gestorben war und ihre Schwester Cäcilie als gefeierte Sängerin in Italien glänzte, kehrte sie endlich nach London zurück, und hier erst gewahrte sie, daß diese zweite Stimme ihre Gesundheit mehr zerrüttet hatte, als die erste verlorene vielleicht jemals vermocht. Sie zog sich nun von aller Oeffentlichkeit zurück und lebte in tiefster Stille, kaum nur für ihre nächsten Freunde sichtbar. Allein und abgetrennt von allem, was ihrem Herzen theuer, sah Mary die Tage kommen und gehen, ohne Hoffnung, aber auch ohne Trauer. Sie klagte nie, sie war sogar heiter; sie konnte ja singen, und seine Seele sang ja mit! — Und diese Stimme, die sie von ihm erhalten, blieb so jung und wunderschön, als Mary's Locken sich schon längst gebleicht, die harte Hand der Zeit die Schönheit ihres Angesichts verwischt hatte. Wohin sie aber diese herrlichen Töne schickte, die sie allabendlich noch der geliebten Harmonica entlockte? Niemand wußte es. —

Die Aerzte staunten, daß dies schwache Leben sich fort erhielt, sie begriffen nicht, wovon es sich nähre, sie prophezeiten schon seit Jahren den Tod Mary's. Es mußte wohl noch ein Etwas auf der Erde sein, das mit

übermächtiger Gewalt dieſe Seele feſtbannte in ihrer zerbrechlichen Hülle.

Am 27. April 1790 war es, als ſich Mary wiederum an ihre Harmonica tragen ließ: mit heiterem Lächeln berührte ſie die Glocken; die Melodie des Abſchiedsliedes:

„Then fare thee well, my dear dear love!“

erklang unter ihren noch immer ſchönen Händen. Plötzlich fuhr ſie auf, horchte, lehnte ſich zurück und — athmete nicht mehr. Der Faden ihres ſchwachen Lebens war zerriſſen.

Zu derſelben Stunde aber hatte der Todesengel, fern von jenem ſtillen Sterbezimmer, jenſeits des weiten, weiten Oceans eine große ſtarke Seele hinaufgetragen in den Himmel: die Seele Benjamin Franklin's.

## Die Katzenfuge.

Denkt Euch ein kleines Haus, halb verſteckt im dunkelgrünen Myrthengebüſch, umrankt von Weinlaub, umgeben und beſchattet von wilden Roſen und Orangenbäumen, im Hintergrunde, auf prächtigem Lager ruhend, Neapel, die Königin aller Städte und darüber ausgeſpannt den ewig lachenden italieniſchen Himmel. Ein ſolches farbenreiches Bildchen iſt gar entzückend anzuſehen für Augen, halb geblendet vom Winterſchnee und Eis, und wir träumen uns hinein mit unſerem ſehnſuchtsvollen Herzen in all' dieſe üppige Lieblichkeit, ſo daß wir endlich von dem dunkelblau leuchtenden Himmel reden, als ob wir ſelbſt den belebenden berauſchenden Sonnenkuß empfunden und die fremde zauberiſche Herrlichkeit des Südens geſchaut.

Habt Ihr Euch ein Veilchen gelabt an dem kleinen Bilde, so wendet Eure Augen auch einem alten, nachläſſig gekleideten Manne zu, welcher vor der Thür des Hauſes ſitzt und gedankenvoll hinausſtarrt in die Ferne. Ein Orangenbaum ſtreut zuweilen einzelne Duftblüthen auf ihn herab: er achtet nicht darauf; Roſen küſſen neckend ſeinen Scheitel, bunte Schmetterlinge flattern ſpielend um ihn her; vergebens, das rege reizende Leben und Treiben berührt ihn nicht. Und doch war Leidenſchaft und Bewegung in ſeinem dunkeln, edelgeſchnittenen Antlitz, und die brennenden italieniſchen Augen contraſtirten ſeltſam mit dem nordiſchen Schnee ſeines Hauptes. Es war der Meiſter Aleſſandro Scarlatti. Eine Harfe lehnte an ſeinem Seſſel und vor ihr hatte mit unbeſchreiblich ernſter Miene und unnachahmlicher Würde ein großer ſchwarzer Kater Platz genommen. Er beſchäftigte ſich damit, die Spitze ſeines Schwanzes, welche, wie ſein linkes Ohr, in blendender Weiſe leuchtete, ganz leiſe über die Seiten tanzen zu laſſen, bei welchem ſeltſamen Experimente denn natürlich allerlei fremde Töne zum Vorſchein kamen. Er pflegte ſich überhaupt, da ſein hoher Gebieter niemals mißfällig dieſe muſikaliſchen Studien bemerkte, jeden Morgen ganz rückſichtslos ſeinem Genius zu überlaſſen, fuhr unter den poſſirlichſten Geberden und Sprüngen mit der Schwanz-

ſpitze auf der Harfe hin und her und ſang zuweilen im Uebermaße des Gefühls eine jener alten ſchwermüthigen Weiſen ſeines Stammes, welche, wie man behauptet, im Stande ſind, Steine zu erweichen und Menſchen raſend zu machen.

Das alles ſtörte den Meiſter Scarlatti nie, im Gegentheil, er lachte wie ein gutmüthiger Teufel, wenn ſein Kater in ſeine muſikaliſchen Verzückungen verfiel. Des Abends aber ſaß der Kater ſtets mit einem Geſicht, wie ein gerührter Rathsherr, im Winkel in der Stube ſeines geliebten Herrn, und der Meiſter ſelbſt ſpielte dann die Harfe. Das mochte wohl auch in der That herrlich anzuhören ſein, denn alle Vögelein, die in den Orangenbäumen und Myrthenzweigen ſangen, kamen an das offene Fenſter geflogen, um zu horchen, und die Roſen ſteckten ihre Köpfchen hinein, eins über das andere in ſolcher Haſt und Ungeduld, daß gar oft ein zartes Knöspchen dabei ſein ſüßes Leben verlor. Der Meiſter aber war anzuſchauen, wie der wunderſame alte Barde Oſſian, nur nicht ſo ſchmerzerfüllt und gramgebeugt. Was Wunder, wenn bei ſolchen Zauberklängen die empfindſame Seele eines unverdorbenen Katers, der noch obendrein eine todte Liebſte beweinte, in Wehmuth zerfloß und ſeine grünen Augen ihm übergingen, wie dem König von Thule. Bemerkte Scarlatti dieſes köſtliche

Naß, ſo zog er ſeinen treuen vierbeinigen Gefährten zu ſich und ſtreichelte, herzte und küßte ihn ſo lange, bis er ſeine tolle Katerlaune wieder bekam. Ueberhaupt führte der Kater ein ganz reizendes Leben bei ſeinem milden Herrn, dem er ja alles war, Freund, Weib und Kind, den er nie verließ, weder bei Tag noch bei Nacht. Componirte der alte Meiſter, ſo mußte ihm Ponto leiſe, leiſe mit der berühmten weißen Schwanzſpitze über den Scheitel gleiten, wobei er ihm regungslos auf der linken Schulter ſaß. Zuweilen wurde auch Scarlatti heftig, ungeduldig, wenn ein Gedanke ihm nicht klar wurde, wenn ſeine Hand ermattete, oder die boshafte Tinte ſich zu einer formloſen Maſſe verdichtete; dann flog der Kater durch ein plötzliches, unwilliges Achſelzucken ſeines Herrn oft herab von ſeinem hohen Sitze mitten in die Stube hinein. Das nahm er aber auch nicht übel, ſondern blieb bei dergleichen Unzartheiten freundlich, wie eine kluge Frau ihrem ſcheltenden Manne gegenüber, kam immer wieder ſanftmüthig zurück und beſtieg dann nach einigen Minuten ſchmerzlicher Verbannung mit dem behaglichſten Schnurren von neuem den verlaſſenen Thron. Dafür erhielt er aber auch, wenn ſein Gebieter endlich Feder und Papier bei Seite geſchoben, tauſend liebe Schmeichelworte und noch andere Dinge, die ſeinen Magen in grenzenloſe Entzückung verſetzten.

Das alles war recht ſchön und gut, wenn nur der Sonntag nicht geweſen wäre, der einzige trübe Tag für den Kater Ponto. Des Sonntags pflegte nämlich ein gar ſonderbarer, toller Geſell Quartier bei dem Meiſter Scarlatti aufzuſchlagen und bei ihm zu verweilen, bis die ſtille Nacht die von Glanz und Glut ermattete Erde in ihren Sternenmantel hüllte. Der junge Sonntagsgaſt war ein Lieblingsſchüler des Meiſters, weit aus dem fernen Deutſchland gekommen und nannte ſich Haſſe; dies hatte ſich der Kater gemerkt, auch ſein weiß und rothes Angeſicht und ſeine braunen Locken. Nun konnte es aber keinen fröhlicheren, keckeren Burſchen geben auf der weiten Welt, als eben ihn, dieſen jungen Deutſchen, der den ehrlichen Ponto auf alle nur erdenkliche Weiſe quälte und beleidigte; bald band er ihm eine Klingel an den Schwanz, bald zog er ihm kleine Kinderſchuh an die Füße, bald bekränzte er ihn mit Roſen oder beſtreute ihn mit Orangenblüthen, deren ſtarken Duft die Katernaſe durchaus nicht vertragen konnte und wogegen ſelbige ſich ſtets mit krampfhaftem, wiederholtem Nieſen ſträubte. Dazu beſaß der junge Deutſche auch noch zum Ueberfluß einen kleinen boshaften Hund, von dem jedoch ſogar Ponto, ſein geſchworener Feind, eingeſtehen mußte, daß er reizend war, blendend weiß, behend und graziös, mit klugen braunen Augen. Dieſer verzogene Liebling war

faſt noch toller, ausgelaſſener, rückſichtsloſer, als ſein Herr, und der Kater ärgerte ſich ganz mager über ſeine Keckheit.

Und es war Sonntag, als der Kater wild phantaſirend an der Harfe auf- und niederſprang, ſein Gebieter aber ſo gedankenvoll in die Ferne blickte, wie ich Euch beſchrieben. Und ſiehe, der gefürchtete Gaſt erſchien auch wirklich ſchon während des erſten Präludiums. Leicht und fröhlich ſchritt er daher, der Jüngling mit den ſchönen Locken und den friſchen Wangen, und neben ihm hüpfte und ſprang ſein allerliebſter Gefährte. „Guten Morgen, Meiſter Scarlatti!“ rief der Ankömmling mit herzlichem Tone und Blicke, „wie habe ich mich auf Euch gefreut!“ Scarlatti nickte und lächelte halb freundlich über den lieben Gruß, halb ſpöttiſch über den ſonderbaren deutſchen Accent des Sprechers und erwiderte: „Bin heute ein ſchlechter Geſellſchafter und Freund, Haſſe! habe ſehr, ſehr viel im Kopfe; allerlei Töne ſchwirren mir vor den Ohren herum, bunt durcheinander, und ich kann doch keine Melodie daraus formen; ich ſuche etwas ganz abſonderlich Orginelles; daß ich es nicht finde, bringt mich zur Verzweiflung. Ich bitt' Euch, laßt mich in Ruhe mit Euren Poſſen, ſonſt drehe ich Eurem kleinen verzogenen Hunde den Hals um.“ — „Halt, halt, Meiſter Scarlatti!“ rief der Gaſt, „das geht nicht ſo

rasch; Ihr seid schlechter Laune, das seh' ich wohl, aber meinen kleinen Treulieb dürft Ihr mir nicht anrühren. Ihr wißt ja auch, daß er die Abschiedsgabe meines süßen blonden, deutschen Liebchens war und mich begleiten soll, wie ihre Liebe und Treue mich begleiten."

Der Meister wandte sich zu dem jungen Manne mit gütigem Lächeln und schaute in sein helles, fast noch kindliches Antlitz. Da stand der jugendliche Schwärmer an den Orangenbaum gelehnt, umgeben von südlicher Pracht, die Augen gen Himmel gerichtet, und schien zu träumen von seiner fernen geliebten Heimat, von dem schönen Deutschland mit dem lichten Himmel, den hellgrünen Bäumen, bunten Blumen und schneegekrönten Bergen. Oder flogen seine Sehnsuchtsgedanken vielleicht zu der lieblichsten aller Blumen, zu der treuen, fernen Liebsten? Bald aber verschwanden die Wolken, die sich auf seine jugendliche Stirn gelagert; Treulieb sprang an ihm empor und küßte seine Hände. Der Meister verlor sich wieder in tiefes Sinnen und überließ es dem Schüler, für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung seines kleinen Staates zu wachen. Das that der junge Mann wohl auch ein Weilchen lang, indem er beiden Thieren eine ausgezeichnete Vernunftpredigt hielt, am Schlusse derselben aber eine kleine Perrücke und Brille aus seiner Tasche zog, um trotz allen Widerstrebens den still er-

grimmten Ponto damit zu schmücken. Das schien denn besonders dem tollen Treulieb zu gefallen, er bellte laut und tanzte vor dem verzweifelten Dulder mit der Behendigkeit und Zierlichkeit einer Tänzerin hin und her. Scarlatti sah sich um nach der Gruppe und mußte verstohlen lächeln, hütete sich aber wohl, seinem unsinnigen Schüler diese Schwäche zu zeigen, sondern brummte im Gegentheil ziemlich unfreundlich vor sich hin, so daß Hasse, einen Vulkanausbruch fürchtend, seine Zöglinge in des Meisters Stübchen lockte. Das alte Clavier stand geöffnet, des jungen Mannes Hände glitten über die Tasten, er spielte einen wüthenden Hexentanz. Treulieb sprang wie besessen und schwang sich endlich im höchsten Uebermuth mit einem Freudengeschrei auf den Rücken des unseligen Ponto, zärtlich mit den Vorderpfoten seinen Hals umschlingend. Da zerriß endlich der zähe Geduldsfaden der edlen Katerseele. Mit dem Gedanken „Sein oder Nichtsein" fing er an mit seiner kleinen Last auf dem Rücken herumzurasen, ja fast zu fliegen; an allen Wänden suchte er emporzulaufen, über Stühle und Tische sprang er sprudelnd und kreischend, daß des Meisters Papiere umherflogen wie Spreu, und eine Staubwolke das Stübchen einhüllte. Hasse lief herbei: vergebens, kein Rufen, kein Schelten half. Endlich ermattete Ponto; Scham über die ihm angethane Schmach, Zorn über

seine eigene Schwäche erzeugten in seiner Brust eine großartige Idee. Er wollte seinen Gebieter herbeirufen zu Hülfe und Rettung. Ohne Verweilen sprang er auf die Tasten des Claviers, trat darauf herum, rannte wild zweimal auf und ab, wobei er denn das Mark und Bein durchdringende Hülfsgeschrei seines Stammes erschallen ließ. Bei den ersten seltsamen Tönen sank schon Treulieb halb bewußtlos von des Begeisterten Rücken. Ein dumpfer Accord verkündete diesen Fall. Des Katers Brille folgte, nur die Perrücke blieb. Die wirren Töne wurden zur Melodie: Hasse lauschte, durch das geöffnete Fenster aber schaute zwischen all' den Weinblättern und wilden Rosen das Gesicht des alten Meisters herein, übergossen von dem Sonnenschein der leidenschaftlichsten Freude, und rief: „An mein Herz, Kater! Du hast's gefunden!" und Ponto stürzte sich, einer Ohnmacht nahe, in die Arme seines Herrn. Den tollen Schüler aber schickte Scarlatti sogleich fort bis zum nächsten Tage.

Als nun der junge Mann am andern Morgen vor seinen Meister trat, zeigte ihm dieser leuchtenden und triumphirenden Blickes ein Blatt, dicht besäet mit Noten, über welchen mit großen Lettern der Titel prangte: „Katzenfuge." Meister Scarlatti setzte sich an das Clavier und spielte; der Jüngling aber erkannte in dem wundersamen, künstlich verwebten und überbauten Thema

augenblicklich mit frohem Staunen die seltsamen Nothsignale und höllischen Melodien der wilden Jagd, welche über die Tasten gezogen war in Gestalt eines verzweifelten Katers. Meister und Schüler lachten am Schlusse um die Wette; der gekrönte Kater aber saß auf der linken Schulter seines Gebieters, und dieser behauptete bis zu seinem Tode, Ponto habe ganz menschlich mitgelacht.

Uebrigens theile ich Euch noch zum Schlusse die wichtige Nachricht mit, daß Ponto ein Ur-Ur-Ur-Großoncle der Schwägerin der Nichte der Mutter des berühmten Hoffmann'schen Kater Murr gewesen sein soll.

# Schneeglöcklein.

Glöcklein im Thale,
Rieseln im Bach,
Säuseln in Lüften
Schmelzendes Ach?

H. v. Chezy.

In einem kleinen gar ſtillen Eilande, dem katholiſchen Friedhofe der ſtolzen Königsſtadt Dresden, liegt ein verſteckter, aber heiliger Wallfahrtsort für gläubige Seelen, und ganz beſonders für jene Herzen, denen ſich die wunderreiche, geheimnißvolle Tonwelt

offenbarte und die sich in kindlicher Demuth beugen lernten vor der Allgewalt der hocherhabenen Musika. Die Kuppel der Capelle für die frommen Beter ist der unendliche Himmel, ihr Betschemmel ein einfacher grauer Stein, ihr Heiligenbild eine sternenbekränzte Lyra und in ihrem Gebetbüchlein stehen nur die Worte:

Carl Maria von Weber.

Ja, in einem solchen Friedensasyl ruht die Hülle des Ruhmgekrönten! Dort schlummert er, der Vielbeweinte, den langen traumlosen Schlaf nach manchem harten Kampfe, nach manchem glänzenden Siege. Verwundet von den Dornen des Lebens sang er seinen Schwanengesang einsam, fern von der geliebten Heimat — und verstummte dann auf ewig. Die Welt schmückte die entseelte Hülle mit Lorbeer, bettete sie in die heimatliche Erde und überschüttete den Todten mit allen den Ehren, die sie dem Lebenden versagt. Wohl mag manche bittere Reuethräne heimlich in die tausend Wehmuths- und Dankestropfen gefallen sein, die dem Entschlummerten flossen!

Es dünkt uns oft schon ein Traum, aber ein süßer, lieber, daß der große Meister mit uns, unter uns, neben uns gelebt, gesungen, gelitten; und doch ist die Zahl der Jahre, die sich zwischen jene schöne Zeit und den

heutigen Tag drängten, so gering! — In einer engen, dunklen Straße Dresdens stand sein stilles Haus; aus einem kleinen, blumengeschmückten Fensterlein drangen jene Zauberklänge und Melodien, die seine Seele erfüllten, und die noch die späteste Nachwelt preisen wird. Wie oft ergoß sich der goldene Strom seiner liederreichen Brust in den Schoß der verschwiegenen Nacht! Und in der engen Straße drängten sich dann Lauscher, Schlaf und Ermattung vergessend, und ließen den erquickenden Tonregen niederströmen auf ihre durstigen Seelen, dem Spender heimlich inbrünstig dankend für solche himmlische Labung. Die sorgende Liebe eines treuen Weibes beglückte den großen Meister, unbegrenzte Zärtlichkeit leuchtete ihm entgegen aus den frohen Augen seiner Kinder; aber all' diese rührende aufopfernde Hingebung vermochte nicht den rauhen Pfad zu ebenen, den der Geliebte wandeln sollte, noch jene scharfen Stacheln abzuwehren, die der Neid und die Bosheit hohnlachend an sein Herz warfen. Wie blutete es oft, dies edle, weiche Herz! Aber vergessen, begraben war stets alles Leid und Weh, wenn der Frühling kam und die liebliche Umgegend der düstern Stadt mit zahllosen Reizen schmückte: wenn die Blumen erstanden aus ihren kleinen Gräbern und die Bäume mit tausend Blüthenaugen ungeblendet in das strahlende Sonnenantlitz schauten; wenn jedes Geschöpf

jubelte und die Wonne des Daſeins empfand. Ein einfacher Maiblumen- oder Veilchenſtrauß entzückte und erhob dann von neuem wieder die Seele des Meiſters, und der ſüße Blumenduft verkörperte ſich auf ſeiner goldnen Leier zu zauberiſchen Frühlingsmelodien, Blumenliedchen und Elfengeſängen.

Vor allen Blumen aber liebte er die Schneeglöckchen, jene zarten Blüthen, ſo ſilberrein und unbefleckt wie die Seele eines Kindes. Ein Kind brachte ihm auch alljährlich in den erſten Tagen des Lenzes einen vollen Strauß dieſer blendendweißen Lieblinge; ein zierliches, freundliches Mädchen, das Töchterlein eines Müllers, deſſen Mühle einſam und verſteckt im ſchönen Plauenſchen Grunde lag und oft das Ziel der ſtillen Wanderungen des Meiſters geweſen war. Die Kleine wollte aber nie einen Lohn annehmen für ihre Sträußchen: „Ach, ſpielt mir etwas!“ bat ſie ſtets leiſe und zagend. Und das that auch der Beſchenkte mit dem freundlichſten Lächeln, heimlich ſich ergötzend an der lautloſen Seligkeit des lauſchenden Kindes.

So vergingen die Jahre, bis denn eines Tages der Meiſter bemerkte, daß das Mägdlein gar groß, ſchlank und ſtattlich geworden ſei, und das Kind ſich verwandelte in eine blühende Jungfrau. Als ſie aber wiederkehrte im nächſten Frühjahr, war ſie bleich, o, unbe-

schreiblich bleich, und der Tod schaute aus ihren tiefliegenden Augen. Und wie weinte sie so bitterlich, als sie dem Verehrten die weißen Blumen brachte, und er ihr in gewohnter Weise süße, holde Tonmärchen erzählte!

„Ich werde nicht wiederkommen im nächsten Frühling," sagte sie scheidend, „lebt wohl! Morgen flechten sie mir das Brautkränzlein in's Haar, und dann bin ich eine Frau!"

„Und darüber willst Du traurig sein, liebes Kind!" fragte der Meister und versuchte zu scherzen. „Ich glaube, mein lieb' Mägdlein fängt an, mir auch Märchen zu erzählen; denn über den schönen grünen Jungfernkranz hat doch wohl selten ein Bräutchen geweint!"

„Sie trauen mich ja nicht mit meinem Schatze!" schluchzte die Bleiche jetzt plötzlich. „Ach! ein fremder Mann führt mich in sein Haus. Mein Liebster aber ist fortgezogen am letzten Weihnachtstage, fort in die weite Welt ohne Abschied und Scheidegruß; kann ich da wohl fröhlich sein?" Und sie schlug die schlanken Hände in einander, mit dem Ausdrucke herzzerschneidenden Weh's in den reizenden Zügen.

Und als der ersehnte Lenz erschien und die Glöckchen im Thale läuteten, fragte ein alter kummervoll blickender Mann in schlichter Kleidung nach der Wohnung

des „Tonmeiſter Weber.“ In das traute Stübchen Weber's geführt, begrüßte er ihn mit traurigem Lächeln und überreichte ihm einen vollen Strauß zarter Schneeglöckchen. „Ich bringe Euch hier den letzten Gruß meines Kindes!“ — zitterte der Alte mühſam hervor — „geſtern haben wir unſere Margareth begraben. Sie ſtarb wie ein Blümchen, das der Froſt getroffen, — ach, — und ſtarb ſo gern! Die Liebe hatte ihr das Herz gebrochen, — und wir armen Eltern ſind ſchuld daran. O, hätten wir es geahnt, daß ſie ihn ſo ſehr geliebt, den ſchmucken Knappen Conrad, wahrlich, wir hätten ihn nicht in die Fremde getrieben! Er war uns zu arm, der wackere Burſche, mit ſeinem treuen, liebenden Herzen; der reiche Müller, der um unſer ſchönes Kind freite, gefiel uns beſſer; und da Conrad's Liebe ſo ſchüchtern war und Margareth ſtill, freundlich und ahnungslos in die Welt blickte wie eine aufbrechende Roſenknospe, ſo wagten wir es, dem Verzagten zu ſagen, daß unſer Kind ihn verſchmähte und dem reichen Freier Herz und Hand gelobt habe. Und als nun Conrad heimlich fortgezogen, ſo ſtolz und doch ſo elend, da kam endloſer Jammer in unſer Haus; da begann unſere Margareth zu welken, da erkannten wir ihr Herz!“

„Wie ſehr ſie den Fortgezogenen geliebt, geſtand ſie aber erſt auf ihrem Todtenbette. Und trotz ihres

heimlichen, schweren Leides ist sie ihrem Manne doch ein braves, frommes, pflichtgetreues Weib gewesen; nie hat sie des Geliebten Namen genannt; aber dies kleine Blättchen fanden wir in ihrem Gebetbuche. Da, behaltet es zu ihrem Angedenken! Denn Ihr habt meinem armen Kinde viel Freude geschenkt: es konnte nimmer die Zeit erwarten, wo die ersten Schneeglöckchen aufwachten. Vergeßt sie nicht, die arme Margareth!" Die heißen Thränen des unglücklichen, reuevollen Vaters erstickten fast die letzten Worte.

Als der bewegte Meister sich wieder allein befand, entfaltete er gedankenvoll das kleine Blatt Papier und las mit Anstrengung, denn die Schrift war undeutlich, schwankend und halb verlöscht von Thränen:

Mein Schatz, der ist auf die Wanderschaft hin,
Drum kommt's daß ich jetzt so traurig bin:
Vielleicht ist er todt und liegt in guter Ruh,
Drum bring' ich meine Zeit so traurig zu.

Als ich mit meinem Schatz zur Kirche wollte gehn,
Viel falsche, falsche Zungen an der Thüre stehn;
Die Einen sagten dies, die Andern sagten das,
Das macht mir noch jetzt die Augen naß.

Die Disteln und die Dornen, die stechen gar zu sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch viel mehr;
Kein Feuer, keine Kohle brennt doch so heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Ach Gott! was hat mein Vater und mein' Mutter gethan,
Sie haben mich gezwungen zu 'nem andern Mann!
Zu 'nem ehrlichen Mann, den ich nimmermehr lieb';
Das macht mir das arme Herz ja so trüb'.

Ach herzliebster Schatz, ich bitte dich gar fein,
Du wolleſt bei meinem Begräbniß ſein!
Bei meinem Begräbniß in's tiefe, kühle Grab,
Weil ich Dich ſo ſehr geliebet hab'.

Und der Meiſter vergaß ſie nicht, die arme Margareth; das Liedchen vom treuen Schatz auf der Wanderſchaft ſchwebte ihm durch Herz und Gedanken immer und immerfort; und eines Abends ließ er ſeine Finger leiſe über die Taſten gleiten, und eine Melodie entſtand, tauchte auf zu den traurigen Worten, wunderbar, wehmüthig, herzergreifend und doch ſo kindlich einfach anzuhören. Langgehaltene Accorde bildeten die ernſte Begleitung: aber es war, als ob tauſend Thränentropfen in den Tönen zitterten und bange Liebesſeufzer gequälter Menſchenherzen ſich gewaltſam in die Harmonien drängten.

So war eine neue unverwelkliche Frühlingsblume hervorgeſproßt aus der unerſchöpflich reichen Seele des Meiſters, und er legte ſie nieder auf den einſamen Hügel der Frühverſtorbenen.

Singt es nur, das kleine, traurig ſüße Lied, wenn euch eine bange Sehnſucht überfällt, oder eine erinnerungsvolle Traurigkeit! Alte, längſt entſchlafene Schmerzen werden

dann erwachen und die Augen aufſchlagen, leiſe bittend: „gebt uns noch einmal einen Seufzer, opfert uns noch einmal eine Thräne! willig wollen wir dann wieder einſchlummern und nur aufwachen, wenn ihr uns von neuem ruft.“ Aber endlich werden, bei den Klängen der ſeltſam weichen Accorde des einfachen Liedchens, Wehmuth, Sehnſucht und Schmerzen dahinſchmelzen und ausſtrömen in lindernde Thränenflut. Wenn eure Seelenaugen bewundernd auf dem ewig friſchen Blumenkranze unſterblicher Tonſchöpfungen ruhen, der des verklärten Meiſters Bild ſtrahlend umzieht, wenn die ſtolzen Wunderblumen „Euryanthe“, „Oberon“, die ewig junge Roſe „Freiſchütz“, die hold lächelnde Maiblume „Preziosa“, die zahlloſen Liederblüthen und andere reizende Knöspchen euch blenden und entzücken: dann vergeßt das kleine bleiche Schneeglöcklein nicht, das ſo lieblich läutet und ſo ſcheu hinter den anderen üppigen Blumengeſtalten ſich verbirgt! Grüßt es mit Herz und Lippe, und dankt dem lieben Meiſter für ſolch reizendes Geſchenk! Denn wahrlich, dies Schneeglöckchen, dies zarte, traurige Liedchen vom lieben Schatz auf der Wanderſchaft, iſt ein leuchtendes Thautröpflein auf dem ſchönſten Blatte der goldnen Lorbeerkrone des Unvergeßlichen.

## Die Spielgefährten.

Ein Maitag unter dem leuchtenden, entzückenden Himmel Italiens hat einen Zauber, den wir Kinder des Nordens nicht zu faſſen vermögen und nur zuweilen ahnen in unſeren Träumen. Die Erde lacht und ſtrahlt im bunteſten Schmucke, das Sonnenauge blickt auf die Reizende voll heißer, verzehrender Sehnſucht, und die ganze Luft iſt Balſamduft. Das Herz in der Menſchenbruſt blüht ſchöner auf in dieſer Herrlichkeit und jauchzt und glüht, wie alles rings umher, und die Menſchenaugen blicken alle ſo brennend und verlangend wie das Sonnenauge. Ein kaltes, lebensmüdes Angeſicht wird dort ſo ſelten geſehen, wie eine Eisblume.

Deſto auffallender war wohl deshalb die Erſcheinung eines Knaben, der an einem Maitage des Jahres 1793 einſam am Meeresufer ſaß und der ſchönen Stadt Genua, die wie eine glückſtrahlende Braut an der Bruſt des ſtolzen Meeres ruht, den Rücken gewandt hatte, hinausſtarrend auf die blitzende, unabſehbare Waſſerfläche. Er war ein Kind von etwa zehn Jahren, zarter Geſtalt, mit einem feinen, aber bleichen Geſichte, dunkeln Haaren, finſtern Augenbrauen und den wunderbarſten, ſchwärzeſten Augen in der Welt. Der Ausdruck dieſer Augen war faſt unheimlich durch ſeinen ſchnellen Wechſel; bald blitzend feurig, ſiegend und ſtolz, bald traurig bis zum Tode.

Eine helle, liebe Kinderſtimme unterbrach das düſtere Sinnen des jugendlichen Träumers: ein reizendes kleines Mädchen lief herbei und ſtürzte ſich an ſeine Bruſt mit dem Ausruf: „böſer Nicolo, wo biſt Du den ganzen langen Nachmittag geweſen? wie hab' ich Dich überall geſucht!" und dabei küßte ſie ihn feurig, ſah ihn mit den großen, braunen Augen aufgeregt an und ſchüttete endlich aus ihrem weißen Schürzchen eine Menge Blumen vor ihm aus: wilde Roſen, Myrthenzweige und Orangenblüthen.

Nicolo umfaßte die kleine Sprecherin, lächelte faſt freudig, ſtreichelte ihre ſchwarzen, wilden Locken und ſagte leiſe: „Dem Vater bin ich entſchlüpft, Gianetta! ich

wollte ein wenig ſtill träumen und glücklich ſein hier am ſchönen, hellen Meeresſpiegel; Du kennſt ja dieſen Lieblingsplatz Deines Spielgefährten!"

Gianetta begann aber anſtatt aller Antwort eifrig den böſen Vater ihres jungen Freundes zu ſchelten. „Er gönnt Dir nicht Ruhe bei Tag und Nacht," eiferte ſie; „er bringt Dich noch bei Zeiten in's Grab; Dein Nicolo iſt nicht ſtark und kräftig, ſagt immer die Mutter; ſeine tolle Geige zehrt ihm die Seele auf und der Vater zerſtört ſeinen Körper. — Gewiß hat ſie recht;" ſchloß Gianetta betrübt.

„Glaube das nicht!" entgegnete Nicolo ernſt! „ich ſterbe nicht; ich kann nicht ſterben, ich muß ja erſt ein großer Mann werden; und ſchwach bin ich nicht, ſieh her!" Und dabei richtete er ſich hoch auf, ſeine Geſtalt ſchien zu wachſen, ſeine Augen brannten im wildeſten Feuer, um den Mund zuckte ein ſeltſames Lächeln; er hob Gianetta plötzlich von der Erde empor und hielt ſie mit kräftigen Armen über die Waſſerfläche zu ſeinen Füßen. Das Mädchen erbleichte nicht, ſie ſeufzte nur leiſe, als Nicolo ſie wieder auf den Boden niederließ, ſagte aber kein Sterbenswörtchen, ſondern betrachtete ihn ſchüchtern von der Seite. Bald fand ſie jedoch ihre ganze reizvolle Unbefangenheit wieder, plauderte, ſang, und Nicolo ließ ſich geduldig erzählen von allen ihren tauſend kindiſchen

Plänen, von ihren Blumen und Lachtauben; und versank er während ihres süßen Geschwätzes zuweilen in trübes Sinnen, so weckte ihn ein Kuß des Kindes, oder ein kleines Streicheln von Gianetta's Händchen wieder auf; dabei strahlte und glühte sie und war unbeschreiblich lieblich.

So saßen sie bei einander am Meeresufer, über ihnen wölbte sich der tiefblaue Himmel; auf beiden jugendlichen Häuptern lag Glanz und Sonnenschein, die Stirn des Knaben aber war ernst und sorgenvoll, des Mädchens Antlitz dem Frühlinge gleich. Später, als es dunkelte, gingen sie nach Hause Arm in Arm, wanderten durch viele breite Straßen, bis sie endlich in eine kleine Seitenstraße bogen, an deren Ende zwei Häuser standen, dicht mit Wein bewachsen: in dem einen wohnte Gianetta, Nicolo ihr gegenüber. Den Knaben erwartete das finstere Antlitz eines harten, strengen Vaters: Gianetta's Mutter stand ängstlich lauschend an ihrer Thüre und küßte zärtlich ihr wildes Mädchen. Die Kinder sagten „gute Nacht!" und schieden.

Als Nicolo mit einem tiefen Seufzer in sein einsames Kämmerlein trat, öffnete er hastig das niedere Fenster, damit die wunderschöne Nachtluft hereinströme, nahm aus einem kleinen, sargähnlichen Kasten eine alte Violine, betrachtete sie mit einem Blicke der leidenschaft-

lichſten Zärtlichkeit und fing an zu phantaſiren. Die reinen, ſeltſam ergreifenden Töne zogen hinaus in die ſchweigende Nacht oder wogten und ſchwebten auf und nieder in dem engen Zimmer, daß die Wände zu zittern und zu beben ſchienen ob der mächtigen Klänge. Kaum aber tauchte der erſte Ton auf, als eine ungewöhnlich große prächtig gezeichnete Kreuzſpinne aus dem dichten Weinlaube am Fenſter in's Stübchen ſchlüpfte. „Silberkreuzchen, willkommen!“ ſagte Nicolo leiſe und legte ſeine Hand auf das Geſims des Fenſters; die Spinne lief eilig herbei und der Knabe ſetzte ſie auf die Schnecke ſeiner Geige, wo ſie ſich mit ihren kleinen Füßchen feſt anklammerte, und ſtarr und regungslos verblieb, dem Tonmeer lauſchend, welches unaufhaltſam über ſie herein ſtürzte. Der Knabe ſpielte, bis ihm der Arm ermattete, die Augenlider zu ſinken begannen und der Morgen, in lichte Roſenſchleier gehüllt, in's Stübchen ſchaute. Dann legte er ſeine geliebte Geige nieder, die Spinne belebte ſich wieder und ſchlich, als wollte ſie danken, durch die bleiche Hand Nicolo's, der ſie ans Fenſter trug, wo ſie eilig in den Weinblättern verſchwand. Der Knabe verfolgte ſie lange mit ſeinen Augen; das Gefühl troſtloſer Einſamkeit kam über ihn, ein Gefühl, welches ihn übermannte jede Nacht, wenn Silberkreuzchen, dieſe ſeltſame Zuhörerin und Gefährtin ſeiner dunkeln Kinderjahre, weggeeilt war.

Nicolo hing an dieſem kleinen, treuen Geſchöpfe mit inniger Liebe: der erſte Ton ſeiner Geige rief ſie herbei und erſt, wenn der letzte Ton verhallte, erwachte ſie aus der ſüßen Betäubung, aus dem wundervollen berauſchenden Traume, in welchen ſie dieſe Zaubermelodien verſetzten. Oft, wenn Nicolo, in düſteres Sinnen verloren, von der Erfüllung ehrgeiziger, kühner Wünſche, ſtolzer Hoffnungen träumte, und mechaniſch dabei die Saiten berührte, kam Silberkreuzchen leiſe, leiſe herbeigehuſcht, und der Knabe fühlte ihre Berührung wie einen flüchtigen Kuß, ſchloß dann die Augen, vergaß ſeine Einſamkeit und daß ihn niemand liebte. Der Vater war ſein ſtrenger Herr; die ſanfte Mutter war ihm geſtorben, die Knaben ſeines Alters mieden ihn mit einer ſonderbaren Scheu; nur die kleine Gianetta ſpielte mit ihm und küßte ihn; Nicolo's Herz aber war getheilt zwiſchen dem herzigen Mädchen und der ſeltſamen Fenſterfreundin. Gianetta jedoch konnte die Spinnen nicht leiden: „Es ſind Hexen," ſagte ſie furchtſam. Nicolo ſetzte Silberkreuzchen auch nie auf die Schnecke ſeiner Geige, wenn das Kind bei ihm war und athemlos, ſeinem wunderſamen Spiele lauſchend, ſich in ein Winkelchen der Kammer gedrückt hatte. Die Spinne ſchien das auch gar bald zu fühlen, ſie kam nie herein, wenn Gianetta zuhörte; näherte ſich aber Nicolo dem Fenſter mit ſeiner Geige und ſchaute verſtohlen

forſchend hinaus: da ſah er immer, wie die ſtumme Zuhörerin regungslos an einem Weinblatte hing. Gianetta aber war nie zufrieden, wenn ſein Arm ermattet herabgeſunken war und die Töne verſtummten; Nicolo mußte ihr auch noch erzählen, und das that er gern. Aber nicht allein wilde, ſchauerliche Märchen erzählte er dem horchenden Kinde, nein, auch alle Träume ſeines eigenen, brennenden Herzens, alle Pläne ſeiner hochſtrebenden Seele legte er in die verſchwiegene treue Bruſt des reizenden Mädchens nieder. Und ſie entgegnete kein Wörtchen, ſondern drückte ſeine fiebriſch heiße Hand immer feſter und feſter, und dabei ſahen ihn ihre Augen gar wunderbar klar und verſtändig an. Wenn er ihr von dem deutſchen berühmten Meiſter Mozart erzählte, wie er in ſeinem ſechſten Jahre ſchon große Concerte geſchrieben und als ein Stern am Himmel der Tonkunſt geleuchtet, da brannten ſeine Wangen, er zitterte vor Aufregung und glühende Thränen des Unmuths ſtürzten aus ſeinen Augen. „Sieh, Gianetta!“ ſagte er dann mit bitterem Lächeln, „welch armſeliger Stümper bin ich gegen ihn?“ — Und das Mädchen vermochte ihn nicht zu tröſten.

Eines Tages hatte Nicolo unter der Aufſicht ſeines Vaters und unter den bitterſten inneren Qualen die einförmigſten Uebungen geſpielt; die Hände waren ihm ganz matt, ſeine Stirn glühte, alle Kraft, alles Leben ſeines

ganzen Körpers aber hatte sich in seine Augen gedrängt; sie leuchteten wunderbar. Da hörte er plötzlich die Stimme von Gianetta's Mutter; sie rief recht hastig und angstvoll seinen Namen. Nicolo eilte zu ihr: Gianetta war plötzlich erkrankt, ein hitziges Fieber hatte sie ergriffen. Sie sah ihn lange an, ihren liebsten Spielgefährten, ihren Freund; er verstand den Blick und holte die Geige. In seinem Herzen tobte und stürmte es. „Gianetta, ein Schlummerlied für Dich!" rief er wild. — Sie lächelte. — Da sang die zaubervolle Geige des Knaben das entzückendste, seltsamste und süßeste aller Schlummerlieder. Als er geendet, richtete sich Gianetta auf ihrem Lager in die Höhe und nannte Nicolo's Namen; er stürzte in ihre Arme. „Dank Dir, mein Liebster!" flüsterte sie leise, „Nicolo, ich werde süß schlafen! Du aber darfst noch nicht ruhen, Du mußt leuchten auf der Erde, ein heller, alles überstrahlender Stern. Ziehe fort, weit, weit fort von hier! Denke mein und dieser Worte?" — Das schöne Kind neigte leise seufzend das Köpfchen und starb.

Nicolo wich die ganze Nacht nicht von der geliebten Leiche; in halbem Wahnsinn lief er den andern Tag zwecklos umher. Als er spät am Abend heimkehrte, flößte ihm seine dunkle stille Kammer Entsetzen ein; aus dem Fenster blickte er gerade in das Stübchen Gianetta's: Kerzen waren dort angezündet, das Kind lag auf der

Todtenbahre, geſchmückt und faſt begraben in Blumen, engelhaft lieblich. Neben dem Sarge kniete ein Mönch und betete für die junge reine Seele, die dieſe ſchöne Hülle ſo früh verlaſſen hatte. — „Leb wohl, Du ſüßes Herz!“ ſagte leiſe der trauernde Knabe, und die heißen Thränen ſtürzten über ſeine bleichen Wangen; „ich ziehe fort, ſo weit, ach ſo weit ich kann! hält mich ja doch nichts, nichts mehr zurück, mich den Einſamen, Ungeliebten!“ — Und dabei fiel er auf die Knie und ſchluchzte krampfhaft.

In demſelben Augenblicke fühlte er eine ſanfte, ſonderbare Berührung auf ſeiner Hand; er zuckte auf; Silberkreuzchen ſchlich herbei. „Du biſt es, ſtumme, ach nun einzige Gefährtin meines Lebens!“ rief Nicolo, und über ſein Angeſicht glitt es wie ein Freudenſtrahl. Er betrachtete ſinnend das treue Geſchöpf. Endlich fuhr er auf: „Noch einen Scheidegruß für Gianetta, dann hinaus in die Welt mit Dir, alleinige, mächtige, himmliſche Geliebte meines Herzens!“ — Bei dieſen Worten drückte er ſtürmiſch ſeine Geige an die Bruſt; dann ſangen die Saiten wunderbarer, geheimnißvoller denn je: ſchmerzbebende, doch entzückend ſchöne Töne ſchwebten hinüber zur ſchlummernden Gianetta; die Todte ſchien zu lächeln, alle ſüßen Blumen bebten, die Kerzenflammen zitterten, der betende Mönch ließ die gefalteten Hände ſinken, und zauberiſche, fremde Träume kamen über ihn.

Als die Morgensonne mit ihren Glutaugen hineinblickte in das kleine Stübchen, fand sie einen halb ohnmächtigen Knaben am Boden liegen, seine Geige im Arme; auf den Saiten der Geige aber hing, fest angeklammert, Silberkreuzchen und war todt.

Ob wohl die Prophezeiung der lieblichen Gianetta in Erfüllung gegangen? — Der Knabe hieß Nicolo Paganini. — Habt ihr je etwas von ihm gehört?

# Nur ein ſtilles Künſtlerleben.

Wer hätte nicht von jener ausgezeichneten Kunſtſchule reden gehört oder geleſen, die der Herzog Karl von Würtemberg in der zweiten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts auf Solitüde errichtete, unfern ſeiner reizenden Reſidenz Stuttgart? Die gefeiertſten Namen trugen den Ruhm dieſer Anſtalt in alle Welt und weit über ihre Zeit hinaus: Namen, bei deren Klang noch heute viele Herzen raſcher ſchlagen. Aber auch minder glanzvolle Erſcheinungen gingen daraus hervor, in ihrem Sein und Weſen jenen ſanft ſchimmernden Sternen vergleichbar, welche wir lieben, wenn unſre Seele voll milder Schwermuth und Sehnſucht iſt, welche wir aber nur gar zu bald vergeſſen im Geräuſche des ſonnenhellen, fröhlichen Tages.

Eines ſolchen ſtillen Sternes will ich eben gedenken; er leuchtet ſchon längſt aus einer andern Welt zu uns herüber; die Menſchen haben ihn einſt viel bewundert und geliebt; jetzt gehört er auch ſchon zu den Vergeſſenen! — Es iſt ein unbeſchreiblich trauriges Ding um das Gedächtniß der Welt!

Am 15. September des Jahres 1782 ſaß ein junger ſchlanker Mann in einem jener kleineren Zimmer der Kunſtacademie, die den Muſikſchülern zur ihren Privatübungen angewieſen waren. Er hatte ein Violoncell zwiſchen ſeinen Knien, auf das er mit einer Art von Zärtlichkeit herabſah. Es war Johann Rudolf Zumſteeg, einer der ausgezeichnetſten Schüler der Anſtalt, ſowohl durch Talent wie durch Fleiß und perſönliche Liebenswürdigkeit, und ein Celloſpieler erſten Ranges. Sein Vater, ein Lieblingsdiener des Herzogs, hatte durch inſtändige Bitten dem Sohne Aufnahme auf Solitüde verſchafft. Rudolf ſollte zuerſt Bildhauer werden — ſo beſtimmte es ſein Vater — und hatte bereits fleißig in Thon modellirt unter der Aufſicht eines tüchtigen Lehrers, allein die Anlagen zur Muſik traten ſo entſchieden hervor, daß der ſtrebſame Knabe gar bald dieſem ſeinem eigentlichen Berufe mit Leib und Seele folgen durfte. Der Capellmeiſter Poli unterrichtete ihn in der Kunſt der Compoſition, und der unermüdlich ſtrebende junge Muſiker half dieſem Unterrichte nach durch

das eifrige Studiren Mattheſon's und Marpurg's, ſowie durch unausgeſetzte Beſchäftigung mit den Werken Bach's, Benda's und Jomelli's.

Trug irgend ein menſchliches Antlitz das Gepräge eines Künſtlers von „Gottes Gnaden", ſo war es das Angeſicht des jungen Rudolf. Jene ſanfte Melancholie, ohne die nun einmal kein ächter Künſtlerkopf denkbar, lag auf ſeiner reinen Stirn, miſchte ſich in das anmuthige Lächeln des feinen Mundes und milderte den feurigen Blick der großen ſchwarzen Augen. Eben ſchüttelte er die Fülle ſeines dunklen Haares zurück, neigte ſich und ſetzte den Bogen an, als die Thür ſich öffnete und ein hochgewachſener junger Mann eintrat, der ein kleines allerliebſtes Mädchen von fünf oder ſechs Jahren an der Hand nach ſich zog. Eine helle Freude überflog bei dieſem Anblick das Geſicht des Muſikers, er ſprang auf, lehnte ſein Cello an den Stuhl und drückte den Eingetretenen mit einem Gemiſch von Leidenſchaft und Scheu an ſich. „Was willſt Du von mir, mein Friedrich! Welch glücklicher Gedanke führt Dich zu ſo ungewöhnlicher Stunde hierher?" fragte er aufgeregt und bückte ſich, um das Kind zu küſſen, das mit blauen köſtlichen Augen ſtumm, aber furchtlos zu ihm aufſah.

„Vater und Mutter kamen dieſen Morgen von Ludwigsburg hier an," lautete die Antwort; „ſie wollen

einen Tag in Stuttgart bleiben, und da ich einen halben Tag Freiheit habe, bettelte ich ihnen mein jüngſtes Schweſterchen Nanette ab. Sie iſt ganz närriſch vor Glück, wenn ſie Muſik hört! Rudolf, ſpiele mir doch etwas; ich habe heut ſo ganz abſonderliche Sehnſucht nach den weichen Tönen Deines Cello."

Nach dieſen Worten warf er ſich auf einen Stuhl, zog das Kind auf ſeine Knie und richtete ſeine Augen erwartungsvoll auf den Freund.

Das waren wunderbare Augen! Die Ränder und Liber zeigten zwar eine leichte krampfhafte Röthe, im Blick aber leuchtete mit überzeugender Klarheit jener frappirende Strahl von Jenſeits, das Genie. Es waren Augen, wie ſie nur einem ungewöhnlichen Menſchen angehören konnten. Röthliches dichtes Haar, kunſtlos zurückgeſtrichen, die prächtigſte Stirn, ein blendende Geſichtsfarbe, ein edles Profil, eine hohe, aber ſchlecht getragene Geſtalt: ſo war der Freund Zumſteeg's, ſo war Friedrich Schiller, unſer herrlicher, ewig unvergeßlicher Dichter, damals Zögling der Karsſchule.

Rudolf nahm, als ſei ein Wiederſtreben ganz undenkbar, ohne irgend eine Gegenrede ſein Inſtrument und fing an zu phantaſiren. Er kam, ohne daß er wußte wie, in eine tiefe Wehmuth hinein, und die Trauer wurde zu einer unendlich rührenden kunſtloſen Melodie, die durch alle

Passagen, Ausweichungen und Phantasien immer wieder durchklang und sich nicht verscheuchen lassen wollte.

Vielleicht hat nie wieder ein Cellist der spätern Zeit solch eine wundervolle Weichheit, solch eine hinreißende Poesie im Vortrag entwickelt, wie Zumsteeg. Die Berichte aller seiner Zeitgenossen, die ihn hörten, stimmen überein in dem wahrhaft enthusiastischen Lobe der süßen Melancholie, ergreifenden Kraft und seelenvollen Zartheit seines Spiels. Hinsichtlich der Bravour mag ihn mancher übertroffen haben, in dem Gesange seines Instruments aber gewiß keiner.

Diesmal mochte er wohl ungewöhnlich schön singen auf seinem geliebten Cello, denn die Zuhörer vergaßen die Zeit und regten sich nicht. Als er endlich den Bogen ermüdet sinken ließ, stand Schiller auf, stellte die kleine Nanette sanft auf den Boden, faßte seinen Freund heftig bei beiden Schultern, bog ihn zurück, sah ihm tief in die Augen und rief: „Mensch! Du bist ganz Herz — wer sollte Dich nicht lieben! Dank Dir für Dein Dichten in Tönen — es war schön, glühender, als ich's in Worten vermag. Vergiß diese Stunde nicht, treue Seele, ich werde sie auch nie vergessen!"

Und dann wandte er sich hastig, um zu gehen.

„Das klang ja fast wie ein Abschied!" sagte Zumsteeg erstaunt, „wohin denn so unaufhaltsam, Du

Himmelsstürmer? Du vergißt ja Dein lieblich Schwesterchen!"

„Dein Spiel klang auch wie ein Abschied," antwortete Schiller und kehrte zurück; „Nanette, komm mit mir!"

„Nein, ich will bei Dir bleiben," sagte das Mädchen heftig und wandte sich zu dem jungen Musiker. „Bitte bitte, laß mich noch mehr hören, wie die Engelchen singen." Und sie streckte die vollen runden Kinderarme nach dem Gerührten aus, und als Rudolf sie aufhob, klammerte sie sich fest an seinen Hals, drückte ihr blasses Gesichtchen an das seine und küßte ihn wiederholt auf die Wangen. Nur mit heißen Thränen und auf langes ernstes Zureden trennte sie sich endlich von ihrem neuen Freunde.

Zwei Tage nach jener kleinen Scene war Stuttgart in der lebhaftesten Bewegung. Eine ungeheure Hirschjagd, die der Herzog seinem Gaste, dem Großfürsten von Rußland, nachmaligem Kaiser Paul, zu Ehren veranstaltet hatte, beschäftigte die Köpfe von Jung und Alt, Hoch und Niedrig. Man bekümmerte sich um nichts, als um die fremden Herrschaften, um die prachtvolle Toilette der Großfürstin und das prunkende Gefolge. An eben diesem Tage, am 17. September, geschah das weltbekannte Ereigniß: Friedrich Schiller's Flucht von der

Karlsſchule. Er verließ Stuttgart in der Abenddämmerung, ſein kaum zur Hälfte vollendetes Trauerſpiel „Fiesco“ in der Taſche.

Rudolf Zumſteeg hatte alſo wirklich ein Abſchiedslied geſpielt!

---

Wie ſelten ſind doch in unſerm kühlen Norden jene Herzen, die eine ſolche Fülle von Wärme in ſich tragen, daß alle ihre Gefühle zu Tropenpflanzen werden, die uns durch ihre Pracht und Farbenglut blenden und faſt erſchrecken, Herzen, die, wenn ſie lieben, hinreißende Leidenſchaft mit ewiger Treue zu einen wiſſen.

Rudolf Zumſteeg hatte ein ſolches Herz. Seitdem er auf der Solitüde aufgenommen, hatte er ſich getheilt zwiſchen der Muſik und Friedrich Schiller, an dem er mit einem Enthuſiasmus hing, der ohne Grenzen war. Schiller hätte zu jeder Stunde ſein Leben verlangen können, er würde mit Lächeln für ihn geſtorben ſein. Er war einer der erſten, die jene Strahlenkrone auf dem Haupte des Geweihten wahrnahmen, vor deren Glanz ſich ganz Europa beugte. Jedes Blättchen, von Schiller's Hand geſchrieben, ſammelte er mit rührender Gewiſſenhaftigkeit und ſeine größte Wonne waren Compoſitionsverſuche, die ſich an deſſen Gedichte lehnten. Jede, auch die flüchtigſte Zuſammenkunft mit ihm war ein Lichtblick

für sein Dasein. Deshalb trauerte er auch so über alle Beschreibung tief und lange über die Flucht seines Geliebten; er entbehrte ihn wahrhaft schmerzlich, und keine Stunde verging ohne einen Seufzer nach dem Entschwundenen. Heiße Thränen weinte er ihm nach und glaubte das Leid der Trennung von der Sonne seines Lebens nicht ertragen zu können.

Er vermochte nicht sich zu überwinden, die Schiller'sche tiefbetrübte Familie in Ludwigsburg zu besuchen; er mied mit einer wahren Aengstlichkeit jeden, der mit dem Geschiedenen in irgend einer näheren Beziehung gestanden, und war in der That auf dem Wege, in Trübsinn zu versinken. Der heimliche Briefwechsel mit dem Freunde gewährte ihm keinen Ersatz: Schiller schrieb nicht viel in dieser bewegten Lebensepoche. Zumsteeg ließ zwar in seinem Eifer und seiner Liebe für seine Kunst keinen Augenblick nach, aber er genoß nur mit halber Freude Erfolge, die ihn früher in einen Himmel von Entzückungen versetzt haben würden. Es erschienen Concerte und Phantasien für Cello von ihm; in eins der ersteren hatte er jenen Abschiedsgesang verwebt, den er seinem Schiller gespielt. Er hatte auf diese Weise die Melodie gleichsam von sich geworfen; er wollte sie los sein um jeden Preis; niemand wäre im Stande gewesen, ihn zu bewegen, das Lied wieder zu spielen. Ferner erschienen

in eben derſelben Periode ſeines künſtleriſchen Schaffens die Geſänge zu Schiller's Räubern, eine Meſſe und einige Singſpiele, die großes Glück machten. Seine Compoſitionen wurden auffallend raſch beliebt, ſie zeichneten ſich indes damals mehr durch große Klarheit und Weichheit, als durch Schwung und Reichthum der Gedanken aus. Da drang plötzlich, aber mit der vollen Gewalt eines Blitzſtrahls, ein helles Licht in die Dämmerung der Melancholie des jungen Muſikers: Mozart's Name, Mozart's Muſik. Rudolf Zumſteeg wandte ſich dieſer hehren Erſcheinung zu mit all der Glut, mit all der unbegrenzten Hingebung, deren ſolche Naturen fähig. Der Augenblick ſeiner Bekanntſchaft mit dem Genius Mozart's war zugleich der Anfang einer neuen Lebensepoche für den Künſtler, jetzt erſt entfalteten ſich ſeine Flügel zum ſchönen ſtolzen Fluge. Er wühlte mit unendlicher Wonne in den Mozart'ſchen Schätzen, er ſah und dachte nichts, als Mozart. Jetzt erſt wurden ihm die eigenen Ideen klar, jetzt erſt begriff er, was er gewollt und doch nie erreicht. Er prüfte und beurtheilte ſeine eigenen Arbeiten nun mit wahrhaft ascetiſcher Strenge. „Gründlichkeit und Klarheit der Darſtellung mangelt mir nicht," ſagte er ſich, „aber was iſt ſie werth ohne den Reiz friſcher Anmuth? Nachgemachte Blumen ſind meine Werke, die Form iſt da, aber jener Duft und

Schmelz fehlt, der die einfachste frische Blume zum Gegenstand unserer Bewunderung macht. Ich war nur sentimental, wo ich glaubte, warm zu sein, declamatorisch statt dramatisch, pathetisch statt feurig!"

Wie Schuppen fiel es von seinen Augen; mit frischem Muthe fing er an, auf gänzlich veränderte Weise zu arbeiten. Schon längst hatte ihn die Karlsschule mit den ehrenvollsten Zeugnissen entlassen. Rudolf Zumsteeg lebte als Musiklehrer in Stuttgart. In eben dieser Periode eifrigster Thätigkeit und flammendster Begeisterung erzählte ihm eines Tages einer seiner Freunde, daß der große Mozart in nächster Woche auf einer größeren Reise Mannheim passiren werde und sich, wie man sagte, einen Tag dort aufzuhalten gedenke.

Diese hingeworfenen Worte brachten in Zumsteeg eine ungeheure Aufregung hervor. Ohne irgend einem Menschen seinen rasch gefaßten Plan anzuvertrauen, verschloß er sein Zimmer und brach zu Fuß nach Mannheim auf. Drei Tage lief er im rauhsten Herbstwetter, ohne Mantel, nach Mannheim, um den Herrlichen, der seine ganze Seele gefangen genommen, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Erschöpft, kothbespritzt, mit windzerwühlten Haaren kam er endlich dort an und eilte durch die Straßen bis vor das Gasthaus, in welchem dem „on dit" zufolge Mozart wohnen sollte. Eben fuhr

ein Reisewagen recht langsam und schwerfällig an ihm vorüber, ein noch junger Mann bog sich heraus, seine hellen strahlenden Augen trafen die des erschöpften Musikers. Da rang sich ein fast wilder Schrei aus der Brust Zumsteeg's, seine Augen hingen sich mit leidenschaftlicher Freude an dieses liebe Antlitz: „Das muß mein Mozart sein!" rief es in ihm. Und der Mann im Wagen lächelte etwas verwundert, aber unendlich innig und neigte sich wie zum Gruße: — dann aber war auch der Wagen vorüber gefahren — Zumsteeg sah ihm nach, ohne sich zu regen, und als der unförmliche Kasten seinen Blicken entschwunden war, kehrte er, ohne sich aufzuhalten, ohne irgend eine Frage zu thun, wieder um und wanderte voll stiller Seligkeit zu demselben Thore wieder hinaus, zu welchem er vor einer Stunde hereingekommen. — Ob er nun wirklich seinen Mozart gesehen, hat er nie erfahren, weil er nie danach gefragt; er hielt diese süße Täuschung fest bis an's Ende seines Lebens.

Zumsteeg's Ernennung zum herzoglichen Capellmeister an Poli's Stelle geschah etwa ein Jahr nach Mozart's Tode, und nun strebte und schaffte er endlich ohne den hemmenden Druck äußerer Sorgen. Er componirte mehrere Bürger'sche Balladen, ein Concert für Cello und die Opern: „das Pfauenfest", den „Kalif von Bagdad" und die

„Geisterinsel". Letztere enthielt eine solche Anhäufung musikalischer Schönheiten und Reichthümer, daß Rossini von diesem Werke einmal ausrief: „aus dieser einen Oper hätte ich zehn andere gemacht!"

Nicht allein die Vaterstadt Zumsteeg's, das freundliche Stuttgart, sondern auch ganz Deutschland war entzückt von seinen Compositionen. Keine Soirée musicale konnte gedacht werden ohne seine Lieder, und unsere Großeltern reden mit einer Freude, die sie wieder jung erscheinen läßt, von dem Eindruck, den damals „die Büßende", „Leonore", „Ritter Carl von Eichenhorst" u. s. w. auf alle fühlende Herzen hervorbrachten.

Es war eine auffallende Eigenheit von Zumsteeg, daß er bei allem, was er schuf, niemals die Masse, das große Publicum, sondern einzig nur die kleine Schaar von Auserwählten vor Augen hatte, die den Gedanken des Componisten zu folgen und seine Ideen wahrhaft zu begreifen im Stande ist. Er huldigte keinem Modegeschmack, dachte an keine glänzenden Effecte; seine Muse war das getreue Abbild seines ganzen inneren Wesens und äußeren Lebens: keusch, warm, sinnig und tief.

---

Am Morgen des 10. Decembers 1796 traf ein Brief von Ludwigsburg ein im Hause des Capellmeisters,

einige Zeilen von Schiller's älteſter, verheiratheter Schweſter, die ſich damals zum Beſuch bei ihren Angehörigen befand. Zumſteeg war eben ſo recht von Herzen froh und dankbar: am vorhergehenden Tage hatte ihm ſein liebes Weib ein Töchterchen geboren, das vierte Kind. Dieſer Brief mit ſeinem trüben Inhalte verwandelte aber ſofort ſeine heitere Stimmung. Man meldete ihm, daß Nanette, die jüngſte Schweſter ſeines unvergeßlichen Freundes, jenes liebliche Kind, das damals mit heißen Thränen in ſeinen Armen gehangen, plötzlich und heftig erkrankt ſei und unaufhörlich mit dem Ausdruck tiefſter, unauslöſchlicher Sehnſucht nach ihm und ſeinem Cello verlange; man bat ihn dringend zu kommen. Er hatte das Mädchen ſelten wiedergeſehen und das ſtille, ſchüchterne Weſen, das ſich bei ſeinem Erſcheinen immer ſo heiß erröthend zurückzog, wenig beachtet. Jetzt mit einem Male trat das reizende Kind mit den ſeelenvollen Augen wieder vor ſeine Seele und damit der ganze Zauber der damaligen kurzen Scene; er hörte wieder die ſüße Stimme, die ihn innig bittend anrief: „Ach, ließeſt Du mich doch noch einmal die Engelchen ſingen hören!“

Ohne zu zögern packte er ſein Cello ein, nahm für einen Tag Abſchied von Weib und Kindern und fuhr nach Ludwigsburg. Es war ſchon Abend, als er dort anlangte und vor dem kleinen Hauſe der Schiller'ſchen

Familie abſtieg. Man führte den Capellmeiſter ſogleich in das Krankenzimmer, wo alle Angehörigen der Leidenden verſammelt waren; Zumſteeg erkannte aber kein Geſicht, weil nur eine einzige Lampe brannte; die ſtand auf einem kleinen Tiſch am Lager des jungen Mädchens und warf ihren vollen Schein auf das Bett. Nanette lag ganz ruhig, ihr weißes Nachtkleid erſchien kaum weißer als ihr Antlitz. Sie ſah ihrem gefeierten Bruder ähnlich, Zumſteeg bemerkte dieſe Aehnlichkeit aber zum erſten Male und konnte ſich kaum der Thränen enthalten. Ihre Züge waren nur feiner, als die Friedrich's und ihr Haar braun, die Stirn kindlicher und weniger hoch; der unbeſchreibliche Schmelz der neunzehn Jahre lag auf dem ganzen Geſicht, in den wunderbar ſchönen Augen ſtand aber ſchon deutlich der bitter-ſüße Abſchiedsgruß für die Erde. Sie lächelte dem Nahenden ſo ruhig und zuverſichtlich entgegen, als wollte ſie ſagen: „ich wußte, daß Du kamſt.“ Als er dicht vor ihr ſtand, flüſterte ſie mit kaum hörbarer Stimme: „ach! ich möchte ja ſo gern wieder die Engel ſingen hören! So ſchön wie damals!“ Und nach dieſen Worten ſtimmte ſie leiſe, faſt nur für ſein Ohr erkennbar, jene Melodie an, die ſie einſt als fünfjähriges Kind von ihm gehört und die ſie ſeitdem im Herzen getragen, ohne einen Ton zu verlieren, als ihr heiligſtes, liebſtes Geheimniß.

Da durchbebte den tief erschütterten Musiker plötzlich die Ahnung, daß hier vielleicht eine verschwiegene Liebe in das verschwiegene Grab sinken müsse, daß hier wieder einmal eine keusche weiße Rose unbewundert geblüht, wieder ein schönes Herz ungeliebt gebrochen, und er beugte sich schwer seufzend über die Hand des jungen Mädchens und eine heiße Thräne fiel darauf. O wie sie da zuckte und noch lange zitterte, diese schlanke zarte Hand!

Dann zog er sich mit seinem Cello in den fernsten Winkel des Zimmers zurück und leise, leise spielte er, zuerst mit Widerstreben, dann selbst mit fortgezogen durch die Macht der Gegenwart und durch die Erinnerung an die Vergangenheit, und er spielte zaubervoller als je. Seine ganze Seele sang mit, bat, weinte; er spielte weiter und weiter — das Zimmer war erfüllt von Seufzern und Schluchzen.

Die Töne verhallten endlich; — das Lied war wieder ein Abschiedsgruß geworden, aber ein ewiger, für ein liebliches blumenhaftes Geschöpf, das nun erlöst von dem schweren Leiden einer heimlichen, brennenden Liebe mit einem seligen Lächeln von der Erde geschieden war.

---

Etwa sechs Jahre später, am 26. Januar 1802, durchlief ein Gerücht die Residenzstadt Stuttgart, das

überall eine freudige Theilnahme hervorrief. Die berühmte Harmonicaſpielerin Kirchgäßner ſollte angekommen ſein und an demſelben Abend ein Concert zu geben beabſichtigen. Und in der That verhielt es ſich ſo: Marianne Kirchgäßner war eben in Stuttgart eingetroffen. Dieſe Künſtlerin war nicht allein eine höchſt intereſſante Erſcheinung durch ihre eminente Virtuoſität auf ihrem Inſtrument, ſondern gleichzeitig auch durch ihr Unglück, das gewiß jedes fühlende Herz ſchmerzlich bewegen mußte. Marianne war blind ſeit ihrem vierten Jahre in Folge der Blattern, und nur die Muſik, dieſe allgewaltige Tröſterin, hatte dies arme Kinderherz vor Verzweiflung bewahrt. Ihr auffallendes Muſiktalent erwarb ihr frühzeitig einen edlen Freund und Schützer in dem Freiherrn von Beröldingen, Domcapitular zu Speyer. Sein Mitleid und ſein Intereſſe für das begabte, unglückliche Kind äußerten ſich auf die rührendſte Weiſe. Er kaufte ihr zu einem bedeutenden Preiſe eine wunderſchöne Harmonica, weil er bemerkt zu haben glaubte, daß Marianne für die eigenthümlich ſeelenvollen Klänge dieſes ſeltenen Inſtruments eine ganz beſondere Vorliebe zeigte. Das Kind war über alle Beſchreibung glücklich. Ihr edler Beſchützer brachte ſie nun nach Karlsruhe, wo der wackere Capellmeiſter und Harmonicaſpieler Schmittbauer ſie mit einem Eifer und einer Liebe unterrichtete, die

nur von der Zärtlichkeit und dem Fleiße seiner talentvollen Schülerin übertroffen wurde. Sie machte wahrhaft wunderbare Fortschritte und brachte es zu einer unübertroffenen Meisterschaft auf ihrem Instrumente. Kaum 21 Jahre alt, trat sie ihre ruhmvolle Kunstreise durch Deutschland und Rußland an, und Stuttgart war eine der ersten Städte, die sie berührte. Alles strömte herbei, sie zu hören. Zumsteeg hatte das Concertprogramm arrangirt und dirigirte selbst mehrere Orchesterſachen. Das Spiel der Künstlerin wirkte aber so nervenerschütternd auf ihn, daß er es nur mit Mühe im Saale aushielt. Marianne Kirchgäßner erntete einen maßlosen Beifall, so daß sie sich genöthigt sah, noch ein kurzes Stück zuzugeben. Zumsteeg selbst führte sie dem aufgeregten Publicum noch einmal vor. Mochte die Künstlerin nun dem liebenswürdigen Capellmeister eine Freude zu machen beabsichtigen, oder liebte sie selbst diese melancholische Melodie, die schon zweimal so bedeutungsvoll in das Leben des Musikers geklungen, kurz, sie stimmte jenen Concertsatz an, der den Abschiedsgesang enthielt. Geisterhaft, wunderbar vibrirend zogen diese Töne durch den Saal. Zumsteeg fuhr zuckend auf bei dem ersten Laut und griff krampfhaft mit der Hand nach dem Herzen. War das nicht Nanette, die sanfte, ohne Klage geschiedene Nanette, die ihn da rief? Er konnte den Schluß

nicht abwarten, seine Gedanken verwirrten sich, er wankte hinaus und wurde ohnmächtig. In der folgenden Nacht überfiel ihn, zum heftigen Schrecken der Seinen, ein lang anhaltender, schmerzhafter Brustkrampf.

Am nächsten Morgen schien die Gefahr vorüber zu sein; er beruhigte zärtlich seine angstvollen Lieben und sagte mit sanftem Lächeln: „Heute ist der 27. Januar, meines Mozart's Geburtstag. Müßte ich sterben, so möchte es wohl am besten heute geschehen, dann würde ich vielleicht nicht so rasch vergessen!"

Wenige Minuten nach diesen Worten trat ein erneuter furchtbarer Krampfanfall ein: — da neigte sich Mozart, der strahlende herrliche Mozart, und zog die verwandte schöne Künstlerseele sanft zu sich hinauf in den Himmel.

## Eine Begegnung.

„Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Haiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden."

Goethe.

Einen ſo reichen Blüthenſtrauß als am 12. Mai des Jahres 1767 hatte ſich das alte ſchöne Straßburg wohl lange nicht an die Bruſt geſteckt. Die Gärten lagen wie ein voller Kranz um die Stadt, überall Knospen und

junges unberührtes Grün. Die hohe Kathedrale sah stolzer als sonst in das gesegnete Land hinaus, die Wogen des Rheins hoben sich wie eine von Thatkraft und Lebenslust geschwellte Riesenbrust, die helle Ill stürzte mit wilder Hast in diese rauschenden majestätischen Wellen, und die von weißen Kirschblüthen fast verschütteten Dörfer schickten von allen Seiten ihr einfaches Sonntagsgeläute herüber, das halb wie Andacht, halb wie Jubel klang.

An eben diesem Morgen schlenderte ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, planlos wie es schien, zu einem der Thore der Stadt hinaus, und trällerte munter die Melodie eines alten französischen Liedchens, jenes zärtlichen Liebesgesanges Heinrichs des IV.:

„Oh, charmante Gabrièle."

Das Gesicht des Sängers war fein und rosig, seine zierliche Gestalt, die Grazie seiner Haltung und der Ausdruck einer höchst anmuthigen Sorglosigkeit machten den jungen Mann zu einer sehr liebenswürdigen Erscheinung. Stirn und Augen waren aber bedeutend, erstere edel und gedankenvoll, letztere frappirend durch ein Gemisch von Feuer und Schwärmerei. Der fröhliche Wanderer war am Abend zuvor mit einem Freunde von Basel in Straßburg angekommen und wollte in zwölf Stunden weiter nach Paris. Er nannte sich André Modeste Ernest Gretry. Sein Gefährte wünschte einen

halben Tag bei seiner alten Tante in Straßburg auszuruhen, ehe er den Weg nach Paris fortsetzte, und da der lebhafte Gretry ein tête à tête mit der frischen jungen Natur unterhaltender fand, als mit einer bejahrten ziemlich trocknen Dame, so nahm er sich vor, den Sonntag in der Umgegend der alten Stadt zu verträumen. Gretry war nämlich ein Musiker, und solchen wunderlichen Gesellen erlaubte man zu allen Zeiten das Träumen.

Geboren zu Lüttich in Belgien, zärtlich geliebt von seinen Eltern, umgaben ihn Sang und Klang von frühester Jugend an. Sein Vater, erster Geiger an St. Martin, spielte schon dem halbjährigen Kinde allerlei Weisen vor, die es vor Freude zappeln und jauchzen ließen, und die liebliche Stimme der Mutter sang es in den Schlaf. Bereits vom sechsten Jahre an gab man den Bitten des Knaben nach und ließ ihn in der Musik unterrichten, die nun einmal seines jungen Lebens Seligkeit war. Als er größer wurde, genügte ihm der einseitige Unterricht nicht mehr; er strebte weiter, er wollte componiren lernen. Man brachte ihn zu einem trefflichen Musiker, Reinke, unter dessen Leitung sich das Talent des Knaben glänzend entwickelte. André Gretry zeigte so viel Fleiß, faßte so leicht, war so dankbar, daß sein Lehrer die Stunden, die er mit diesem Schüler verlebte, seine Erholungszeit nannte. Reinke sorgte auch dafür, daß André so viel

als möglich hörte, besuchte fleißig die musikalischen Messen und weltlichen Concerte mit ihm und machte ihn auf die Schönheiten oder Mängel der Vorträge aufmerksam. Zu eben jener Zeit waren italienische Kirchensänger in Lüttich, deren Leistungen tiefen Eindruck machten auf den empfänglichen Knaben. Von ihnen lernte er zuerst die erschütternden Schöpfungen eines Pergolese, Galuppi, Palestrina, Lotti kennen, und beim Hören dieser Meisterwerke glühte immer heller das Verlangen in ihm auf, selbst zu schaffen. Tag und Nacht erfüllte ihn nur der Gedanke, ein guter Musiker zu werden, und er vergaß in keinem seiner kindlichen Dankgebete Gott und die heilige Jungfrau um die Erfüllung dieses heißen Wunsches zu bitten.

An seinem ersten Communionstage, als er am Morgen zu seinen Eltern trat, sagte seine sanfte Mutter, ihn umarmend: „Hast Du irgend einen recht innigen Wunsch, mein Sohn, so sage ihn vertrauensvoll der hohen Himmelskönigin, heute erfüllt sie die Wünsche aller guten Kinder, die recht demüthig bitten." — Und der blasse, schöne Knabe kniete in der Kirche nieder, seine dunklen Augen suchten in brünstiger Andacht das Bildniß der Gebenedeiten, und Mund und Herz riefen: „o laß mich ein echter Musiker werden!" Da tönte das volle Glockengeläut und Engelstimmen mischten sich darein,

Gewährung verheißend; das Herz des Kindes bebte vor Wonne, in heftiger Erregung drängte es sich dichter, fester an das Bild der Himmelskönigin, — da krachte es dumpf — — ein Schreckensschrei wurde laut: ein schwerer morscher Balken stürzte vom Glockenstuhl herab in die Kirche und fiel dicht neben dem betäubten Knaben nieder. Ohnmächtig stürzte André zusammen. Man brachte ihn wehklagend in das Elternhaus, heiße Thränen fielen aus Vater- und Mutteraugen auf seine Stirn: man glaubte ihn todt. Da öffnete er plötzlich die Augen, lächelte unendlich heiter seinen Lieben zu und sagte: „Habt Ihr's gesehen, wie Madonna mich schützte vor dem Tode? Ihr blauer Mantel löste sich, trat aus dem Bilde und wehte mir um die Schultern! Das ist das Zeichen, daß sie meine Bitte gehört. Habt nur Geduld mit mir: ich werde ein guter Musiker!"

Im achtzehnten Jahre zog Gretry, unterstützt von vielen Freunden seines Talents, fröhlich und hoffnungsreich über die Alpen in das Land des Gesanges, in das herrliche Italien, und dort schlug die Blume seines Genies langsam die glänzenden Blätter auseinander. Das heilige ernste Rom wurde seine zweite Heimat; Casali unterrichtete ihn in der Composition; Gretry arbeitete mit wahrem Feuereifer; durch seinen berühmten Lehrer in die Kreise der Musiker und Musikfreunde eingeführt, erwarb

er sich, im Fluge fast, aller Herzen durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit.

Mehr als eine reizende Frau versuchte es, durch allerlei Zauberkünste den interessanten Fremden dauernd zu fesseln; sein unbefangenes Herz, sein reiner Sinn und eine gewisse Flatterhaftigkeit seines ganzen Wesens bewahrten ihn jedoch glücklich vor allen engen Banden, vor allen Gefahren, die seiner Jugend und Zukunft drohten. Wohl begeisterten den erregbaren Jüngling hier und da ein Paar schöner Augen, wohl küßte er dann und wann einmal einen rothen lieblichen Mund, aber alles dies glich nur dem Tändeln eines Schmetterlings: er war zu unruhig und vielbeschäftigt, als daß irgend eine tiefere Neigung Wurzel zu schlagen vermochte in seiner Seele. In dieser reichen poetischen Zeit entstanden seine ersten bedeutenden Compositionen: zwei reizvolle Intermezzos, die sowohl Musiker als Laien zugleich entzückten. Nun aber zog es ihn mächtig nach Paris, an dies wild klopfende Herz, zu dieser lebensvollsten aller Städte, die er sich zum Schauplatze seines Wirkens und Schaffens erkoren; er nahm Abschied von der bella Italia und reiste in Begleitung eines französischen Malers durch die Schweiz nach Straßburg, wo wir ihn eben im Vollgenusse der lieblichsten Frühlingslandschaft gefunden. Er genoß den schönen Tag auch recht mit

Bedacht, wie es schien, und beeilte sich durchaus nicht auf seinem einsamen Spaziergange. Bald warf er sich in's Gras unter irgend einen blühenden Baum und schaute nach Art aller närrischen Leute in's Blaue und lächelte dabei, bald blickte er durch die hohle Hand in die Ferne oder bückte sich und sah den Himmel verkehrt an, nickte auch allen Kirchengängern, unaufhörlich aber summte und sang er dabei. Sein Inneres mochte wohl einer Aeolsharfe gleichen, auf der jeder Gedankenhauch eine Melodie hervorrief. — Plötzlich hörte er das Rauschen eines Kleides und hastige Schritte:

„leicht — wie Feentritt nur geht —"

— ein junges Mädchen lief an ihm vorüber einem bunten, auffallend schönen Schmetterlinge nach. — Sie war kaum fünfzehn Jahre alt, die Gestalt zeigte mehr noch das Kind als die Jungfrau. Das kurze weiße Kleid flatterte um die zierlichsten Füße, der runde Strohhut war ihr entfallen und schlang sich nur noch mit den blauen Bändern um den Hals, dichtes braunes Haar hing in schweren Flechten über den Nacken, das liebliche Gesicht glühte, die Augen leuchteten, ein Veilchenstrauß blühte an ihrer Brust. Sie jauchzte, als sie dem flatternden Schmetterlinge näher kam, sie sprang, sie flog fast, ihn wieder zu erreichen, wenn er sich entfernte. Den

jungen Mann hatte sie kaum mit einem Blicke gestreift. — Der aber stand und schaute und meinte noch nie ein so hinreißend frisches Wesen gesehen zu haben. Mechanisch fast folgte er ihr — mit den Füßen, mit den Augen und sogar mit dem Herzen. Plötzlich aber stieß er einen Schreckensschrei aus: das Mädchen fiel. Im Nu war er an ihrer Seite. Sie lag auf den Knien, hatte sich den linken Fuß beschädigt und konnte ohne Hilfe sich nicht erheben oder gehen, aber sie zeigte keine Betrübniß, keinen Schmerz, sondern hob den Kopf und sah ihren unerwarteten Helfer mit so freudigen Augen an, als ob ihr das größte Glück begegnet. „Ich habe ihn gefangen, den Schelm!" rief sie lebhaft aus und hielt die geschlossene rechte Hand in die Höhe. In demselben Augenblicke aber lösten sich, in Folge eines heftigen Schmerzes am Fuße, die feinen Finger ein wenig, der Schmetterling drängte sich durch — flatterte fort — war frei. Der junge Mann machte mit Hilfe seines breitgeränderten Hutes einen Versuch, den Entflohenen von neuem in Haft zu bringen, das Mädchen hielt ihn aber ab.

„Laßt ihn fliegen; er will nicht mehr bei mir sein — so mag ich ihn auch nicht! War er doch mein einen Augenblick lang, damit bin ich zufrieden!"

„Bitte, steh' auf; Dein Fuß ist malade!" sagte

André Gretry. Er ſprach nur langſam und gebrochen deutſch, ſeine reizende Gefährtin aber verſtand ihn, ſtützte ſich auf ſeinen Arm und ließ ſich langſam von ihm geleiten, indem ſie ihm mit den Fingern ein nahe liegendes Dörfchen als ihren Wohnort bezeichnete.

„Wie heißt der village, wo Dein Haus iſt?“

„Seſenheim.“

„Und wie iſt Dein Name?“

„Friederike.“

„Wie nah iſt doch Seſenheim! Laßt uns langſam gehen — oder erſt ruhen, daß Dein Fuß geſund wird!“

Und ſie ſetzten ſich neben einander auf den grünen Raſen, unter einer mächtigen Buche, die eben ihre Blätter aus der Knospenhülle in die Welt hinausgeſchickt hatte.

Der Sonnenſchein, der auf dem jungen Grün lag, fiel durch die zitternden Zweige auf ihre beiden jugendlichen Häupter, ſie ſahen ſo ſchön, ſo gut aus, wer hätte ihnen nicht eine Zukunft prophezeit, lieblich wie der Lenztag, deſſen milde Entzückungen ſie jetzt genoſſen. Vertrauensvoll wie Kinder plauderten ſie mit einander, als ob ſie ſich ſchon Jahre lang gekannt. André erzählte, daß er ein Muſiker ſei, nach Paris reiſe und eben aus der herrlichen Schweiz nach Straßburg gekommen. Mit dem vollen Enthuſiasmus der Jugend ſchilderte er ſein frohes, freies Leben und redete von ſeinen hochfliegenden

Plänen, so mühsam auch die Zunge die fremden deutschen Worte aussprach. Das Mädchen dagegen zeigte ihm das rothe Dach des Pfarrhauses, wo sie geboren, fragte nach den Schweizer Bergen, von denen sie viel gelesen, nach den rothwangigen Schweizermädchen mit den hellen Stimmen und nach den lustigen Jodelliedchen. Er wußte alles klar und anmuthig zu beschreiben, wenn auch das Mädchen zuweilen herzlich über seine Wortstellungen und Satzbildungen lachte. Mit den Jodelliedern ging's am allerbesten; er kannte mehrere, hatte sie richtig aussprechen gelernt und sang sie mit seinem weichen Tenor allerliebst. Friederike war besonders entzückt von folgendem Gesange:

„Uf'm Bergli
Bin i gesässe,
Ha de Vögle
Zugeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt's Nestli
Gebaut."

„In ä Garte
Bin i gestande,
Ha de Imbli
Zugeschaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet
Hänt Zelli
Gebaut."

Uf d' Wiese
Bin i gange,
Lugt'i Summer-
Vögle a;
Hänt gesoge,
Hänt gesloge,
Gar z' schön hänt's
Gethan."

„Und da kummt nu
Der Hansel,
Und da zeig' i
Em froh,
Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au so."

Und Bienen summten und fielen frühlingstrunken in's Gras, die Vögel sangen, die Luft wehte süß daher, das junge Mädchen lächelte den Sänger an, André schwamm in Seligkeit. Sie versuchte das Lied zu wiederholen, er half nach, — ihre Stimme klang so lieblich, — dazwischen scherzten und lachten sie; endlich war das Lied erlernt.

„Das soll mein Andenken sein an Euch," sagte nun Friederike und wollte sich erheben. „Ich muß nach Hause gehen, mein Fuß ist ganz gesund!"

„Ach, warte noch einen Augenblick! Wer kann sagen, ob wir jemals wieder mit einander reden!" bat er so innig, daß sie sich lachend wieder niedersetzte.

„Hoffentlich höre ich bald von einem gewiſſen Gretry reden, der vielerlei wunderſchöne Muſik erfindet und den ganz Paris, oder ganz Frankreich, oder die ganze Welt kennt und preiſet! — und da denke ich: das war der luſtige Sänger, der einſt neben dir unter der Buche ſaß und das liebe Liedchen ſang.“

„Und ich werde einſt eine große Oper aufführen in Paris, und die Hörer werden laut „Bravo“ rufen am Ende, aber mitten in dem Lärme wird eine Hand ein Bouquet zu mir herüber werfen, ein Bouquet von violettes. Und ich werde mich umſchauen und in der letzten Loge bei der Bühne eine ſchöne Frau ſehen (ſie iſt auf der Hochzeitsreiſe), eine Frau mit braunem Haar und ſchwarzen Augen — ſie grüßt und lächelt — und ihr cher mari grüßt. Wer iſt's doch? Das junge deutſche Mädchen aus Seſenheim.“

„O wie hübſch wäre es doch! Ja ich möchte Euch gern den zeigen, den ich einmal lieb habe, ſo recht lieb, er würde wohl prächtig und glänzend ſein, ſchöner als der Schmetterling, den ich heute gefangen!“

„Aber wenn er auch davon fliegt, wie Dein Gefangener, und Dir Schmerz zurück läßt?“

„So war er doch einen Augenblick mein, — dann iſt's ſchon gut. Den Schmerz will ich ertragen!“

Dieſen Worten folgte eine Pauſe. Friederike zer-

pflückte zerstreut ihren Veilchenstrauß, den Kopf etwas erhoben, die wunderschönen Rehaugen voll heißer Fragen in die Ferne gerichtet. Gretry nahm dieses süße Bild für ewige Zeiten in sein Herz auf.

Dann zog er seine Schreibtafel hervor, reichte sie dem Mädchen hin, schob den Stift in ihre Hand und bat:

„Für das Liedchen schreibe mir zum Dank Deinen lieben Namen ein und den heutigen Tag."

Sie that es.

„Gieb mir nun auch das halbzerpflückte Bouquet!"

Lieblich lächelnd erfüllte sie auch diese Bitte, erhob sich und reichte ihm zum Abschiede die Hand. Der frohe heitere Jüngling fühlte sich zum ersten Male in seinem Leben tief bewegt, als er dem Mädchen nachsah, wie sie den schmalen Fußpfad einschlug, der zum Dorfe führte. Leicht und sorgenlos schritt sie dahin, oft noch zurückschauend und grüßend, und dabei trällerte sie mit lerchenhafter Stimme die Melodie des Schweizerliedes:

„Uf'm Bergli
Bin i gesässe".

Als sie hinter den Hecken endlich verschwand, da war es dem jungen Musiker, als hätte er eben ihren Sarg forttragen sehen; eine bange schwere Traurigkeit legte sich wie ein Alp auf seine Brust, und André

Gretry, der ſeit ſeiner Kindheit keine Schmerzensthräne mehr vergoſſen, ſchlug die Hände vor ſein Geſicht und weinte bitterlich.

---

Zwanzig Jahre ſpäter ſonnte ſich André Modeſte Erneſt Gretry im vollſten Glanze ſeines Ruhmes als Componiſt. Frankreich hatte ihn zu ſeinem Liebling erklärt und Belgien, ſein Vaterland, nannte ihn mit Stolz ſeinen Sohn. Seine Opern: „l' Hurone", „le tableau parlant", „Lucile", „Zemire et Azor", „la caravane" und vor allem „Richard coeur de Lion" gingen nicht nur über alle franzöſiſchen Bühnen, auch Deutſchland kränzte den Componiſten mit Lorbeer. — Gretry's Hauptſtreben war Richtigkeit und Wahrheit der Declamation; er verſuchte die Sprache des gewöhnlichen Lebens nachzuahmen im Geſange; der Begleitung wies er eine untergeordnete Stellung an und trat ſehr entſchieden gegen jede Orcheſtermalerei auf. Seine Melodien waren, wie er ſelbſt, friſch und anmuthig, und daß der Quell, aus dem er ſchöpfte, unverſiegbar war, beweiſt das Daſein von einigen und vierzig Opern. Gretry's Melodien ſind mehr wie die irgend eines anderen Componiſten ein Eigenthum der franzöſiſchen Nation geworden und werden es bleiben bis in die ſpäteſten Zeiten. Bei den gewaltigſten Zeitereigniſſen gedachte der Franzoſe

dieſes ſeines Lieblings. Als der große Kaiſer Napoleon den Rückzug aus Rußland antrat, als ihn Tod und Jammer umgaben, und er mit ſtummen, furchtbaren Schmerzen auf ſeine verſtümmelten Getreuen blickte, ſtimmte die alte Garde, ein erſchütternder Troſt, Gretry's Lied an:

„Où peut-on être mieux
Qu'au sein de sa famille!“

Und wie der mächtige Held von Elba entfloh und den Boden ſeines Reichs wieder betrat, als ihn fanatiſche Begeiſterung empfing, da waren es wieder Gretry's Melodien, die ihn zuerſt begrüßten.

„Veillons au salut de l'empire!“

jubelten Frankreichs Söhne ihrem Kaiſer entgegen. — Als aber endlich der gefeſſelte Prometheus unter tauſend Qualen auf St. Helena ſchmachtete, ſangen da nicht zahlloſe Lippen, leiſe und voll bittrer Trauer, das rührende Lied des treuen Blondels:

„Oh Richard, oh mon roi,
L'univers t'abandonne.“

Gretry beſchloß den ſanften melodiſchen Traum ſeines Lebens erſt am 24. September des Jahres 1813. Glücklich im Kreiſe der Seinen, geehrt und geliebt von ſeinen Zeitgenoſſen, trieben nur die letzten Revolutionsſtürme

einige dunkle Wolken über den Himmel seines Daseins. — Dem letzten Willen des Todten gemäß, legte man neben anderen theueren Andenken aus der Zeit seines Glückes auch eine kleine alte Brieftafel in seinen Sarg; sie enthielt ein Blatt mit den halb verwischten Worten:

Friederike Brion
Sesenheim, den 12. Mai 1767.

und einige zu Staub zerfallene Veilchen.

---

Und jenes liebliche Mädchen, das dem Gefeierten einst begegnete, und dessen Bild nimmer in seiner Erinnerung erloschen, hat sie auch so sanft geträumt? —

Das Loos Friederikens kennt die Welt. Der glänzende Falter, den sie ersehnt, flog ihr an's Herz: Wolfgang Goethe trat in das stille Pfarrhaus zu Sesenheim. Unter all den vielen lieblichen Weisen, die das beglückte Mädchen dem Geliebten sang, war auch das Schweizerlied, das sie der fremde Musiker an jenem Mittage gelehrt. — Es hat später seinen Platz unter Goethe's Gedichten gefunden, mit der einfachen Bemerkung: „mitgetheilt". — Welche Geschichte liegt in diesem ruhigen Worte versteckt!

Einen einzigen wunderschönen Sommer lang nannte Friederike den Strahlenden ihr eigen, dann entfloh er

ihr für immer. — Sie trug ihr unermeßlich Leid ohne laute Klage, drückte die Hand auf's Herz und sagte ihren Lieben, wie einst Arria dem Pätus: „es schmerzt nicht!“ Aber das Herz brach ihr doch darüber; sie ging in stiller Trauer einsam durch das Leben, denn gar oftmals sagte sie: „wer von Goethe geliebt wurde, kann keinem Manne weiter angehören.“

## Das Kloſter der heil. Lucia.

Es war am Feſttage der Himmelfahrt Chriſti im Jahre 1794, als die Glocken des ſchönen Kloſters der heiligen Lucia, unweit Rom, zur Morgenandacht riefen. Schaaren frommer Beter wallten der Pforte zu. Gar anmuthig waren ſie anzuſchauen, die maleriſchen Trachten der Wanderer, die weißen Schleier der reizenden Frauen, geſchmückt mit Blumen, und die ſtolzen ſchlanken Männer, an deren Bruſt kleine Zweige duftiger Orangenblüthen prangten. In aller Augen blitzte üppigſte Lebensluſt und Frühlingsjubel. Der glühende Sonnenball küßte recht inbrünſtig alle dieſe

bräunlichen, warmgefärbten Wangen und umfing mit seinen Strahlenarmen innig diese köstlichen, kraftvollen Gestalten.

Die Fenster des Kirchleins flammten in Licht. Drinnen aber stiegen Weihrauchwolken empor und der matte Schimmer der geweihten Kerzen vermochte kaum diese wallenden Nebel zu durchbrechen. Eine süße Dämmerung herrschte, das Standbild der heiligen Lucia war von den köstlichsten Kränzen und Blumen fast bedeckt und sah aus wie eine Frühlingskönigin; der Priester streckte segnend seine Arme aus, die gläubige Menge stürzte auf die Knie: da ertönte vom hohen, verhüllten Chore das „Kyrie eleison" der frommen Nonnen. Wie flossen sie so sanft hernieder, diese weichen Stimmen, wie herrlich und erhebend war die ernste Weise des Maestro Palestrina! Klar und hehr schritt die bedeutungsvolle Grundmelodie durch das anmuthige Gewinde lieblich verflochtener Stimmen, die oft sie zu bedecken, zu verhüllen, unterzutauchen strebten, aber immer überwunden von der Siegerin, demüthig zurückweichend, sich endlich vereinigten zur sanften Begleitung und zum herrlichsten Ganzen. Die bebenden Seelen der Hörer erhoben sich auf mächtigen Schwingen bald jauchzend zum Himmel, bald sanken sie, wie von zarten, unsichtbaren Blumenketten gehalten, wieder selig weinend nieder auf die geliebte Erde.

Da erschallte plötzlich im „Gloria“ eine Sopranstimme, deren überraschender Klang die Menge gewaltsam aus der süßen Versunkenheit riß. Die Stimme war von einer durchdringenden Klarheit, fast schneidend in ihrer Reinheit, überwältigend in ihrer Fülle. Der Ton hatte nichts Verwandtes mit dem der anderen Sängerinnen, der Klang vermischte sich nicht mit den anderen Klängen; einsam, ohne verschmelzende Weichheit, voll und hoch, schwebte er auf und ab im Raume der Kirche.

Im „Credo“ verstummte die Wunderstimme; ein anderer, milder Sopran trat an ihre Stelle; am Schlusse jedoch, im ergreifenden „Agnus Dei“ und „Dona nobis pacem“ durchschnitt sie wieder, wie ein glänzender, scharfgeschliffener, sieggewohnter Speer, die tief herniederhängenden Weihrauchschleier. Es zitterte keine Erregtheit in ihr, es leuchtete kein Jugendschmelz in diesen Klängen, es war gleichsam eine Stimme ohne Alter und Geschlecht, eine Stimme, die den Eindruck machte, als sei sie ewig so gewesen und müsse ewig so bleiben.

Das Volk war mächtig erschüttert. „Heilige Maria,“ murmelte eine alte Frau, „das war nicht der Gesang eines Weibes!“ und heftig sich bekreuzend betete sie leise. Die erschreckte schwarzlockige Nachbarin nickte Beifall und flüsterte den Ausruf einem neben ihr knienden Manne

zu, deſſen brennende Blicke freilich vergebens das Gitter des Chores zu durchdringen ſtrebten.

Die Meſſe war beendet. Die Frauen verließen in heftiger Bewegung die Kirche, die Männer ſchüttelten die Köpfe; jedermann ſprach von dem Zauberſange, aber niemand wußte den Namen der verborgenen Sängerin. Die Kerzen erlöſchten, und das überreiche Leben eines italieniſchen Frühlingstages verſchlang alle die tauſend Fragen, Zweifel, Schauer und Erwartungen.

Als am andern Tage der Morgen, der lachende, ſtrahlende Morgen Italiens mit ſeinen Liebesaugen in das Kirchlein blickte, ſtaunte er, ſchon wieder eine harrende Menge verſammelt zu ſehen. Jedes Angeſicht wandte ſich mit dem Ausdruck geſpannteſter Erwartung dem Chore zu, von welchem die Hora ertönte. Und wieder tauchte jene räthſelhafte Stimme auf, und wieder durchbebte ſie die Herzen mit einem Gemiſche von Freude und Bangen, und wieder ſtaunten die Hörer. Da rief plötzlich ein junges, blühendes Weib, zitternd und glühend: „Heilige Himmelskönigin, ich ſehe das Wunder! Maria hilf, es iſt ein ſingendes Kind!“ — Und wirklich unterſchied man hinter dem Gitter die zarte Geſtalt eines Mädchens von etwa zehn Jahren, aus deſſen geöffneten Lippen die wunderbaren Töne ſtrömten. Das Antlitz des Kindes erſchien von ſtrenger Regelmäßigkeit, aber die

schönen Formen waren noch unbelebt und eine durchsichtige Bläſſe bedeckte die jugendlichen Wangen. Von dem Momente dieſer Entdeckung an ſteigerte ſich die Aufregung der Menge von Stunde zu Stunde. Tagtäglich wallfahrtete man früh und ſpät in großen Zügen nach dem Kloſter, um die ſeltſame kleine Sängerin zu hören, deren Stimme man ſelbſt im vollſten Chore deutlich unterſchied, und die Kunde von den mächtigen Klängen in einer Kinderbruſt durchdrang die ganze Gegend, wanderte ſelbſt nach Rom, und der Zudrang zu den Meſſen des Kloſters der heiligen Lucia wurde immer gewaltiger und unaufhaltſamer.

Aber die Schaar von Gläubigen, die ohne zu grübeln dankbar das vermeinte Wunder hinnahm, war klein im Vergleich zu der Menge derer, die, Köpfe und Herzen erfüllt von tauſendfachen Vermuthungen und Zweifeln über die Perſon der Sängerin, in raſtloſer Unruhe hin und her wogten. — „Eine Koſtgängerin des Kloſters iſt's, welche ſingt, ſo ſagt man im Kloſter!" behaupteten einige. — „Aber jedenfalls iſt ſie verwachſen, ſicherlich achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und hat vielleicht die Geſtalt eines Kindes wegen ihres Gebrechens. So ſingt kein Kind!" — „Nein, nein!" riefen andere, „man hat Euch ein Märchen aufgebunden; es iſt eine von den jüngeren Nonnen, die Schweſter Barbara,

wir wiſſen es ganz genau, jenes Kind hat nur ſtill zugehört!" — „Nimmermehr!" fielen einige Frauen ein, „es iſt ein Wunder geſchehen, die heilige Lucia hat der frommen Aebtiſſin Thereſa einen Engel vom Himmel geſandt." — „Was ſchwatzt Ihr da für kindiſches Zeug?" ſchrie jetzt ein kräftiger Mann mit klugem, entſchloſſenem Antlitz, „die ganze Sache iſt ein ſchmählicher Betrug! wir werden hintergangen, man lockt uns die Silbermünzen aus den Taſchen!" — Das Volk drängte ſich mit fiebriſcher Haſt um ihn her; der Redner fuhr fort: „Ja, hört mich nur an, die Wahrheit meiner Worte wird Euch klar werden wie der Tag! Merkt auf, nur wenig iſt's, was ich zu ſagen habe! Das Kloſter iſt arm, die heilige Lucia verlangt ein neues Sammetkleid und ein goldenes Behänge, man braucht reiche Spenden und ſann auf ein Mittel, das leichtgläubige Volk herbeizuziehen! Sie haben eine Maſchine bauen laſſen in Rom, eine Uhr in Menſchengeſtalt, welche ſingt, ſo eine Wachspuppe mit Flötenwerk; ich ſage Euch, es iſt kein Kind und keine Nonne, die dort oben trillert, ſo fremd und ſo überlaut: es iſt eine bloße Marionette!"

Die aufgeregte Menge ſtutzte, ſchauderte, bekreuzte ſich, horchte, ſtritt, fanatiſirte ſich ſelbſt und glaubte zuletzt. „Gewiß, beim heiligen Giovanni, Matteo hat

Recht!" donnerte ein Herkules mit wilden Mienen und ballte seine Fäuste, „der Singsang ist Pfaffenbetrug und weiter nichts! Wer hat denn jemals von einem singenden Kinde gehört, von einem Kinde mit solcher Riesenkraft? Täuscht Euch ferner nicht! Die Wundersängerin ist nichts als eine hölzerne Puppe mit einer Wachslarve. Das Ding wird aufgezogen wie eine Uhr, und singt allerlei Weisen. Ich sah solche seltsame Figuren mehr als einmal bei einem alten berühmten Professor in Rom." — „Ja, und nicht umsonst fühlten wir kalte Schauer, wenn die klaren, hellen Flötentöne unser Ohr berührten; das war die Ahnung des höllischen Blendwerks," fügte ein anderer Aufgeregter mit flammenden Blicken hinzu. — „Dieser nichtswürdige Betrug schändet die Kirche der heiligen Lucia, wir dürfen ihn nicht länger dulden; wir müssen ihn enthüllen, vernichten, und alle Heiligen werden uns beistehen bei solchem Werke!" tobte ein dritter.

Wilde Bewegung wogte in der erhitzten Menge. Die Weiber beschrieben sich mit ängstlichen Mienen das starre Wachsgesicht der Marionette und ihre todten Glasaugen, und wollten nie eine Silbe des frommen Textes verstanden haben. Viele hatten auch ein seltsam schnurrendes Geräusch deutlich vernommen am Schlusse des Gloria. „Da war das Uhrwerk abgelaufen!" sagten sie leise

zu einander. Die Männer entflammten sich mehr und mehr durch ihre eigenen heftigen Reden und die sanftesten Frauen glühten auf an den lodernden Blicken ihrer Gatten, Geliebten, Brüder; eine allgemeine Wallfahrt in's Kloster ward beschlossen, um die Auslieferung der Flötenuhr, der trügerischen singenden Puppe zu verlangen.

So zogen denn beim herannahenden Abend die aufgeregten Menschenschaaren lärmend nach dem stillen Kloster, donnerten an die epheuumrankte Pforte, und begehrten heftig Einlaß. Die erschrockene Priorin gebot zu öffnen und trat den Eindringenden entgegen; mit einem Angstrufe flüchteten die Nonnen in ihre Zellen.

Das ehrwürdige Antlitz der frommen Frau, ihre hohe Gestalt und das emporgehaltene Crucifix imponirten der Menge; das wüste Geschrei verstummte, einzelne Frauen sanken auf die Knie, die Männer wichen zurück, und nur ein Sprecher näherte sich ehrfurchtsvoll der Priorin und erklärte ihr die Vermuthungen, Wünsche und Forderungen seiner Begleiter.

Staunen und Unglaube malte sich in den Zügen der ernsten Frau. „Meine Kinder!" rief sie, „ist es möglich, daß Ihr Eure Mutter Theresa solchen Betrugs anklagt? Ist es möglich, daß Ihr Euch so tief erniedrigt durch solchen Verdacht und mich so unaussprechlich be-

trübt? Ziehet hin, bereuet und büßet Eure Sünden! denn jene Stimme, die Euch zu diesem beklagenswerthen Irrthume verleitete, jene Stimme, die Euch so mächtig ergriffen und erschüttert, sie drang aus der Brust eines gottgesegneten Kindes, schwebte nieder von den unschuldigen Lippen eines zehnjährigen Mädchens aus Sinigaglia, das hier im Kloster erzogen wird." — „Wir wollen das Kind sehen!" riefen hier einige wilde Stimmen. Das Volk erhitzte sich von neuem an ihrem Klange. „Ja, ja, sehen wollen wir die Zauberin, sie reden hören, ihr Angesicht berühren und ihre Hände, und ihren warmen Lebensodem fühlen!" — Und immer drohender wurden die Mienen, immer lauter das verwirrte Geschrei. Die Ermahnungen der Vorsteherin verhallten ungehört und der sonst so stille Klosterhof war erfüllt von rauhen Tönen.

Da verschwand die Mutter Thereſa; — sie kehrte zurück und drängte ein zartes, bleiches, zitterndes Mädchen der unruhigen Masse entgegen. Wie aus gelblichem Wachs geformt leuchtete das regelmäßige farblose Antlitz des Kindes unter dem schwarzen, gescheitelten Haare hervor, und ängstlich starrten die weit geöffneten, dunkeln Augen die fremden, ausdrucksvollen Gesichter an. „Angelika," sagte die Priorin sanft, „zage nicht! Sei muthig; hilf Deiner Mutter Thereſa und diesem ver-

blendeten Volke! erhebe Deine Stimme und grüße die Himmelskönigin!"

Angelika öffnete die Lippen und begann ein altes, einfaches „Salve Regina", aber mit einer Kraft, Reinheit und Erhebung, mit einer Sicherheit und Ruhe, daß die lautlose Versammlung unwillkürlich die Knie beugte. Ein so tiefer Friede, eine so unberührte Unschuld, wie sie aus diesen Tönen sprach, konnte auch wahrlich nur einer Brust entströmen, der des Lebens süßes Weh und bittre Lust, Rosen und Dornen noch nicht genaht. Die krystallklaren, hellen Klänge zogen weit, weit hinaus in die schöne Dämmerung und das blühende Land. Verklärend und weich lag der Schimmer des sichelförmigen Mondes auf allen Häuptern, auf der jugendlichen Stirn der Sängerin und auf dem ernsten Angesicht der bewegten Aebtissin.

Als Angelika geendet, erhoben sich alle die niedergesunkenen Männer und Frauen und stürzten mit jenem überwallenden, aufrichtigen Enthusiasmus, der das herzerhebende Eigenthum aller Völker des Südens ist, zu dem Kinde hin. Schluchzend küßten sie die kleinen Hände der Lächelnden, den Saum des Gewandes, die leicht erglühten Kinderwangen, die Füße, priesen es mit Thränen des Entzückens, segneten es und ein einstimmiger Jubelschrei durchschnitt die Luft:

„Evviva Angelica Catalani!"

Mutter Thereſa hat aber doch gar bald nachher die kindliche Wunderſängerin aus dem Kloſter entfernt; ſie konnte die gewaltſame Störung ihres ſtillen Aſyl's nicht verſchmerzen. Allein ſie hat es gewiß ſpäter bitter bereut, denn aus der kleinen Angelika wurde, das weiß die ganze Welt, in kürzeſter Friſt die große Catalani. Europa lag vor ihr auf den Knien; — und welche Auswahl prächtiger Gewänder, Halsketten und blitzender Krönlein hätte die heilige Lucia wohl erhalten von ſolcher Anbetung!

Die volle Zauberpracht eines ſüdlichen Abendhimmels im Monat Mai hing über *** und deſſen reizender Umgebung. Die ganze Landſchaft lächelte verklärt unter den Wechſelküſſen des üppigſten Frühlings und des mildeſten Abends. Unweit der romantiſchen Stadt lag ein Landhaus, das eine ſpaniſche Familie für einige Wochen gaſtlich aufgenommen; es war dicht umſchloſſen von den blühenden Armen eines Gartens. „Ein Garten in Italien!“ — Dieſer Gedanke bringt unſere nordiſche Phantaſie in die anmuthigſte Aufregung: Pinien rauſchen, Cypreſſen werfen ihre Schattenſchleier über lachende Blumen, um ihre brennenden Farben zu mildern, Citronen- und Orangenbäume tropfen ihre köſtlichen Blüthen

tändelnd auf den Boden, der hohe Lorbeer ſchaut ernſt dem Spiele zu, die liebliche Myrthe breitet ſtill verlangend die zarten Arme nach ihm aus, und in ihrem dunklen Laube blitzt es wie Silberſternchen. Zahlloſe Vögelſtimmen beleben das duftige Paradies, und ſchimmernde Schmetterlinge flattern, frei und feſſellos wie Liebesgedanken, in ſeliger Trunkenheit von Blume zu Blume.

In ſolchem Garten, beſtrahlt vom Mondlichte, das in dieſen geſegneten Landen ein ſilberner Sonnenſchein iſt, lag ein ſpielendes Kind, zart und traumhaft lieblich wie eine Elfe. Erſt ſechs Frühlinge hatten dieſe reine Kinderſtirn geküßt, aber das Weſen des lieblichen Geſchöpfs war ungewöhnlich ſinnend, und aus den großen braunen Augen leuchtete ein wunderbar erhöhtes Leben.

Lächelnd häufte die einſame Kleine mit den reizenden Händchen einen Hügel von Blüthen auf, begrub das Lockenköpfchen in das weiche Duftkiſſen, ruhte ſo ſtill eine Weile und ſchien zu träumen; dann begann ſie von neuem und wurde nicht müde des anmuthigen Spiels. Halb athemlos vor Freude lauſchte das Kind, wenn die neugierigen Schmetterlinge kamen und koſend von den jungen Lippen naſchen wollten, die ſo friſch glühten, wie die ſtolzeſte Roſe. Die Vögelchen kannten wohl auch das holde Mägdelein: denn ſie hüpften herbei und zupften vertraulich mit den feinen Schnäbeln an den langen

braunen Locken. Und das Kind ließ sie gewähren, wehrte es ja selbst der durstigen Mücke nicht, die mit entzücktem Gesumme ihren Stachel in den vollen, weißen Kinderarm senkte.

Vögel und Blumen, Käfer und Schmetterlinge, die bunte Fliege und die kecke Mücke waren aber auch des Mädchens Gespielinnen; es hatte noch kein Schwesterlein, und Vater und Mutter waren zu ernst, um mit der kleinen träumerischen Else zu tändeln. So wurde denn die ewig schöne Blüthenwelt, die freie üppige Natur die weise und geliebte Lehrerin des aufhorchenden, empfänglichen Kindes.

Als nun die letzten Seufzer des heißen Tages verwehten und erstarben und die Nacht mit leisen Schritten nahte, die Blumen anzuhauchen mit ihrem süßen kühlen Odem und die Thränenperlen ihrer Augen auf die schmachtenden Blätter zu träufeln, da ertönte aus den dichtbelaubten Zweigen eines Citronenbaumes ein wundersüßer Gesang. Eine Nachtigall war's im einfach grauen Federkleidchen.

O! wohl uns, daß wir sie auch kennen, diese holde kleine Sängerin! sie ist ein tönender Strahl aus dem glühenden Süden, den uns Gottes Hand liebend in unsern nordischen Frühling wirft! Wer träumt sich nicht bei dem Namen „Nachtigall" hin an eine versteckte, sanfte

tändelnd auf den Boden, der hohe Lorbeer ſchaut ernſt dem Spiele zu, die liebliche Myrthe breitet ſtill verlangend die zarten Arme nach ihm aus, und in ihrem dunklen Laube blitzt es wie Silberſternchen. Zahlloſe Vögelſtimmen beleben das duftige Paradies, und ſchimmernde Schmetterlinge flattern, frei und feſſellos wie Liebesgedanken, in ſeliger Trunkenheit von Blume zu Blume.

In ſolchem Garten, beſtrahlt vom Mondlichte, das in dieſen geſegneten Landen ein ſilberner Sonnenſchein iſt, lag ein ſpielendes Kind, zart und traumhaft lieblich wie eine Elfe. Erſt ſechs Frühlinge hatten dieſe reine Kinderſtirn geküßt, aber das Weſen des lieblichen Geſchöpfs war ungewöhnlich ſinnend, und aus den großen braunen Augen leuchtete ein wunderbar erhöhtes Leben.

Lächelnd häufte die einſame Kleine mit den reizenden Händchen einen Hügel von Blüthen auf, begrub das Lockenköpfchen in das weiche Duftkiſſen, ruhte ſo ſtill eine Weile und ſchien zu träumen; dann begann ſie von neuem und wurde nicht müde des anmuthigen Spiels. Halb athemlos vor Freude lauſchte das Kind, wenn die neugierigen Schmetterlinge kamen und koſend von den jungen Lippen naſchen wollten, die ſo friſch glühten, wie die ſtolzeſte Roſe. Die Vögelchen kannten wohl auch das holde Mägdelein: denn ſie hüpften herbei und zupften vertraulich mit den feinen Schnäbeln an den langen

braunen Locken. Und das Kind ließ sie gewähren, wehrte es ja selbst der durstigen Mücke nicht, die mit entzücktem Gesumme ihren Stachel in den vollen, weißen Kinderarm senkte.

Vögel und Blumen, Käfer und Schmetterlinge, die bunte Fliege und die kecke Mücke waren aber auch des Mädchens Gespielinnen; es hatte noch kein Schwesterlein, und Vater und Mutter waren zu ernst, um mit der kleinen träumerischen Else zu tändeln. So wurde denn die ewig schöne Blüthenwelt, die freie üppige Natur die weise und geliebte Lehrerin des aufhorchenden, empfänglichen Kindes.

Als nun die letzten Seufzer des heißen Tages verwehten und erstarben und die Nacht mit leisen Schritten nahte, die Blumen anzuhauchen mit ihrem süßen kühlen Odem und die Thränenperlen ihrer Augen auf die schmachtenden Blätter zu träufeln, da ertönte aus den dichtbelaubten Zweigen eines Citronenbaumes ein wundersüßer Gesang. Eine Nachtigall war's im einfach grauen Federkleidchen.

O! wohl uns, daß wir sie auch kennen, diese holde kleine Sängerin! sie ist ein tönender Strahl aus dem glühenden Süden, den uns Gottes Hand liebend in unsern nordischen Frühling wirft! Wer träumt sich nicht bei dem Namen „Nachtigall" hin an eine versteckte, sanfte

rieſelnde Quelle, dicht beſchattet von hängenden Weiden, die ihre feinen grünen Fingerſpitzen ſehnſüchtig in das kühle Naß tauchen? Mondlicht zittert durch die Zweige und der Wunderſang des Vögleins durch die Luft. Da öffnet ſich auch das feſtverſchloſſenſte Herz und zieht durſtig die zauberhaften Silbertöne ein, und ſie legen ſich wie Balſam auf jede Wunde und erhöhen jede Luſt; ſüße, namenloſe Schmerzen und entzückende Sehnſucht bringen ſie den Glücklichen dieſer Erde, Himmelsträume den Unglücklichen, denen jede Hoffnung und Freude ſtarb.

Auch das ſpielende Kind bebte vor Wonne bei dieſen noch nie gehörten Klängen. Das Vöglein ſang und ſang, und des Mädchens ganze Seele hing an dieſen Tönen und ſchwebte und zog mit ihnen auf und nieder, weit, weit fort, hoch über die Erde.

Rings umher tiefe Stille; — Vögel und Blumen ſchlürften ſelig die köſtlichen Klangtropfen.

Wißt ihr aber auch, woher der Nachtigall, vor allen anderen Vögeln, dieſe Zauberſtimme geworden? „Die Nachtigall hat einſt," ſo erzählte mir der Geliebte des Vögleins, ein ſchlanker reizender Roſenelf, „im herrlichen Paradieſe mit den Flügeln und der kleinen Bruſt die mächtige goldene Rieſenharfe des großen Weltenſchöpfers berührt. Die Saiten rauſchten, die ewigen Harmonien ertönten, wogten und wallten, überſtrömten das ſchwache

Geschöpf; daher wurde ihm die himmlisch schöne Stimme. Aber die Sängerin erfreute sich nimmer des köstlichen Gutes, denn der liebe Gott bestrafte die Neugierige, und mit der Stimme zog der Tod in ihre Brust; denn sie mußte singen und immer singen, und doch faßte der zarte Körper nicht die gewaltige Fülle dieses Klanges, ertrug nicht die Macht dieses Tones, und so ging sie unter, plötzlich, erlosch inmitten des vollsten Lebens, starb inmitten des lieblichsten Gesanges. Und das strahlende Kleinod erbte zwar fort von Nachtigall zu Nachtigall, durch alle Zeiten hindurch; aber alle sangen und starben wie diese erste bestrafte Sängerin des Paradieses."

„Doch hat der Allgütige in seiner unendlichen Barmherzigkeit auch dem Nachtigallengeschlechte einen Trost mitgegeben: sie dürfen den gefährlichen geraubten Schatz ihrer Stimme *verschenken* an ein reines, bittendes Menschenkind. Dann leben sie fort in ungestörtem Frieden und können sich ihres Lebens freuen, denn der Tod zieht mit der Zaubergabe als unzertrennlicher Gefährte."

„Solches Verschenken geschieht aber gar selten," fügte der Rosenelf schäkernd zum Schlusse hinzu, „denn *wir* lieben nur die *singende* Nachtigall, und das wissen die Schlauen gar wohl, und ziehen ein kurzes, aber berauschendes Liebesleben einem langen, klanglosen, ungeschmückten Dasein vor." Mit diesen Worten schlüpfte

der anmuthige Erzähler etwas ermattet in den Kelch einer halbverschlossenen Moosrose, um auszuruhen.

Von diesem Märlein nun wußte freilich die Seele des horchenden Kindes nichts, aber die geheime Zaubermacht des Nachtigallengesanges bewährte sich an diesem jungen Herzen: es klopfte hoch auf vor Seligkeit; Ahnungen, die die Kinderbrust noch nicht zu fassen vermochte, Träume und Wünsche, die die halberwachte Kinderseele noch nicht verstand, überfluteten die Lauscherin. Die kleinen Hände falteten sich zum unbewußten Gebete und süße Thränen entrollten den glänzenden Augen. „O, wäre ich solch ein Singvöglein!“ seufzte leise das Kind.

Immer langgezogener wurden die herzerschütternden Klänge, immer lockender der Wundersang, fester und fester zog die Sirene der Luft ihre unzerreißbaren Fesseln um alle, die ihr Ohr den entzückenden Weisen liehen. Aber plötzlich verstummte die Sängerin: ein melodischer Seufzer, ein ängstliches Flattern, und das Vöglein stürzte sterbend zu den Füßen des erschreckten Kindes. Weinend und staunend beugte sich die liebliche Elfengestalt über das vergehende Geschöpf und bettete den kleinen bebenden Körper des Vogels auf duftende Rosenblätter. Da zuckte es wie ein Dankesstrahl aus den halbgeschlossenen Nachtigallenaugen, das Kind legte mitleidsvoll die blühende Wange an das erstarrende Leben und drückte leise

den vollen Rosenmund auf das Köpfchen des Vögleins. Da traf ein Hauch die Lippen des Mädchens, und es mußte ihn einziehen tief, tief in die Brust, es war ein wunderbarer, duftiger, betäubender Hauch! Es wurde dem Kinde gar seltsam zu Muthe! es schloß die Augen und sank auf den Rasen, es war ihm als flöge die kranke Nachtigall mit fremdklingendem Gezwitscher genesen und lustig davon. Dann kamen reizende Gestalten und bestreuten die Ruhende mit Blumen, und warfen goldene Lorbeerkränze an ihr Herz. Und es war ihr, als ob ihr Flügel gewachsen, und sie begann zu schweben und zu singen wie jener graue Wundervogel, den sie geküßt. Endlich breitete sich der Schleier der Bewußtlosigkeit über das fieberisch erregte holde Wesen, und so fanden die angstvoll suchenden Eltern das vermißte Kind.

---

Viele Jahre waren vergangen seit jener Maiennacht; des Winters Hand lag eisig auf dem warmen Herzen der Erde, da füllte sich das italienische Opernhaus in Paris mit dem glänzendsten Publicum. Die Strahlen der blendenden Kronleuchter fielen schmeichelnd auf manches reizende Angesicht, auf manchen schneeigen Nacken, spiegelten sich wohlgefällig in schönen Augen und blitzten keck in den zahllosen Thautropfen von Diamanten, Rubinen und Smaragden, die eine Feenhand verschwen-

derisch über alle diese Frauenblumen gestreut zu haben schien. Eine frohe Ungeduld gab sich kund in leisem Gemurmel, und die Blicke aller wandten sich mit dem Ausdrucke gespannter Erwartung dem Vorhange zu, als die rauschende Ouvertüre zu Rossini's „Othello" ertönte. Die Oper begann; Gestalten und Töne tauchten auf und verschwammen; die versammelte Menge lauschte und harrte noch immer. Endlich erschien Desdemona. Da schallte einstimmiger Jubelruf durch die schimmernden Hallen des Kunsttempels, da flogen zahllose Blumen und Kränze auf die Bühne, da zuckte ein Freudenblitz aus jedem Auge und ein Lächeln des Entzückens erblühte auf jeder Lippe.

Wer war denn jene zarte, ätherische Gestalt mit dem bleichen Angesichte, dem seelenvollen Blicke und der hinreißenden Zauberstimme, deren Klang wie Frühlingsruf in die Menschenbrust drang und sie mit himmlischer Wonne wie mit tausend Blüthen überschüttete? Wer war jenes holde Weib, deren Sang verwelkte Herzen wieder neu belebte und ihnen Träume brachte von den süßen Tagen ihrer längst entschwundenen Kindheit und den noch süßeren ihrer längst verstorbenen Liebe?

Es war jenes spielende Kind im Garten, es war die gesegnete Erbin der Nachtigall, es war die Königin des Gesanges:

Maria Malibran-Garcia.

Sie iſt dahin, die Gefeierte, ſie ſtarb, Ihr wißt es ja alle, wie eben eine Nachtigall ſterben muß: der Stern ihres Daſeins erloſch inmitten des ſtrahlendſten Leuchtens. Klagen wir nicht! ihr ward das ſchönſte Loos, ein Nachtigallentod in der Fülle des blühendſten Lebens; uns blieb die ſüße Erinnerung und ein liebliches, verkörpertes Troſtwort der Unvergeßlichen, eine ſingende Wunderblume, aufgeblüht unter ihren Augen: — ihre Schweſter Paulina.

# Die Sirenen.

Und kommt dann der Mond
bei nächtlicher Zeit
Herauf an dem Himmel gezogen,
Da zeigt ſich im Waſſer im ſchim-
mernden Kleid
Mit Blumen und Perlen die ſchönſte Maid.

Kommt, Ihr ernſten, großen Kinder, die Ihr noch immer ſo gern den bunten Märchen lauſcht, jenen lockenden Bildern einer ſüßen Traumwelt, kommt mit Euren von der rauhen Wirklichkeit ermatteten Herzen, Euren traurigen Augen, ich will Euch von einem Reiche erzählen deſſen Wunderkraft Ihr nimmer ahnt, deſſen üppige Schönheit, in blendende Schleier gehüllt, die Sinne doppelt reizt und die Seele aufglühen läßt in heißeſter Sehnſucht und ungeſtümen Verlangen: von dem Waſſerreiche! — folgt mir an das Meer! Blickt tief, tief hinein in dies große, herrliche Auge der Erde, das oft ſo ſtrahlend lächelt und oft ſo finſter grollt! Blickt hinein, wenn die Freudenflammen, die der letzte

Feuerkuß der ſcheidenden Sonne entzündet, noch darin wohnen, und harret dann ſtill mit ſcheuer Ehrfurcht, bis die Nacht wie ein ſtolzes, dunkelbewimpertes Augenlid herabſinkt, ſanft das glänzende Auge verhüllend. In der Nacht beginnt ja das eigentliche Wonneleben der ganzen Natur; die höchſten Entzückungen verhüllt die Nacht: in ſelige Träume gewiegt, vergißt das arme Menſchenherz in den Armen des Schlummers die ſchwere Körperhülle und alles Leid und Weh des hellen Tages, vergeſſen die verweinten Augen ihre Thränen, jedes Geſchöpf Gottes genießt einer ſüßen Ruhe, und in dieſer Ruhe erſchließt ſich allen eine neue zauberiſche Welt. Um Mitternacht gleitet, wie eine leiſe Mahnung, das Mondlicht über die Meereswellen und ein balſamiſcher Zephyr ſtreift, wie ein geheimnißvoller Gruß, über ſie hin; da erwachen ſie alle, richten die Häupter empor, ſchmücken ſich eilig mit den blitzenden Schaumkronen und beginnen, ſeltſam verſchlungen, einen Tanz, wunderbare Lieder ſingend voll wilder Glut und Luſt. Nur die Menſchen mit ihren blöden Augen nennen dieſe ſchwebenden, feuchten Duftgeſtalten „Wellen"; es ſind aber reizende, verführeriſche Frauen mit leuchtenden Augen und blendendem Nacken. Sie tauchen auf und nieder, wiegen ſich hin und her, ſtürzen Eine in der Anderen weiße Arme, und dazwiſchen entſtrömen Töne ihren Lippen, die

das Herz aus dem Buſen reißen und die Gedanken verwirren. In alten Zeiten, als die Menſchen noch voll Poeſie mit gläubigen Augen und friſchen Sinnen über die Erde gingen, war es ihnen noch vergönnt, jene wonnevollen Geſänge zu vernehmen, und mancher Schiffer, der das weite Meer durchkreuzte, erblickte jene bezaubernden Weſen, hörte ihren lockenden Ruf mit Schauern des Entzückens und nannte ſie „Sirenen". — „Aber wer ſind ſie, wer ſchuf ſie, dieſe reizenden, feuchten Nebelgebilde?" fragt Ihr. Ich will es euch ſagen; denn eine zarte Lotosblume hat mir das Geheimniß des Sirenen-Daſeins verrathen.

Als der liebe Gott die prächtige Erde geſchaffen und alle Geſchöpfe ſeiner Hand voll Lebensglut und Wonne zu ihm aufblickten, wandelten zwei ſeiner ſchönſten Engel über die blühenden Gefilde und ſtreuten das letzte Weihgeſchenk des gütigen Vaters, die himmlischen Tonperlen aus, jedem Weſen eine ſüße Stimme verleihend, damit es den Schöpfer lobe. Die ganze Luft wurde ein Jubelklang, ein Dankesjauchzen; die Engel mit den Tonperlen weinten ſelige Thränen der Luſt, wandelten weiter und weiter, und liebliches Klingen folgte jedem ihrer Schritte. Endlich aber waren die ſegenſpendenden, zarten Hände leer geworden, die letzten koſtbaren Perlen ſanken nieder in den Kelch kleiner Blumen oder in das hohe,

blühende Gras, und zärtlich umschlungen flogen die glänzenden Boten des gütigen Vaters in ihre himmlische Heimat. Als am nächsten leuchtenden Morgen das göttliche Antlitz des Allvaters sich lächelnd und mild neigte über die geschmückte Welt, brachten ihm tausend und aber tausend wunderliebe Stimmen den Morgengruß dar. Nur aus den glänzenden Wasserspiegeln drang kein süßer Ton, stieg kein Klang, kein Laut empor zu ihm. Stumm geblieben waren die schlanken Fische, die zahllosen Bewohner der kühlen Fluten; keine Engelshand hatte die schönste aller Gaben in das tiefe Meer gestreut. Da sprach der Allerbarmer ein mächtiges, gütiges, leises Wort der Verheißung, und die Wellen bebten vor Lust, die Fischlein aber zitterten in seliger Erwartung. Und als die Nacht kam und der stille Mond, entstieg ein seltsames Leuchten den Fluten, die stummen Bewohner des hellen Wassers aber wurden zu wunderbaren, reizenden Gestalten mit holden Angesichtern, und entzückende Töne entströmten ihren Lippen. „Das herrliche Klangleben, das ihnen versagt ist am Tage, es sei ihnen gewährt in der Stille der Nacht!“ so lautete des liebenden Gottes trostvolle Verheißung.

Und so geschah es. Wunderbare Zaubermacht ist diesen Wesen verliehen für wenige, aber wonnevolle Stunden; ihre Wonnegesänge vermögen den Menschen

heranzulocken unwiderſtehlich, näher und immer näher, bis er endlich betäubt, beſeligt untergeht in Tönen und Fluten, auf ewig verfallen dem geheimnißvollen Waſſerreiche. Ach! wie manche arme Seele hat da unten tief im Grunde Ruhe gefunden, wie mancher Jüngling, von der Liebſten Stolz verſchmäht, ſchlummert in den prächtig ſchimmernden Muſchelgrotten, oder auf ſeltſam duftenden Waſſerblumen, unter knospenden Korallenbäumen! Allnächtlich aber geht ihm ein wunderſüßes Leben auf, wenn blendende Arme ſich um ſeinen Nacken ſchlingen, berauſchende Geſänge auf- und abwogen, blaue Blumen ſich um ſein Haupt ſchmiegen, kleine geflügelte, glänzende Geſchöpfe um ihn her ſchweben und ſchwirren. Verſunkene Kronen blitzen, köſtliche Edelſteine leuchten, die Perlenmuſcheln ſchauen den bebenden, entzückten Träumer an mit ſanften Augen, und ringsum flüſtert es: „ſieh, all' unſere Herrlichkeit iſt Dein!“ Und die gequälte Seele vergißt in dieſer Zauberpracht das ganze ſchwere Erdenleben, träumt nicht mehr von den Augen der kalten Liebſten und ſehnt ſich nicht nach den Palmen des Himmels, ſchwelgend in berauſchender Luſt.

Nur an einem treu und heiß liebenden Mädchenherzen und an der Blumenſeele eines Kindes geht die Allgewalt der üppigen, feuchten Duftgeſtalten verloren.

Fällt ein ſolches Opfer ihnen anheim, ſei es nun in Leid und Verzweiflung oder halb im Traume, ſpielend und lächelnd, ſo ſteigt ein Engel vom hohen Himmel hernieder und ſchwebt leiſe, leiſe mit der verirrten Seele hinauf an die Bruſt des alliebenden Vaters.

So reizend blüht und lebt es da unten in der kühlen, unergründlichen Tiefe; denn das Gottesauge dringt gütig und mild bis auf den Grund des ſtolzen Meeres, jedem Geſchöpfe ſeiner Hand Wonne bereitend, Freuden ſpendend. Die ſchlanken Fiſche in den ſilbernen Flüſſen, Bächen und Seen ſteigen als Nixen auf in ſtiller Nacht mit grünen Kränzen und hellen Stimmen; im Meere allein aber lächeln und locken die reizenden Sirenen.

# Die Memnonsſäule.

„Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand;
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland.“

Heine.

Vor vielen hundert Jahren thronte in dem ſtolzen Theben, der prächtigſten Stadt des alten Wunderlandes Aegypten, ein gütiger und weiſer König. Das ſeltſame düſtre Volk ſeiner Unterthanen verehrte ihn gleich einer Gottheit, die Götter ſelbſt aber liebten den jungen

König, und wen die Götter lieben, den schmücken sie mit Schönheit und allerlei seltenen Gütern; und so hatten sie dem gekrönten Liebling, außer vielen andern schönen Gaben, auch eine der schönsten, eine herrliche, entzückende Stimme verliehen.

Allein trotz der berauschenden Fülle des Glücks und der Liebe lag ein dichter Schleier der tiefsten Schwermuth auf den Zügen des Herrschers, und eine brennende Sehnsucht, ein verhüllter großer Schmerz, ein verborgenes, unnennbares Weh lebte in seinen Liedern. Wenn er sang, ruhend im Schatten schlanker Palmen, und die Männer und Frauen seines Volkes lauschend in ehrfurchtsvoller Entfernung sich um ihn her gelagert, erbebten oft ihre Seelen in wonnigem Leide, und glühende Thränen stahlen sich, halb unbewußt, aus den Augen der Lauschenden. Traurige reizende Märchen von süßen Blumen, die vergangen und gestorben in heißem Liebesweh zu den glänzenden unerreichbaren Sternen, und wilde flammende Lieder zum Lobe der mächtigen, segenspendenden Feuerkönigin, der Sonne, strömten von den begeisterten Lippen des königlichen Sängers. Am Abende jedoch verstummten die Gesänge, um am Morgen wieder herrlicher, entzückender denn zuvor zu erwachen. Mit dem letzten Sonnenstrahl erlosch auch das Feuer in den Augen des

Königs; in düsteres Sinnen verloren durchwachte er einsam die Nächte.

Das Volk trauerte mit dem geliebten Herrscher, aber kein menschliches Wesen vermochte die Ursache seines Grames zu ergründen. Viele Lippen flüsterten: „Des Königs Herz erliegt dem Uebermaße des Glücks; deshalb durchzittern Angst und Sorge um die Dauer desselben die Töne seiner Brust.“ Die Priester der Isis und des Osiris aber sagten finster: „In des Königs Sang bebt Liebesschmerz.“ Doch der König hatte ja nie ein Weib geliebt; nie hatte seine Hand die duftenden Locken eines Mädchens berührt, seine schönen Lippen hatten nie ein Geschöpf der Erde geküßt, kein Lächeln, kaum einen Blick schenkte er den dunkelfarbigen Frauen seines Landes. Und dennoch liebte er, die Priester hatten Recht; aber seine ätherreine Liebe flog hoch, unerreichbar hoch über den kleinen Erdball hinauf in das azurne Gewölbe des Himmels; er liebte die lebenspendende Göttin, die glühende Sonne. Seine reine Brust war ein unergründlich tiefes Liebesmeer, darin die hohe Geliebte sich spiegelte, und seine bezaubernde Stimme pries in geheimnißvollen Weisen, unverstanden von allen, die ihn hören durften, die ewig flammende Schönheit der strahlenden Göttin.

Doch nimmer liebt ein armer Sterblicher ungestraft

die erhabenen Göttergeſtalten; ſo auch der edle königliche Sänger. Die ſtolze Strahlenkönigin neigte ſich zwar endlich herab zu dem flehenden Jünglinge mit den ſüßtönenden Lippen; ſie neigte ſich, ſie hauchte ihn an mit brennender Liebesglut; er aber ertrug ihre flammende Liebe nicht, eine Liebe zu allgewaltig ſelbſt für Götter, und ſtarb dahin wie die Lotosblume, getroffen vom ſengenden Sonnenſtrahl. Als ſeine blühende Geſtalt zuſammenſank in ihrer heißen Umarmung, ſeine Augen erblindeten in dem Glanze der Geliebten, da ſprach die trauernde Himmelskönigin ein leiſes, ſeltſames Zauberwort, küßte ihn noch einmal, und mit ihrem letzten Strahlenkuſſe verwehte auch der letzte Hauch von den Lippen des jugendlichen Herrſchers, ein Hauch, zart und rein wie Roſenduft.

Der Morgen ſtieg empor, lächelnd und lieblich die Sonne verkündend: da ſchlug die Kunde von dem Tode des Königs an die Herzen des erſchütterten Volkes, und es zog hinaus nach dem Palaſte des geliebten Geſtorbenen, ſeinen Leichnam zu ſehen, über ihn zu weinen und ihn durch köſtliche Specereien und wunderbare Kräuter dem drohenden Geſpenſte der Verweſung zu entreißen. Allein verſchwunden, ſpurlos verſchwunden war der Palaſt, und an ſeiner Statt erhob ſich — o Wunder! — in Rieſengröße das ernſte graue Steinbild des todten

Königs. Er saß auf dem Throne, hoch aufgerichtet, das starre Antlitz nach Sonnenaufgang gewendet. Mit lauten Klagen drängte sich das staunende Volk um das wundersame Abbild des angebeteten Herrschers und zog Blumenketten um den kalten Stein; die Priester aber riefen mit finsteren Blicken: „Laßt ab von ihm, er ist für uns dahin für immer! Isis hat ihn gerichtet: er hat die Sonnenkönigin geliebt!“ — Da lichtete sich plötzlich der Wolkenschleier, und die Sonne erschien herrlicher, siegender denn je. Ihr erster Strahl küßte das Steinbild; und die Bildsäule begann zu tönen wundervoll, zauberisch bestrickend, keinem irdischen Klange vergleichbar: es war ein seliger Liebesgruß, eine sehnsuchtsvolle Liebesklage, eine süße Liebesandacht des steinernen Königs für die himmlische Geliebte. Mit glühender Inbrunst umfing die Sonne den kalten Stein; das starre Bild leuchtete hell auf, die Glieder badeten sich in Rosenlicht, und die Augen glühten und schienen Flammenblitze zu schleudern auf die Pygmäen zu seinen Füßen. Da stürzte das bebende Volk auf den Boden nieder, die Angesichter verhüllend; die düstern Stirnen der ernsten Priester aber erheiterten sich, und sie riefen: „Danket der mächtigen Gottheit, denn das war des Königs Stimme! Richtet Euch auf! König Memnon wacht noch über seine Kinder!“

Geheimnißvoll rauſcht der Nil; das alte Aegypten liegt wie eine vergeſſene Mumie in graue Schleier gehüllt vor unſern Blicken; verſunken ſind die ſtolzen Geſchlechter, die dort wandelten, und mit ihnen unendliche Geiſtesſchätze; das prächtige Theben iſt zerſtört; aber mitten unter den mächtigen zerfallenen Säulen und Trümmern ehemaliger Herrlichkeit erhebt ſich ſtolz und einſam ein rieſiges Steinbild, „die Memnonsſäule“ genannt. In der Nacht, wenn rings umher die fabelhafte Pracht des Aegypterlandes wieder aufblüht, Blumen ſeltſame Märchen flüſtern und die Sterne feurige Küſſe neckiſch herunterſchicken auf die duftenden Lippen der reizenden Erzählerinnen, ſteht das hohe Steinbild allein ſtarr und unheimlich zwiſchen all' den berauſchenden Düften und Klängen. Steigt aber die Morgenröthe empor, ſo verſchwinden vor dem ſiegreichen Lichte die geſpenſtiſchen, nächtlichen Schönheiten; hebt endlich die Sonne ihr glanzvolles Angeſicht, dann ſcheint das Bild des alten Königs zu leben, der Stein bebt leiſe, und bei der erſten Berührung des liebenden Sonnenſtrahls ſingt er in überirdiſch ſüßen Tönen. Nur in der heißen Umarmung der Sonnenkönigin verſtummt er allgemach.

Einſame Wanderer, die voll ſcheuer Ehrfurcht das alte räthſelhafte Fabelland durchzogen, vernahmen zitternd, mit lautſchlagenden Herzen und mit Schauern des Ent-

zückens jenen zauberiſchen Liebesgruß des todten Steinkönigs, und in mancher jungen Seele entzündeten ihre begeiſterten Schilderungen das glühendſte Verlangen, hinauszupilgern weit, weit in die großartigſte Einſamkeit der Welt, zu den Ruinen Thebens, zur tönenden Memnonsſäule.

## Die Engelsſtimme.

„Si Deus pro nobis, quis contra nos?“
Händel's Meſſias No. 51.

Es war wiederum Frühling geworden auf der ſchönen Erde; Herzen und Blumen wachten lächelnd auf, friſches jubelndes Leben ſchwebte in den Lüften, tiefblau leuchtete das Himmelszelt und golden die Sonne, als ein hoher, ernſter Mann ſinnend durch einen kleinen Garten ſchritt. Unſichtbar flatterten leichtgeflügelte Frühlingsgeiſter um ihn her, neckend ſchwirrten roſſige Zephyre an dem königlichen Haupte vorüber und wehten weiße

Kirschblüthen in das stolze, schöne Menschenangesicht! Es lag eine unbeschreibliche Erhabenheit in der hochaufgerichteten kraftvollen Gestalt des Sinnenden, und wer ihm begegnet wäre, der hätte sich wohl gar demüthig vor ihm neigen und jener Heldengestalten des Alterthums gedenken müssen, jener mächtigen und weisen Könige längst versunkener, glücklicher Völker. Eine heilige Ruhe thronte auf der Götterstirn und edles Selbstbewußtsein, hellfunkelndes Licht brach aus den großen Augen; aber eine tiefe Wehmuth hatte sich um den schönen Mund gelagert, eine Trauer, die selbst dem holdesten Lächeln des jungen Frühlings nicht wich. Langsam erstieg jetzt der ernste Mann einen niederen Rasenhügel, dessen Krone ein knospender, wie mit einem Purpurschleier bedeckter Apfelbaum bildete, und vertiefte sich hier mit Innigkeit in den Anblick der blühenden Landschaft. Unfern des Gartens, von grünen Wiesen und üppigen Gärten lebensvoll eingerahmt, lag eine große freundliche Stadt, mit dampfenden Essen und glänzenden Dächern; es war Dublin, die Hauptstadt Irlands. Am fernen Horizonte stiegen, den Blick begrenzend, blaue mächtige Berge empor.

„O du grünes, kindliches Irland!“ rief jetzt der Einsame in heftiger Bewegung und breitete die Arme aus, „du frommes, einfaches Land voll Sitte und Demuth, voll Genügsamkeii und Glauben, wirst du mich

denn verſtehen, mich, der mit ſo hoffendem Herzen zu dir kommt? Wirſt du denn achtungsvoll und freudig der heiligen Kunde lauſchen, die ich dir bringen will in ernſten Klängen, der Kunde von der Geburt des göttlichſten Kindleins? Wirſt du denn anbeten reinen Herzens mit den ſchlichten Hirten auf dem Felde? Wirſt du denn gläubig ſtaunen mit ihnen ob des hehren Wunders und ſelig einſtimmen in den Lobgeſang der himmliſchen Heerſchaaren? Werden die Seelen deines Volkes empfänglicher ſein für die Offenbarungen des Herrn, für die Wunder der heiligen Bücher, als drüben in dem nebelvollen England mit ſeinen ewig geſchäftigen, kalten Menſchen? Es zog mich ja ſo übermächtig zu dir, mein Irland, als ich dort meine hochheilige Botſchaft verkündete in den leeren Hallen der ſchönſten Kirche Londons, als ſie es in dem Geräuſche der Weltſtadt verſchmäht und vergeſſen hatten, mich zu hören! Ich glaubte von dieſem Schmerze nur bei Dir geneſen zu können, nur in deinen grünen Thälern meinen Kummer auszulöſchen. Eine leiſe, aber unendlich ſüße Stimme ſäuſelte mir in einer ſchlafloſen Nacht wie Harfenton zu: „Auf! erhebe dich! ziehe hin nach Irland! ſei muthig, frommer Sänger, du wirſt ſiegen, und dieſer Sieg wird das erſte Glied der goldenen Kette ewiger Triumphe ſein!“ und ich bin der Wunderſtimme gefolgt: ich entfloh den Mauern des

düſtern Londons, und nun bin ich hier! Hat die geheimnißvolle Stimme Wahres verkündet? Werde ich wirklich, nach ſo vielen und ſo langen Kämpfen meines bewegten Lebens, die ſtrahlende Sonne des Triumphes aufſteigen ſehen über meinem Haupte? O Herr alles Geſchaffenen, deſſen Lob ich verkünde, deſſen Diener ich geworden nach langem Irren, gönne mir einen glanzvollen Sieg, ſtähle durch ihn meine Kräfte, denn ich bin müde geworden, Allmächtigſter! Mein Vaterland, das geſegnete Deutſchland, verſchmäht, verkennt mich; die Zahl meiner Feinde wächſt rieſenhaft, und ich bin verzagt und gebeugt; mein ſtreitender Arm iſt endlich ermattet! Willſt du für mich kämpfen, mein Gott?"

Da rauſchte es ſeltſam in allen Zweigen; da war es, als ob die Sonnenſtrahlen blendender hernieder blitzten und alle Blumen ſich neigten und die Balſamluft tönte und wallte ſo wunderbar, daß der ernſte Mann, der ſo eben geſprochen, ſelig lächelnd die Augen ſchloß und die Hände auf ſein Angeſicht drückte, wähnend, ein zaubervoller Traum ſei über ihn gekommen. Eilige Schritte nahten ſich vom Garten her; ein kleiner ſchwarzgekleideter, häßlicher Mann kletterte den Hügel hinan und rief keuchend in ſchlechtem Engliſch: „Meiſter Händel! wertheſter Herr Muſikdirector! wo ſteckt Ihr denn? Habe ich Euch doch ſchon zwei Stunden lang in

allen Winkeln Eures Hauses und bei Euren Freunden gesucht, und habe fast keinen Athem mehr, so hastig bin ich gelaufen: und da sitzt Ihr und schlummert! 's ist keine Zeit dazu, Herr Musikmeister!" fuhr er mit wichtiger Miene fort und focht gewaltig mit den dürren Armen, schüttelte auch heftig das widerliche Haupt mit der schiefen, kleinen Perrücke, „ich habe Euch eine fatale Nachricht zu bringen: Signora Lucia, die berühmte prima Donna, hat sich krank gemeldet, und aus der für morgen bestimmten Aufführung Eures Oratoriums kann also nichts werden. Soll ich nun laufen, den Musikern und Sängern aufzusagen und dann —"

Der Angeredete erhob sich majestätisch, doch gereizt wie ein verwundeter Löwe: „Aus der Aufführung nichts werden?" unterbrach er mit donnernder Stimme den Schwätzer und warf auf die lächerliche Zwerggestalt einen Blick, vor dessen Gewalt diese ganz unwillkürlich einige Schritte zurückwich. „Wer wagt es, solche Worte zu sagen? — Nichts werden!! — Hört doch! Und das nur wegen der boshaften Laune einer italienischen Donna? Giebt es etwa nicht schöne Stimmen genug in dem musikreichen Dublin, und unschuldigere, weichere, die diesen schimmernden, trillernden Wundervogel genügend zu ersetzen vermögen? So wahr ich Händel bin, ich will, ich werde Rath schaffen! Die Auf-

führung findet morgen Abend beſtimmt ſtatt und nun geh' Er!"

„Beim St. Patrick, der deutſche, hergeflogene Muſikmeiſter iſt ſchlimmer als der wüthendſte Engländer! man möchte ſich vor ihm verſtecken. Nun, ich möchte nicht in dem Bärenlande wohnen, wo der zu Hauſe iſt, ſo wahr ich O'Reilly heiße und Orcheſterdiener bin!" brummte der kleine Mann, vorſichtig in gemeſſener Entfernung dem davon Eilenden nachhuſchend.

---

Die warmen und neugierigen Blicke der Maiſonne vermochten trotz aller Mühe, die ſie ſich zu geben ſchienen, durchaus nicht, die dunkelrothen, feſt zugezogenen Seidenvorhänge des reizenden Gemachs zu durchdringen, welches die gefeierte Schönheit des Tages, die geprieſene italieniſche Sängerin Lucia, der Liebling der vornehmen Welt Dublins eben bewohnte. Prunkend war die Einrichtung des großen Zimmers: friſche ſeltene Blumen ſtanden in goldenen und ſilbernen Vaſen in allen Winkeln und Marmorbecken, mit duftenden Waſſern gefüllt, verbreiteten eine anmuthige und berauſchende Kühle und der Glanz und die unbeſchreibliche Weichheit der Teppiche, Seſſel und Divans verriethen Liebe zur Ueppigkeit und italieniſche Bequemlichkeit. Die Signora lag, ein Bild

des dolce far niente, in einem weißen faltigen Kleide auf dem rothſammtnen Ruhebette, den Kopf hatte ſie mit einem koſtbaren Schleier maleriſch umwunden, der wohlberechnet einige duftige Locken ihres ſchwarzen Haares ungefeſſelt gelaſſen. Mehrere ihrer Kunſtgenoſſen und Freunde, elegante Männer des verſchiedenſten Alters und zugleich die Repräſentanten verſchiedener Völker, hatten in ihrer Nähe Platz genommen. Hier lehnte ein reicher, blaſſer engliſcher Lord, mit der Miene troſtloſeſter Blaſirtheit und in lächerlich ſtutzerhafter Kleidung in einem Divan, die ellenlangen Füße nebſt Zubehör über die Lehne ſtreckend; dort rückte ein ſchlanker feuriger Franzoſe unruhig auf ſeinem Seſſel hin und her, neben ihm wiegte ſich ein ſchöner brauner Italiener leiſe ſingend; auch einige vornehme Irländer waren da, und der primo tenore und primo basso des Theaters. Die Signora wandte bald dem Einen, bald dem Andern lachend und antheilvoll das Anlitz zu. Die ſorgfältig vertilgte Schminke hatte ihren Wangen eine fahle, graugelbe Farbe gegeben, doch mußten die vollen rothen Lippen gar bald dieſen ungünſtigen Eindruck verwiſchen; auch übergoß das roſige Licht der Vorhänge alle Formen ſanft und täuſchend mit einer ſchimmernden Glut. Die ſchwarzen Augen der Sängerin zeigten übrigens nicht die leiſeſte Spur einer Krankheit, weder fieberiſche Lebendigkeit, noch Ermattung,

sie schauten vielmehr schalkhaft und herausfordernd in die Welt hinaus wie immer.

„Wie wird er wüthen, il barbaro tedesco!“ sagte sie jetzt im gebrochenem Englisch zu einem jungen, auffallend schönen Irländer, der zu ihren Füßen saß, „nun kann er ja sein abscheulich schweres Oratorio nicht aufführen lassen. Wie mich das freut! Und mit meiner Hülfe soll er auch nie! das beschloß ich in mir, als ich die ersten drei Tacte der großen Arie mit den schrecklichen lateinischen Worten: „Redemtor meus vivit“ sang, die der Maestro mir vor allen Nummern zuerst einstudirte. Dabei war er noch obendrein so ungalant, mir öffentlich in den Proben gebieterisch zuzurufen, ich solle fromm singen! es sei keine Heiligkeit in meinem Tone. Und das sollte ich mir ungestraft sagen lassen? Nimmermehr! ich erkrankte, und zwar gefährlich, — und so seht Ihr mich hier!“ schloß sie mit coquettem Lächeln. Lebhafte Schmeichelreden folgten diesem Geplauder: einstimmig gab man der Signora Recht in ihrem Betragen gegen den deutschen stolzen Musiker, und jeder beeiferte sich, den Meister Händel von neuem anzuklagen, jeder wußte eine neue piquante Erzählung von seiner Strenge und Anmaßung, und keiner sparte die Farben, in der Hoffnung, der gefeierten Schönen ein beifälliges Lachen zu entlocken.

„Ich gestehe aber doch, daß ich mich vor ihm heim-

lich fürchte," ſagte endlich die ſchöne Lucia: „es iſt etwas ſeltſam Ueberwältigendes in ſeinem Weſen, und ſeinen Blick vermag ich nicht auszuhalten. Wenn er mit dem Tactſtabe meinen Arm berührte, zitterte mein ganzer Körper, als ſolle er vernichtet werden. Santa madre! wenn er käme, mir Vorwürfe zu machen, ich glaube, ich würde das Bewußtſein verlieren vom Schreck."

„Reizende Signora, Ihr vergeßt, daß Eure treuen Ritter um Euch verſammelt ſind, bereit, Gut und Blut dahin zu geben für einen Blick Eurer Augen!" rief der Chorus der Schmeichler.

Lucia winkte huldvoll lächelnd und fuhr dann fort: „Ich erinnere mich oft einer Erzählung meiner Mutter, die eine innige Freundin der vor etwa neunzehn Jahren ſo berühmten Sängerin Cuzzoni war. Nun, damals componirte der Händel noch Opern, die wohl tauſend Mal mehr werth waren, als ſeine neuen Oratoria, und da ſollte denn die verwöhnte Cuzzoni, die damals in London ihre beiſpielloſen Triumphe feierte, auch eine Rolle in der Oper „Nero" oder „Mucius Scävola" einſtudiren. Als ihr in der Probe aber die ſteife und ſchmuckloſe Melodie ihrer erſten Arie nicht über die Lippen wollte, warf ſie in einem Anfalle heftiger Ungeduld das Notenblatt auf die Erde, trat mit ihren kleinen Füßchen darauf herum und ſchrie: „Barbaro, das ſinge ich nimmermehr!" Da ſprang der

empörte Meiſter auf ſie zu, faßte ihre kleine luftige Geſtalt mit ſeinen Rieſenarmen, hob ſie in die Höhe wie ein Kind, und hielt ſie aus dem geöffneten Fenſter weit hinaus in die blaue Luft, hoch über der Erde. „Wollen Sie die Rolle ſingen?“ fragte er. Das halb ohnmächtige junge Weib, vom betäubendſten Schwindel ergriffen, gelobte zitternd bei allen Heiligen, ſeinen Willen zu thun, und bat nur angſtvoll um ihr blühendes Leben. Händel gab nach und die Cuzzoni hielt ihr Verſprechen und ſang.“

Die Zuhörer hatten kaum Zeit, ihrem Zorne und Staunen in exaltirten Ausrufungen Luft zu machen, als die zierliche Cameriera der Signora ſchreckensbleich hereinſtürzte und rief: „Santa Virgine — il Maestro!“ Lucia bebte zuſammen. „Fort mit Euch!“ rief ſie ihren beſtürzten Freunden angſtvoll zu, „er darf mich nicht in Eurer Geſellſchaft ſehn!“ und dabei hob ſie mit der ſchönen Hand raſch einen Vorhang auf hinter ihrem Lager. „Schnell, ſchnell, dort ins Cabinet! Wenn ich Eurer bedarf, ruft Euch der ſilberne Ton meiner Handglocke!“ Die Elegants verſchwanden haſtig und ohne das mindeſte Sträuben, und noch bebten die ſchweren goldenen Franſen des Vorhangs von dem heftigen Luftzuge, als die Thür aufſprang und Händel in das Gemach trat.

Die Sängerin hatte ſich ſchmachtend zurückgeworfen und die Augen geſchloſſen. Sie blieb eine kleine Weile

in ihrer Stellung; als aber der eherne Schritt des Meisters näher kam, und die leichten kostbaren Zierlichkeiten auf dem Marmortischchen, das vor ihr stand, anfingen zu wanken und zu beben vor dem Schalle, da richtete sie sich scheinbar verwundert auf, und fragte mit matter Stimme, wer ihren Schlummer zu stören wage. „Madame!“ sagte der Angekommene laut und eifrig, und der gebietende Klang des kraftvollsten Organs schlug an das Herz der heimlich zagenden Heuchlerin, „erinnert Euch doch gefälligst, daß Ihr augenblicklich nicht auf den Brettern steht! mir gegenüber braucht Ihr Euch nicht zu bemühen; denn ich kam wahrlich nicht her, um Euch Comödie spielen zu sehen, sondern ich verlange Eure Singstimme. Wo sind die Noten? gebt mir Eure Partie zurück, aber rasch! ich habe keine überflüssige Minute wegzuwerfen. Nebenbei bemerke ich Euch, daß mir Euer Kranksein ganz lieb und recht ist, ich konnte Euer italienisches Girren doch nun einmal schlecht vertragen; das gehört auf die Bühne, nicht in die Kirche; es hätte mir mein ernstes Werk vielleicht ganz verdorben.“

Eine glühende Zornesröthe überflog das Gesicht der Signora; sie vergaß ihre Rolle, sprang auf und rief wüthend: „Mein Herr, ich lasse mich nicht ungestraft beleidigen in meiner Wohnung durch einen eingedrungenen Fremden!“ Und dabei griff sie nach der kleinen

silbernen Handklingel und schellte heftig. Händel, mit königlicher Würde ihr gegenüberstehend, wiederholte einfach und fest: „Ich verlange die Singstimme und weiter nichts! dann könnt Ihr wieder krank sein, so lange Ihr irgend Lust dazu verspürt.“ Eine bängliche Pause entstand. „Eure tapfern, unsichtbaren Freunde zögern, zu Eurer Hülfe herbeizueilen; ich werde sie wohl selbst einladen müssen!“ fuhr endlich Händel mit nachdrücklicher Betonung fort, und eine Wolke des Unwillens überflog sein edles Antlitz. Er schritt vor, und ehe die erschrockene Sängerin es verhindern konnte, hatte er den Vorhang hinter dem Ruhebette aufgehoben und betrachtete mit einem ironischen Lächeln die Gruppe verlegener Männer, die dort sich zusammengedrängt, und von welchen einzelne einen schwachen Versuch wagten ihn zu grüßen. Lucia riß indessen, fast vernichtet vor Scham, eine Notenrolle von dem Piano und warf sie auf den Tisch. Ohne die Sängerin auch nur eines Blickes, geschweige eines Wortes zu würdigen, ergriff Händel die Rolle und verließ das Gemach.

---

Es war am späten Abend des selbigen Tages, als Meister Georg Händel wieder einsam in seinem Garten auf- und niederschritt, Kopf und Herz erfüllt von schweren Gedanken und bangen Sorgen, denn den ganzen

Nachmittag hatte er sich unablässig gemüht und gequält, eine Sängerin aufzufinden, die ihm am morgenden Abende die Sopranpartie in seinem neuen Oratorium „der Messias" singen könnte; vergebens! er hatte keine Seele gefunden. Krankheit, Laune, Empfindlichkeit oder mangelnder Musiksinn standen vor jeder Thür, an die er voll froher Hoffnung anklopfte. Matt, erschöpft, unendlich muthlos und traurig war er eben zurückgekehrt! Ach! und wie hing seine ganze Seele an dem völligen Gelingen dieser Aufführung in der Hauptstadt Irlands, einer Aufführung, die endlich, nachdem sie durch die mannigfaltigsten Intriguen bereits dreimal verschoben und verhindert worden, nun nach den riesenhaften Anstrengungen des Meisters und nach den sorgfältigsten Vorbereitungen wirklich stattfinden sollte. Die verletzende Kälte und Theilnahmlosigkeit, mit welcher London das erste Erscheinen des Messias aufgenommen, hatte den Schöpfer des herrlichsten Werkes schmerzgebeugt aus der lärmenden Weltstadt getrieben, er flüchtete in das stille, schuldlose Irland, hoffend, hier einen weicheren Boden zu finden für seine so kostbare Saat. Und nun sollte auch dieser Trostgedanke, an den er sich mit der Verzweiflung eines Schiffbrüchigen klammerte, ihm durch neue Täuschungen vereitelt werden? Der kraftvolle Körper des edlen Meisters beugte sich unter den Qualen seiner verzagenden

Seele; er faltete die Hände und ließ das stolze Haupt auf die Brust sinken mit dem Ausdrucke des tiefsten Kummers.

„Gott mein Herr!“ flüsterte er aus beklommener Brust, „thust du keine Wunder an deinen Gläubigen mehr? Hast du auch mich ganz verlassen?“

Da leuchtete ein weißes Gewand durch das Grün der frühlingsfrischen Gebüsche und eine zarte Frauengestalt schwebte herein, eine blendend weiße, durchsichtige Hand berührte den Arm Händel's. Seltsam erschreckt blickte er auf, und sah ein junges Angesicht von wunderbarer, rosiger Schönheit: lange blonde Locken flossen wie schweres, feuchtes Gold auf die lieblichsten Schultern. Die blumenduftigen Kinderlippen der holden Fremden hauchten wie Aeolsharfenton: „Betrübe Dich nicht länger, frommer Meister! schau gläubig auf! Gott hat Dich nicht verlassen; darum sei freudig und getrost! Erwarte den Abend des morgenden Tages mit Ruhe; ich will Deinen Messias singen. Es bedarf keiner Prüfung, großer Meister! vertraue mir, ich singe ohne Zagen mit Gottes Hülfe. Erhebe Dich nur, Du edler, gottgeliebter Sänger! Der Sieg ist Dein! Lebe wohl! morgen in den Hallen der Kirche siehst Du mich wieder!“ Und die zauberische Erscheinung wehte grüßend dahin wie eine flatternde Blüthe und verschwand am Ende des Gartens. Die

Sterne flammten auf wie glückſelige Augen; das ſüße Duften in den Lüften wallte ſtärker daher und die Seele des Meiſters richtete ſich auf, wie eine Blume im Kuſſe des Thauengels. Seine trunkenen Blicke ſuchten das ſtrahlende, ſchweigende Himmelszelt, und ſeine Bruſt hob ſich in heißem ſtummen Danke und wunderſamen Schauern. Bebend, gläubig, begeiſtert verträumte er wachend in ſeliger Erwartung die laue entzückende Frühlingsnacht.

---

Die großartige, heilige ernſte Ouvertüre des Oratoriums „der Meſſias" ſchwebte durch die weiten Hallen der Kirche wie ein hehrer Genius. Zahlloſe Kerzen beleuchteten eine unabſehbare, dicht aneinander gedrängte, lautloſe Menge andachterfüllter Zuhörer und den vollen Chor der aufmerkſamen Sänger und Sängerinnen. Eine ſchlanke, weißgekleidete Geſtalt, ein zauberſchönes Mädchen, ſtand neben dem erhöhten Platze Händel's, ein verklärtes Antlitz, das niemand je geſehen zu haben ſich erinnerte.

Der Meiſter beherrſchte das brauſende Orcheſter, wie ein König ſein Reich. Hoch aufgerichtet, in der Stellung eines ſtolzen Helden, eines Gebieters, auf der Stirn das helle Licht froher Siegeshoffnung, überflogen ſeine blitzenden Augen das Gebiet ſeines Herrſchens und die Blicke

aller hingen ehrfurchtsvoll und gespannt an seinen ausdrucksvollen Mienen oder an den festen Bewegungen des leitenden Tactstabes. Da war wohl keiner, der nicht bei dem Anblicke dieser erhabenen Erscheinung sich im Herzen sagte: „was dieser Mächtige schafft, muß ja wohl groß, herrlich und gewaltig sein!“

Das süße, zu Thränen rührende Larghetto trat ein; eine frische, weiche Tenorstimme sang: „Consolamini populum meum“; die gläubige, schöne Arie folgte: „Omnis vallis“, und dann stimmte der volle Chor rein und fromm das „Et revelabitur gloria domini“ an. Jedem Satze, sowie der bedeutungsvollen Baßarie: „Quis poterit cogitare diem“, den köstlichen sich daran reihenden Chören, und der erhabenen, innigen, ahnungsvollen Bitte einer schönen Altstimme: „O tu, qui evangelizas in Sion, ascende super montem!“ folgte das stumme, hohe Entzücken der lauschenden Hörer. Der jubelvolle Chor: „Parvulus enim nobis natus“ war verhallt, und die sinnige Pastorale leitete sanft die höchste, heiligste Verkündung ein. Als der vorbereitende Accord des Recitativs niedersank, bebte der geschwungene Tactstab einen Augenblick in des Meisters Hand: ein furchtbarer Zweifel beschlich gespenstisch sein Herz; Todtenblässe bedeckte sein Angesicht, kalte, schwere Tropfen traten auf die Stirn, Grabesstille herrschte rings

umher und athemlose Erwartung. — Einen Moment zögerte die unbekannte Sängerin: dann aber entschwebten ihren halbgeöffneten Lippen silberrein und heiligernst die bedeutungsvollen Worte der biblischen Erzählung: „Erant pastores in illa regione.“ Der Tactstab ruhte, Händel strahlte; eine Stimme von solchem Klange hatte sein Ohr noch nie berührt. Das war die Stimme, die er in seinen heiligen Entzückungen vernommen, als er seinen Engel zu den Hirten des Feldes reden ließ; das waren die seligen Laute, die ihm vorgeschwebt, als seine große Seele den Himmel offen sah, und die Herrlichkeit Gottes leuchtend ihm erschien. So hatte er den erschütternden, überzeugenden, himmlisch frohen Ruf sich gedacht in den Worten des verkündigenden Engels: „qui est Christus — Salvator Christus!“ O wie diese eine Stelle sein Inneres durchbebte und erhob! Er kam erst wieder zu sich, als die himmlischen Heerschaaren schon längst jauchzten: „Gloria in excelsis Deo!“

Der dritte und letzte Theil des Oratoriums war vorüber, der letzte Ton des Agnus Dei verweht wie ein süßer Dufthauch, verklungen das großartige Wunderwerk. Händel's Haupt ruhte, niedergebeugt von heiligster Freude, auf dem Notenpulte, seine Augen hatten sich geschlossen, er lebte nur noch in den eben verhallten Tönen. Er

gedachte des Himmelsgesanges, den er, unter Schauern nie gefühlter Wonne, von den Lippen der Unbekannten vernommen, an die hochheilige Stimme, die ihm seine Arie gesungen. Er gedachte ihres kindlich süßen, unschuldvollen, glaubensfesten Ausdrucks in der lieblich milden Weise: „et pascet suum gregem!“ des erschütternden Recitativs, das die Schmach und Erniedrigung des Heilands, des großen Dulders, erzählt und von seinen qualvollen Leiden redet, „die niemand jammerten,“ an die hohe, wahrhaft göttliche Trauer in den Tönen der Sängerin, als sie den Tod des Erlösers verkündigte, an das frohe herrliche Vertrauen in den Worten und Klängen, die von der Auferstehung des Begrabenen sprachen. Er gedachte ferner der mächtigen Begeisterung, die diese Wunderstimme in allen entzündet, die da sangen, und wie sie alle so lächelnd und staunend gelauscht, als die Liebliche den leichten Schritt der himmlischen Friedensboten pries; er dachte an die Freude und Rührung und das lange Schweigen des Chores nach der siegend himmelanfliegenden Arie des dritten Theiles: „Redemtor meus vivit!“ Welche jubelvolle, felsenfeste Zuversicht lag in diesen Tönen! In dieser Seele lebte der Erlöser, und so mußte er ja auch ihm und allen, allen leben, allen erstanden sein! Und endlich, endlich tauchten noch die letzten tröstenden, überirdisch reinen

Klänge der Schlußarie in seinem tieferschütterten Herzen wieder auf mit unbeschreiblicher Gewalt, und dieser letzte Gruß schien ihm ein Trost- und Kraftlaut bleiben zu müssen für alle Zeiten, er meinte, dieser himmlische Ruf: „Si Deus pro nobis, quis contra nos," so frisch, so freudig, so zauberschön, wie diese Stimme ihn gejauchzt, müsse ja ewig in seinem Herzen wiederklingen; und dann könne nie und nimmer eine Muthlosigkeit aufwallen in seiner Brust. „O du Kleingläubiger!" sagte er sich leise, „o du Verzagter!" „Si Deus pro nobis, quis contra nos," und dabei hüpfte sein überfrohes Herz vor Seligkeit, und seine gestärkte, dankerfüllte Seele badete sich in Wonne und Zuversicht.

Als er aber endlich, gewaltsam sich aufrichtend, sehnsuchtsvoll die thränenfeuchten Augen nach der Perle der Sängerinnen richten wollte, da begegneten seine suchenden Blicke nur den erbleichten Gesichtern der Chorsänger und Sängerinnen, erschütterten Zügen, auf denen der sanfte Thau inniger Rührung lag. Die Kerzen waren halb verlöscht: doch tief unten in der Kirche bannte die Entzückung, der Nachklang des eben gehörten unsterblichen Werkes noch immer die Hörer regungslos an ihren Platz, und nur wie dumpfes und gebrochenes Schluchzen wallte von tausend Lippen der begeistert ausgesprochene Name „Händel" empor und schlug an das Ohr des Meisters.

Die Stelle jedoch, auf der die holde Geſtalt geweilt, war leer, das fremde ſchöne Mädchen längſt verſchwunden; wann und wohin? das wußte niemand; an ihrem Platze aber lag der bedeutungsvolle Gruß der Engel: eine wunderſchöne, berauſchend duftende, weiße Lilie.

## Eine Amati.

„Verſtummt iſt die Harfe,
Die Saiten entzwei — —“

Wandeln auch zuweilen Künſtlernaturen, Sonnen gleich, an uns vorüber, gleichen andere wieder in ihrem Sein den ruhigen milden Sternen, ſo tauchen doch auch dann und wann Künſtlererſcheinungen auf,

die den Irrlichtern ähnelnd, ruhelos und unheimlich über die Erde huſchen. Ihr eigenthümlich ſchillerndes Licht, ihr wunderſames Aufblühen ziehen zwar das Auge an, man folgt ihren Kreuz- und Querſprüngen, ihrem tollen Leben mit einem Gemiſch von Intereſſe und Bangen, bleibt aber bei ihrem plötzlichen Erlöſchen mit einem Gefühl zurück, ähnlich der Empfindung eines Kindes, das man nach Erzählung einer Geſpenſtergeſchichte im Dunkeln gelaſſen.

Von einem ſolchen höchſt ſeltſamen Künſtlerflämmchen will ich eben jetzt erzählen.

Im Jahre 1750 etwa fand man zu Podiebrad in Böhmen eine auffallend ſchöne, kräftige Männergeneration, köſtliche Geſtalten voll Feuer und Leben; der Schönſte und Stattlichſte unter allen war aber doch unbeſtritten Franz Joſeph Anderle, der einzige Sohn eines reichen Bauers im Orte. Wenn er Sonntags in ſeinem dunkelgrünen Sammtwams, mit den blanken Silberknöpfen, der rothen Weſte, den ſchwarzen Kniehoſen von Sammt und dem nachläſſig umgeſchlungenen Halstuche in der kleinen Kirche kniete, den dunkelgelockten Kopf etwas emporgehoben, ſo daß die Reinheit des Profils und der weiche Umriß von Mund und Kinn faſt blendend an's Licht traten, da betete wohl kein junges Mädchen ihr Ave ruhig und mit voller Andacht. Es

lag auf der Stirn des jungen Mannes ein Etwas, das faſt zaubermächtig anzog und feſſelte. Seine blauen Augen hingen ſo ſchwärmeriſch an dem Bilde der gnadenreichen Mutter, als ob ſie nimmer anderes begehrten, als in den heiligen Frieden ihres Antlitzes zu ſchauen. Und doch blickten dieſe Augen nur ſelten ſo ſanft und fromm, eine Glut brach oft aus ihnen hervor, eine Sehnſucht, ein wildes Verlangen, für welche das Herz des jungen Mannes noch keinen beſtimmten Namen wußte. Es war jenes ruheloſe Streben und Wünſchen, das nur die wunderſam organiſirten Weſen kennen, die man Künſtlernaturen nennt. Und Franz Joſeph Anderle war in der That eine ſolche Natur, obgleich er es ſelbſt nicht ahnte und ſeine Umgebung eben ſo wenig. In ihm lebte eine tiefe Leidenſchaft für die Muſik, eine Leidenſchaft, die ihn ſo ausfüllte und in Anſpruch nahm, daß ſie ihn von den Freuden der Jugend, ja von allem Umgang mit Menſchen zurückhielt. Eine kleine Geige, die ihm ſeine Mutter einmal aus Prag mitgebracht, war die Trägerin ſeiner muſikaliſchen Empfindungen und zugleich ſeine Freundin, ſeine Freude, ſein Alles. Als er ſie empfing, kroch er mit dem Inſtrumente in die entlegenſten Winkel und verſuchte ihr Töne zu entlocken, war überhaupt nicht mehr von der Geige zu trennen. Er probirte und übte ſo lange, bis er einige Melodien rein

[illegible] verstand. — Schon als kleines Kind verrieth [illegible] und Hinneigung zur Musik. Man vermochte [illegible] zu beruhigen, als wenn man irgend eine [illegible] musikalischem Geräusch zu machen versuchte, mit [illegible] an ein Glas schlug, eine kleine Glocke hin- [illegible] dergleichen wirkte unfehlbarer als Zucker- [illegible] Liebkosungen. Als heranwachsender Knabe lief [illegible] Musikantenbande nach, vergaß Essen und Trinken [illegible] wurde mehrere Male halb todt vor Erschöpfung in [illegible] zurückgebracht. Sein Vater, der reiche [illegible], war sehr ungeduldig und ärgerlich über diese [illegible] seines Sohnes, die „nichts einbrachte", die [illegible] dagegen, ein ächtes singendes Böhmerkind, voll [illegible] Hinneigung zur Musik, war glücklich über die [illegible] dieses Talents. An einen Violinlehrer für [illegible] war freilich nicht zu denken: regelmäßigen [illegible] hatte der Vater nimmermehr gestattet. Er ließ [illegible] Sohn bei Tage tüchtig arbeiten; „das vertreibt solche [illegible] am besten", pflegte er zu sagen. Aber diesmal [illegible] auch das einfache Mittel fehl. Joseph arbeitete zwar [illegible] Murren; abends aber, wenn seine Eltern ihn [illegible] in tiefen Schlaf versunken wähnten, schlich er sich [illegible] seine Weise war, hinaus in den Wald, setzte sich [illegible] einen hohen Baum und phantasirte, bis ihm [illegible] am Körper niedersanken. Im Winter

versteckte er sich in die Scheunen, und weder Kälte noch Unwetter vermochten ihn von diesen Uebungen abzuhalten.

So waren Jahre vergangen; wohl tausend Mal hatte Joseph mit heißen Thränen den Vater um Erlaubniß gebeten, ganz der Kunst leben zu dürfen, der Alte war aber unerbittlich. „Laßt mich nur in die Welt ziehen mit meiner Geige," sagte der Jüngling oft, „ich will mich schon durchbetteln, einen Lehrer finden und was Tüchtiges werden." Bei solchen Reden brauste der Vater jedoch so heftig auf, daß Joseph allmählich lernte, seine Wünsche in der Tiefe der Brust zu verschließen und fortlebte, so gut es eben gehen wollte.

Da geschah es eines Abens im August, daß der junge Mann wie gewöhnlich mit seiner Geige fortschlich und dem lieben Walde zueilte. Es war eine besonders helle, wunderschöne Mondnacht. Joseph ging unwillkürlich langsamer und verlor sich im Schauen. Ein wahrhaft musikalisches Herz hat auch immer Empfänglichkeit für den Reiz der Natur. Die fernen blauen Berge badeten sich im Mondlicht und schienen näher zu rücken, um ihre duftige Schönheit zu zeigen, der ungeheure Teich drüben zuckte nur leise unter dem schönsten Lichtschleier, der seine Tiefe verhüllte, die der Sage nach unermeßlich war. Die alten Bäume lauschten leise, in den Blumengärten regte es sich wie Elfenleben, und

zu ſpielen verſtand. — Schon als kleines Kind verrieth er Sinn und Hinneigung zur Muſik. Man vermochte ihn nie raſcher zu beruhigen, als wenn man irgend eine Art von muſikaliſchem Geräuſch zu machen verſuchte, mit dem Löffel an ein Glas ſchlug, eine kleine Glocke hin- und herſchwang; dergleichen wirkte unfehlbarer als Zuckerwerk und Liebkoſungen. Als heranwachſender Knabe lief er jeder Muſikantenbande nach, vergaß Eſſen und Trinken und wurde mehrere Male halb todt vor Erſchöpfung in ſein Elternhaus zurückgebracht. Sein Vater, der reiche Bauer, war ſehr ungeduldig und ärgerlich über dieſe Liebhaberei ſeines Sohnes, die „nichts einbrachte", die Mutter dagegen, ein ächtes ſingendes Böhmerkind, voll natürlicher Hinneigung zur Muſik, war glücklich über die Entwickelung dieſes Talents. An einen Violinlehrer für den Knaben war freilich nicht zu denken: regelmäßigen Unterricht hätte der Vater nimmermehr geſtattet. Er ließ den Sohn bei Tage tüchtig arbeiten; „das vertreibt ſolche Grillen am beſten", pflegte er zu ſagen. Aber diesmal ſchlug doch das einfache Mittel fehl. Joſeph arbeitete zwar ohne Murren; abends aber, wenn ſeine Eltern ihn längſt in tiefen Schlaf verſunken wähnten, ſchlich er ſich mit ſeiner Geige fort, hinaus in den Wald, ſetzte ſich unter den erſten beſten Baum und phantaſirte, bis ihm die Arme gelähmt am Körper niederſanken. Im Winter

versteckte er sich in die Scheunen, und weder Kälte noch Unwetter vermochten ihn von diesen Uebungen abzuhalten.

So waren Jahre vergangen; wohl tausend Mal hatte Joseph mit heißen Thränen den Vater um Erlaubniß gebeten, ganz der Kunst leben zu dürfen, der Alte war aber unerbittlich. „Laßt mich nur in die Welt ziehen mit meiner Geige," sagte der Jüngling oft, „ich will mich schon durchbetteln, einen Lehrer finden und was Tüchtiges werden." Bei solchen Reden brauste der Vater jedoch so heftig auf, daß Joseph allmählich lernte, seine Wünsche in der Tiefe der Brust zu verschließen und fortlebte, so gut es eben gehen wollte.

Da geschah es eines Abens im August, daß der junge Mann wie gewöhnlich mit seiner Geige fortschlich und dem lieben Walde zueilte. Es war eine besonders helle, wunderschöne Mondnacht. Joseph ging unwillkürlich langsamer und verlor sich im Schauen. Ein wahrhaft musikalisches Herz hat auch immer Empfänglichkeit für den Reiz der Natur. Die fernen blauen Berge badeten sich im Mondlicht und schienen näher zu rücken, um ihre duftige Schönheit zu zeigen, der ungeheure Teich drüben zuckte nur leise unter dem schönsten Lichtschleier, der seine Tiefe verhüllte, die der Sage nach unermeßlich war. Die alten Bäume lauschten leise, in den Blumengärten regte es sich wie Elfenleben, und

vom Walde her quoll ein Balsam und eine Frische, reich genug, um ein armes Menschenherz wieder lebensfroh und kräftig zu machen für lange Zeiten. Plötzlich stutzte Joseph, blieb stehen und horchte. Aus einem alten Häuschen, das etwas einsam dem Walde schon näher lag, drangen Geigentöne. Die Hütte war bis jetzt unbewohnt gewesen; woher so plötzlich diese Klänge? Und welche Laute! Es war der Ton einer Geige, wie sie Joseph nur in seinen Träumen gehört, das Ideal eines Geigentones, voll, warm, schmelzend, hinreißend, wie er eben nur einer Amati entschweben kann. Eine Volksmelodie spielte der unsichtbare Geiger, ruhig und einfach war der Vortrag, aber der sichere langathmige Strich verrieth den geübten Spieler.

Joseph stürzte, als das Lied zu Ende war, auf das Haus zu. In seiner Seele wirbelte ein Sturm der verschiedenartigsten Empfindungen. Durch das offene Fenster unten gleich neben der Thür erblickte er einen sehr alten Mann, der an einem Tische saß, auf welchem eine Lampe brannte. In seinem Arme ruhte die Geige, die einen so gewaltigen Zauber auszuüben vermochte. Die Züge des Alten ließen den Israeliten nicht verkennen, doch machte das scharfe Profil, die zurückgebaute Stirn und das kluge unruhige Auge keinen unangenehmen Eindruck, da ein langer weißer Bart, lockiges weißes Haar

und ein unbeschreiblich milder Mund alle Härten des Kopfes vergessen machten. Die Kleidung des Mannes bestand aus einem langen grauen Talar, den eine schwarze Schnur über den Hüften zusammenhielt. Seitwärts von ihm, mehr dem Fenster zu, so daß das Mondlicht voll die Gestalt traf, saß ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Tochter des Juden. Ihre Hände lagen träumerisch gefaltet in ihrem Schoße, ihr reiches schwarzes Haar bildete tief im Nacken einen Knoten und ihr Gesicht zeigte die höchste Verklärung orientalischer Schönheit. Sie war eine ächte Tochter Juda's, bleich, etwas gebeugt, wie von unsichtbaren Ketten belastet, und von jenem tief schwermüthigen Ausdruck derer, die an den Wassern von Babylon saßen und weinten.

„Verzeiht mein Hereinstürmen — aber die Geige zieht mich an, unwiderstehlich. Woher hat sie diesen Zauberton? — o lehrt mich Euer Geheimniß!"

Mit diesen heftig herausgestoßenen Worten trat Joseph Anderle zu Vater und Tochter in's Zimmer. Der Alte sprang auf und drückte instinktmäßig seine Geige fester an sich, Lea starrte den Jüngling halb erschreckt, halb entzückt an: — wie schön war er doch in seiner Erregung! —

„Ich bitte Euch — erbarmt Euch meiner, gebt mir Unterricht — ich bin ja reich, ich zahle, was Ihr verlangt!"

„Seit drei Tagen erst wohne ich hier, und wollte

ausruhen von meinem Wanderleben und weder lehren noch spielen. Da ihr aber gar so viel Lust zeigt, möchte ich Euch gerne lehren, was ich selbst weiß, so wenig es auch ist."

„Werde ich auf meiner Geige auch so singen lernen, wie ihr eben sangt auf der Euren?"

„Wohl schwerlich, junger Mann, denn meine Geige ist ein halbes Wunderding, eine ächte Amati."

Joseph betrachtete mit Blicken voll Ehrfurcht und Verlangen die unscheinbare Geige. Das war also eine Amati!*) Er hatte so oft schon von diesen kostbaren Instrumenten gehört.

„Ist keine solche Geige mehr zu haben?" fragte er nach einer Pause.

„O es giebt noch manche Amati, aber keine möchte wohl so singen, wie diese. Meine Geige hat ein Sterbender gesegnet!"

Der junge Mann seufzte schwer, wandte sich ab und erzählte dann in kurzen Worten die Geschichte seines Musikstudiums. Es wurde nach einigen Hin- und Herreden zwischen den beiden Männern ausgemacht, daß Joseph jeden Abend, statt in den Wald zu gehen, hier

*) Geige aus der Fabrik der Familie Amati, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Cremona.

her kommen und Unterricht nehmen sollte, da von einer Einwilligung des alten Anderle in einen regelmäßigen Unterricht bei Tage nicht die Rede sein konnte. Zum Glück hatte Joseph, als der Sohn eines reichen Mannes, ein gutes Taschengeld, von dessen Verwendung er nur der Mutter Rechenschaft abzulegen brauchte, und davon sollte der Unterricht bezahlt werden. Als die Unterhandlung zur Zufriedenheit beider Theile geschlossen war, ging der Jüngling flüchtig grüßend fort, aber nicht nach Hause; das Herz war ihm zu voll, es trieb ihn in seinen lieben Wald! In wilder Freude warf er sich in das Gras und träumte bis zum Morgen. — Wovon träumte er wohl? Von den wunderschönen Augen der Jüdin? Ach nein — von der zaubervollen Amati. Das Mädchen hatte er kaum angesehen.

Der alte Jude Isaak war kein eigentlicher Künstler, sondern ein wild aufgewachsener Naturvirtuose von bedeutendem Talent. Er hatte ein herumziehendes Leben geführt, Zelte aufgeschlagen und abgebrochen, und rastlos hin und herwandernd, seine Geige bald bei frohen, bald bei traurigen Festen tönen lassen. Als Knabe war er einmal lange Zeit mit einem Violinvirtuosen zweiten Ranges in der Welt herumgezogen, hatte diesem aus Liebe zur Musik die aufopferndsten Dienste geleistet, redlich Noth und Kummer mit ihm getheilt, aber auch die An-

fangsgründe des Violinſpiels von ihm gelernt. Als nun dieſer ſein Herr und Freund an einem Bruſtübel ſtarb, vermachte er ihm ſeine Amati und übergab ſie ihm im letzten Augenblicke mit einem Segenswunſche. Iſaak betrachtete dieſe Geige fortan als ſeinen größten Schatz. Er hütete ſie wie ſeinen Augapfel und ließ ſie keinen Augenblick von ſich, ja er hätte ſpäter eher Weib und Kind hergegeben, als dieſe ſüße Tröſterin. Sie ließ ihn alles ertragen, ſie erſetzte ihm alles; ſie war ſein Leben, ſeine Seligkeit. Als ſein treues Weib Rebekka geſtorben, ſang er auf ſeiner Geige die rührendſte Todtenklage; dann nahm er ſein Töchterchen an die Hand und wanderte weiter, die Sorgen der Beſtattung in andere Hände legend. Wenn dann Tage kamen, wo er ſelbſt hungerte, um ſein Kind ſpeiſen und kleiden zu können (und ſolcher Tage kamen anfangs nicht wenige), ſo ſetzte er ſich mit ſeiner Amati in irgend einen Winkel, und entlockte ihr Töne, die ihn allen Hunger vergeſſen ließen. Er ſpielte oft ſo lange, bis er ohnmächtig wurde, aber ſelbſt dann ließ ſeine Hand den Hals der Geige nicht los. Nachts ruhte das Kleinod vor ihm auf der Decke ſeines ärmlichen Lagers, und wenn dann zuweilen der ſchmerzhafte Bruſtkrampf kam, der ihn, je älter er wurde, immer häufiger und quälender befiel, ſtreckte er die abgezehrten Hände aus und ſtrich leiſe über die Saiten, berührte

den Steg und die Schnecke und — duldete weiter, ohne zu klagen.

Lea, sein schönes und geliebtes Kind, war längst daran gewöhnt, die Amati mit einer heiligen Scheu und Ehrfurcht zu betrachten. Die Geige, die sie nie zu berühren wagte, schien ihr ein Theil des Lebens und der Seele ihres Vaters. Sie hörte mit einer Art Andacht auf jeden Ton dieses wunderbaren Instruments, er fand allezeit den Weg zu ihrem Herzen. Wenn zuweilen mitten in der Nacht jener zauberhafte Klang aus ihres Vaters Kammer drang und zitternd durch Lea's kleines Schlafgemach zog, nahm sie ihn freudig mit in ihre jungfräulichen Träume, und spann ihn dann weiter aus, bis er zu einem breiten, ruhig dahinwallenden Strom geworden, in dessen klingende Tiefe sie selbst selig versank.

Seit der schöne Joseph der Schüler des Vaters geworden, hatten Lea's Träume allmählich eine andere Gestalt angenommen. Sie pflegte den Unterrichtsstunden beizuwohnen, und gab sich in dem Bewußtsein, daß weder Lehrer noch Schüler sie beachteten, mit Seele und Sinnen dem gefährlichen Vergnügen hin, die köstlichen Lichter und Schatten einer leidenschaftlichen Seele auf der schönsten Männerstirne wechseln zu sehen.

Den Tag über dachte sie nur an den Abend; immer und immer stand das feingeschnittene bräunlichbleiche Ge-

ſicht des jungen Mannes vor ihrer Seele; unabläſſig ſtrahlten dieſe magiſchen Augen ſie an. Und in der Nacht, ach, da zitterte kein ruhiger Tonſtrom mehr langſam wallend an ihr vorüber. Die Geigentöne regten ein tiefes wildes Meer auf und jede Welle trug die geliebte Geſtalt und ein theures Antlitz lächelte ihr zu und zwei Arme ſtreckten ſich verlangend nach ihr aus. Und wenn ſie ſich neigte, das ſchöne Bild zu erfaſſen, zerfloß es wie ein Schatten, ewig nah und doch ewig unerreichbar. Je glühender das Herz, deſto verhüllter jede Liebe! Lea's Geſicht verrieth nichts von dem Ringen und Kämpfen ihres Innern; der Sommer, Herbſt und Winter waren darüber hingegangen, der Frühling zog ein, da erſt fühlte ſie, daß dieſe rieſige Leidenſchaft, in der ihr ganzes Sein verſank wie ein Tropfen im Ocean, den Körper allmählich zerrieb. Dieſe Fieberſchauer des Entzückens, wenn ſie Joſeph's Schritt von weitem hörte, dieſe erſtarrende Angſt, wenn er länger ausblieb als gewöhnlich, dieſe langen qualvollen Stunden, wo ſie ihn nicht ſah, dieſe Nächte voll wilder Träume rüttelten mit der Gewalt eines Simſon an ihrer Geſundheit. Und Lea freute ſich über die wachſende Schwäche ihres Körpers. Es giebt Zuſtände, in welchen jede Hoffnung entweder Wahnſinn oder Verbrechen ſein würde, wo es nur einen Troſtengel für das ſchmerzzuckende Herz giebt: den Gedanken an den Tod.

Joseph selbst ahnte von all diesem nichts. Er beachtete das Mädchen kaum, grüßte sie beim Kommen und Gehen, richtete dann und wann ein Wort an sie, eine gleichgiltige Frage — das war alles. Er schien nur von dem einen Gedanken erfüllt, zu lernen, und machte auch in der That Fortschritte, vor welchen sein Lehrer fast erschrak. Allein trotz dieser sichtbaren Erfolge blieb der junge Mann niedergeschlagen und finster; eine unbeschreibliche Melancholie gab sich in seinem Gesicht und Wesen kund. Lea legte seinen stillen Gram noch zu dem ihrigen und litt so doppelt.

Da sagte eines Abends Joseph plötzlich zum alten Isaak: „Je mehr ich lerne, desto elender fühle ich mich. Was hilft mir meine Fertigkeit, wenn der Ton immer schwach und ohne Zauber bleibt? Meine Geige ekelt mich an, ihr Krächzen macht mich krank. Warum mußte ich Eure Amati hören!“ Er warf sein Instrument auf den Tisch, daß es dröhnte und trat dicht vor den Juden hin. Zitternd vor Erregung flüsterte er: „Ich muß es Euch sagen, das Herz bricht mir sonst in Stücken. Ihr allein könnt mich heilen von meinem Gram. Ihr allein könnt mich froh und gesund machen. Ich bitte Euch, um meiner armen Seele willen, verkauft mir Eure Geige!“

Der Jude wurde leichenblaß und schloß krampfhaft seine Finger um die geliebte Amati.

„Verkauft sie mir, ich beschwöre Euch! Seht mich hier auf den Knien und habt Erbarmen! Ich kämpfe schon seit jenem ersten Abend, als ich den sinnverwirrenden Ton zuerst gehört, mit dem rasenden Verlangen nach dem Besitz dieses Gutes. Ich werde den Klang nicht los, ich höre ihn immer, immerfort, Tag und Nacht, unabläſſig. Das wird mich wahnſinnig machen. Die Amati hat mir's angethan, ich möchte meine ewige Seligkeit verkaufen, um dieſer Zauberin willen. Sagt — fordert was Ihr wollt, ich werfe Euch mein ganzes Vermögen hin, in zwei Monaten bin ich mündig. Ich will lieber Bettler werden und mit der Amati in die weite Welt ziehen, als ein reicher Mann ſein — ohne ſie."

„Wißt Ihr, daß Ihr mein Leben verlangt?"

„Alter Mann, Eure Tage ſind ja gezählt; wie kurz iſt die Zeit, die Ihr noch zu leben habt. Und Ihr ſeid müde und müßt den Abend Eures Lebens ruhig und ſorgenlos verbringen — und dazu will ich Euch verhelfen, Euch und Eurer Tochter. Aber ich mit meiner Jugend, die mich quält, mit meinen Kräften, die mich martern, welche lange Reihe von Jahren liegt noch vor mir! Und ich fühle, ich kann ſie nicht durchleben ohne die Amati."

„Wenn ich dahingefahren, ſoll die Geige die Eure werden, das gelobe ich Euch beim Gott meiner Väter.

So lange der alte Isaak aber noch athmet, ist kein Kaiser und kein König reich genug, sie ihm abzukaufen."

„Isaak — macht mich nicht rasend! Ich muß die Amati besitzen!"

„Wollt Ihr mich vielleicht todt schlagen, wie einen Hund, um sie mir zu rauben?" Dann wehe über Euch, sie wird Euer Fluch werden!"

„Ihr wollt nicht — wirklich nicht? War das Euer letztes Wort?"

„Mein letztes — ich kann Euch die Geige nicht verkaufen!"

„Nun so helfe mir Gott, Ihr seht mich nicht wieder!"

Damit wandte er sich und schritt hinaus.

„Nicht wieder?" murmelte eine Stimme, die so schauerlich klang, wie die einer Sterbenden. Lea war's, die da sprach. Sie erhob sich mechanisch, ging dem Davoneilenden nach und erreichte ihn vor der Hausthür. Joseph blieb stehen. Das Mädchen legte schwer ihre Hand auf seine Schulter, sah ihn mit dem Ausdruck einer Irrsinnigen an, und fragte langsam und jedes Wort betonend: „Werdet Ihr nicht fort gehen, wenn die Amati die Eure geworden? Werdet Ihr glücklich sein — ganz glücklich?"

Der junge Mann sah die Sprecherin an, lange und

forschend. Sie bebte unter seinem Blick und zog ihre Hand zurück. Ein Schleier zerriß vor Joseph's Augen. Er neigte sich zu ihr und flüsterte: „Lea, liebst Du mich?"

Sie stieß einen schwachen Schrei aus und wollte fliehen.

Joseph hielt sie fest. Eine wilde Freude zuckte durch sein Herz. Schnell wie ein Gedanke schlang er den Arm um die schlanke Gestalt Lea's, und sagte leise: „Weib! ich will Dir Deine Liebe vergelten, wenn Du das für mich wagst, was ich ahne. Hast Du den Muth dazu, nicht mich allein, sondern uns glücklich zu machen?"

Lea schlug die schwarzen Augen auf, und dieser Blick mochte wohl so hinreißend und überzeugend sein, daß der junge Mann, dessen Seele fern von allen Liebesträumen war, sich plötzlich tief gerührt fühlte von dieser Hingebung und sich herabbeugte, das reizende Geschöpf zu küssen. Aber das Mädchen wehrte ihm ernst und hastig und sagte: „Erwartet mich jeden Abend am Eingang des Waldes: sobald ich den Vater erweicht, bringe ich Euch die Amati."

„Aber wenn er unerbittlich bleibt?"

„Ihr sollt glücklich werden, vertraut mir!"

Joseph wartete lange. Eine Nacht nach der andern verstrich: — Lea kam nicht. Der junge Mann wurde immer ungeduldiger, dies unabläßige Schwanken zwischen

Hoffnung und Furcht reizte ihn auf das äußerste. Seine Umgebung hatte viel von ihm zu leiden, er war so heftig und zornig, daß ihm jeder gern aus dem Wege ging. Es gab Augenblicke, in denen er bereit gewesen, den alten Juden zu erschlagen, um nur zum Ziele zu gelangen, andere wieder, wo er sich selbst hätte um's Leben bringen mögen, um nur diese brennende Sehnsucht nicht mehr zu empfinden, die ihn rastlos hin- und hertrieb. Endlich am neunten Tage kam Lea. Es war schon gegen Morgen; der Tag schien trübe werden zu wollen und Gewölk hatte sich angehäuft. Ein kühler Wind bewegte die Falten des langen schwarzen Kleides, das die Jüdin trug. Sie ging so langsam und feierlich, das kalte Licht der ersten Morgenstunden ließ ihre Züge so bleich erscheinen, daß Joseph erschreckt ihr einige Schritte entgegen ging. Die Amati trug sie in den Händen, sie streckte sie ihm schon von weitem entgegen. Als er sie ihr abnahm, schüttelte ein heftiger Schauer ihren Körper, und sie sagte tonlos und nur mühsam die Lippen bewegend: „Da — da — nimm und sei glücklich, aber vergiß auch mich nicht, denn ich habe jetzt nichts mehr als Dich!"

„Was sagst Du da?"

„Der Vater ist todt! — es mußte so kommen! Meinen heißen Bitten widerstand er, auch meiner Verzweiflung und meinen Thränen, da raubte ich ihm sein

Kleinod heute in der Mitternachtsstunde, als er tief und sanft schlief. Ich lauschte dann an seiner Kammerthür; lange blieb es still. Dann aber hörte ich ein Aechzen, der Brustkrampf war gekommen, ich lief fort, um die geraubte Trösterin ihm wieder zu bringen. Ich stürzte mich mit ihr auf sein Lager, beugte mich über den armen, alten Mann: es war zu spät, er erkannte nur noch seine Tochter, er nannte sie Mörderin. Das war sein letzter Hauch! — Nun halte Du Dein Wort, denn ich habe geraubt — gemordet — für Dich!"

Sie fiel gebrochen an ihm nieder.

Joseph hob sie auf. „Unselige," sagte er kalt, „was hast Du gethan! So wollte ich's nicht, bei Gott, so nimmermehr! Warum ließest Du mich nicht sterben, statt Deine und meine Seele mit einem so gräßlichen Morde zu beflecken? Für ein solches Opfer ist der Preis zu gering!"

Lea fuhr auf. Krampfhaft griff sie mit der Hand nach dem Herzen, eine fürchterliche Verwandlung ging über ihre Züge. Noch einen Blick warf sie auf den Mann, den sie so namenlos — bis zum Verbrechen — geliebt, einen Blick, der Joseph alles vergessen ließ, selbst den Besitz seiner Amati, und sagte dann todesruhig: „Vater, Du bist gerächt an Deiner Mörderin — sie hat gebüßt!"

Sie wandte sich stolz, ging mit festen Schritten dem Hause zu und verschwand in der Thür.

---

Zwölf Jahre waren nach diesem verhängnißvollen Morgen verstrichen, Franz Joseph Anderle hatte sich sehr verändert. Er war ein reicher Mann geworden, hatte die Brauerei seines Vaters übernommen, eine reiche Frau geheirathet, die ihm die Eltern ausgesucht und zugeführt, und war Vater von zwei Kindern. Man konnte ihn kaum noch schön nennen, seine Stirn war finster, sein Auge matt. Nie sah man ihn lächeln, nie irgend einem Vergnügen nachgehen, nie mit seinen Kindern spielen und scherzen. Sanft war er mit allen, aber schweigend und verschlossen wie das Grab. — An jenem Tage, der ihm die Amati brachte, war er in ein hitziges Nervenfieber gefallen, die wildesten Phantasien marterten ihn. Seine theuer erkaufte Geige ließ er nicht von sich, und es war schrecklich anzusehen, wie der Fieberkranke sich oft im Bette aufrichtete, mit rollenden Augen um sich blickte und nun eine herzzerreißende Weise auf der Geige sang. In solchen Momenten konnte es niemand bei ihm aushalten, alle verließen, von einem übermächtigen Gefühl des Schauers und Entsetzens getrieben, das Krankenzimmer; nur die Mutter lag vor dem Bette auf den Knien und betete und bekreuzte sich, bis der letzte schauer-

liche Ton verhallte. Als Joseph genesen, fragte er nach Lea; niemand wußte von ihr, aber am Rande des tiefen stillen Teiches, da hatte man einen ihrer kleinen Schuhe gefunden. Es ruhte dies allzuheiße Herz.

Da verschloß Joseph schaudernd seine Amati und gelobte keinen Strich mehr zu thun, und versuchte zu leben wie die andern. Dabei wollte ihm aber das Herz brechen, und sein Leben glich einem Rosenbaume, den man unter einen rauhen Himmelsstrich gepflanzt und der nun nur Dornen und Blätter, aber keine Blüthen trägt. Und er kämpfte und rang mit dem immer höher wachsenden Künstlerdrang in seiner Brust, bis er keine Widerstandskraft mehr fand, bis der Genius siegte und er eines Tages den Schrein aufschloß, seine Amati herausnahm, sie wie eine heilige Reliquie küßte und mit ihr heimlich Haus und Heimath verließ. Er wanderte zuerst nach Polen, miethete sich in Warschau ein, übte und hörte viel, und trat dann plötzlich mit einem wahrhaft eminenten Erfolge öffentlich auf. Seine Technik war staunenswerth, und das Leidenschaftliche, Düstere seines Vortrags übte einen unendlichen Zauber auf die Hörer, denn schon der bloße Klang seines Instrumentes hatte eine magische Gewalt. Man versuchte dies eigenthümlich fesselnde Naturgenie, Franz Joseph Anderle, in Warschau zu halten und machte ihm die vortheilhaftesten Vorschläge;

aber es war, als ob ein Theil der ruheloſen Nomadennatur ſeines todten Lehrers mit der Geige auf den jungen Mann übergegangen. An keinem Orte litt es ihn lange; weder die Ausſicht auf Gewinn, noch der Ehrgeiz vermochten ihn an eine Stelle länger als einige Tage zu bannen. Sein Name wurde ſehr raſch bekannt und ſeine Reiſe durch Polen und Ungarn glich einem Triumphzuge. Man drängte ſich an ihn, die Vornehmſten überhäuften ihn mit Gunſtbezeigungen; wer ihn hörte, vergötterte ihn. Joſeph berauſchte ſich anfangs in dieſem Leben, ſeine dunkle Stirn erheiterte ſich, er ließ ſich tragen von den Wellen des Beifalls, die höher und immer höher an ihn heranſchlugen, er genoß alle Freuden, die ihm in den Weg traten. An ſeine Heimat dachte er längſt nicht mehr, Weib und Kinder waren für ihn Schattengeſtalten. Er hatte ihnen keinen kleinen Theil ſeines Lebens und ſeiner Kräfte geopfert, ſie waren, ſeiner Ueberzeugung nach, abgefunden. — Er durfte jetzt ſeiner Kunſt leben und beſaß die Amati: die zwei glühendſten Wünſche ſeines Herzens waren erfüllt. Aber doch ſchlich, mitten im vollſten Taumel eines wechſelvollen Lebens, das Geſpenſt des Ueberdruſſes heran in der ſchönen traurigen Geſtalt Lea's und berührte ſein Herz, und die wilde Fröhlichkeit erſtarrte und verwandelte ſich wieder in bittere menſchenfeindliche Trauer. Und während der Name Franz

Joseph Anderle durch die halbe Welt flog und viele Hunderte sich wahrhaft darnach sehnten, dies neue Gestirn am Himmel der Kunst mit zu schauen, wurde der berühmte Künstler selbst von Tage zu Tage kränker und finsterer. Die anfangs leise sein Herz beschleichende Furcht, man wolle ihm seine Amati und mit ihr die Seele seiner Kunst rauben, wuchs von Stunde zu Stunde, und wurde endlich zur fixen Idee, zum quälenden Wahnsinn. Er bewachte die Amati mit noch viel größerer Angst und Sorge, als sie einst der alte Jude bewacht hatte. Keine Nacht kam mehr Schlaf in seine Augen. Lea, die heißliebende, wunderschöne Lea, erschien ihm in marmorweißer thränenvoller Schönheit. Er rief ihren Namen mit dem Ausdruck tiefer Reue und Zärtlichkeit, er breitete die Arme nach dem Duftbilde aus: vergebens, es zeigte nur immer auf die Geige und rang die Hände in angstvollem Flehen. Dann drückte er aber die Amati fest an sich und sank in halber Bewußtlosigkeit in die Kissen seines Sopha's. Solche Scenen wiederholten sich in immer kürzeren Zwischenräumen, und um dieser marternden Erscheinung zu entgehen, wie er selbst gestand, wechselte er immer hastiger den Ort seines Aufenthaltes. Die Aerzte schüttelten den Kopf, sprachen von Luftveränderung, Rückkehr in die Heimat, konnten aber nicht helfen. So vergingen traurige Wochen. Anderle's Zustand änderte sich nicht. Plötzlich

war der Künſtler verſchwunden; niemand hatte ihn gehen ſehen, man ſuchte und forſchte nach ihm, die öffentlichen Blätter wimmelten von Fragen und Vermuthungen, die ganze muſikaliſche Welt nahm den lebhafteſten Antheil an dieſer räthſelhaften Flucht, man erſchöpfte ſich, die Löſung dieſes wunderbaren Ereigniſſes zu finden. Lange vergebens. Endlich brachten böhmiſche Zeitungen folgende Anzeige:

„Das Mutterland hat ſeinen begabten Sohn zurückgefordert; der Verirrte kehrte wieder. Der Körper Franz Joſeph Anderle's ruht jetzt im Schoße der heimatlichen Erde; Böhmen hat ſeinen Schwanengeſang gehört. In Podiebrad, dem Orte ſeiner Geburt, liegt eine alte, ſeit vielen Jahren unbewohnte Hütte, einſam, dem Walde nah, verfallen und traurig. Die Leute mieden die Stelle, man munkelte von Geiſterſpuk. Am letzten Sonntag Abend nun hörten die Bewohner Podiebrads wunderbare, durchdringende Klänge, die aus dem Innern dieſer Hütte zu kommen ſchienen. Man lief herbei und lauſchte; es waren die Töne einer herrlichen Geige, die, lang gezogen, die Luft durchſchnitten. Niemand wagte die Thür aufzuſtoßen, man flüſterte hin und her von einem alten Juden, der früher hier gewohnt und geſtorben. Mehrere Leute wollten ſogar behaupten, es wäre juſt an jenem Sonntag ſein Sterbetag. Endlich lief man zum Kaplan. Der würdige Herr kam, beſprengte die Schwelle mit Weih-

waſſer und hielt ein ſtilles Gebet. Während deſſen töute der zauberhafte Geigengeſang fort, bald wild, düſter, ſchauerlich, bald ſo unausſprechlich weich und rührend, daß den Hörern die Thränen über die Wangen rollten. Da, urplötzlich, mitten im ſchönſten, ſanfteſten Adagio, brach die Melodie ab, man hörte ein heftiges Krachen, gleich darauf einen dumpfen Fall. Die Hereinſtürzenden fanden den berühmten Geiger Franz Joſeph Anderle todt am Boden liegen, neben ihm ſeine zerſchmetterte Amati. Er gönnte die Geliebte keinem andern Lebenden und nahm ſie mit in den Tod. Auf ſeinem Geſicht aber lag der Ausdruck eines Friedens, den man nie zuvor dort geſehen, eine verklärte Ruhe, die der Lebende nimmer gekannt, die Erfüllung jener Sehnſucht, die man früher in ſeinen Augen brennen ſah. Gott, der ewig Barmherzige, hatte wohl auch die ſchneidende Diſſonanz dieſer Seele in einen harmoniſchen Accord aufgelöſt."

## Verſunkene Sterne.

„Jetzt iſt's gar ſtill und dunkel,
Verweht iſt Blatt und Blüth',
Der Stern iſt knifternd zerſtoben,
Verklungen das Schwanenlied."

Heine.

Es war einmal eine wunderſchöne Birke, die ſtand auf einem buntgeſtickten ſammetweichen Raſenteppich und ſchaute frei und kühn in die Welt hinaus: zu den Füßen des herrlichen Baumes aber ſprudelte eine kryſtallhelle, köſtlich klare Quelle. Nun giebt es doch faſt keinen entzückenderen Anblick, als einen kraftvollen Birkenbaum mit ſeinem ſchlanken Silberſtamme und ſeinen hellgrünen Blättern, deren zarte Wangen der Zephyr mit ganz be-

ſonderer Inbrunſt küßt! Die Birke iſt die wahre Poeſie des Waldes! Der Baum aber, von dem ich jetzt erzählen will, war überdies ganz beſonders prächtig, und weit und breit gab es keine ſtolzere Birke und kein anmuthigeres Bächlein; das wußte der Frühling und alle Blumen und Bäume im Lande, nur der ſchlanke Baum und die Quelle ſelbſt wußten es nicht. Auf dem Haupte der Birke lag ein ewiger Frühling; darum rauſchte es auch ſo unaufhörlich in ihren Zweigen. Zauberiſche Weiſen ſchwebten daraus hernieder, ſanken herab auf die Erde, tropften in die offnen Blumenherzen und zogen weit hinaus in alle Lande; die Bäume ſchüttelten vor Luſt ihre Wipfel, und ſelbſt ernſte alte Tannen und Fichten, auf deren Stirnen der eiſige Winter thronte, vergaßen die Schneelocken und dachten, der Jugendſommer ſei wiedergekommen. Oft war es auch, als müßten die Wälder und Alles, was lebte, feierliche Andacht halten, ſo voll und heilig waren die Melodien, die der Birkenbaum hinausſang in die Welt. Aber die glückſeligſte aller Lauſcherinnen war doch die Quelle! Vernahm ſie nicht zuerſt vor allen anderen jeden Ton, jeden harmoniſchen Seufzer, ja jeden Hauch des geliebten Baumes? Spiegelte ſich nicht die Geſtalt der Birke ſo gern in ihren ſilberhellen Fluten? Und durfte ſie nicht ein ſüßes Echo der lieben Klänge ſein, die von den

Zweigen niederthaueten? — Aber das Bächlein ſang auch; reizend, klar und herzig waren ſeine Liedchen, und der ſchöne Baum wiegte dazu gar fröhlich und lächelnd ſein Haupt. Doch entzückender als Alles war die Zwieſprache der Birke und Quelle: dann neigte der glanzvolle Baum ſein Haupt geheimnißvoll tief und immer tiefer, es war, als ob die Quelle ſeine einzige Vertraute ſein dürfte, und die Goldlichter ſeiner Blätter fielen wie Funken in den Kryſtall; die Quelle ſprudelte hoch auf und webte Harfenaccorde in den Birkenſang, und man wußte oft nicht, ob die Zauberweiſen herabſchwebten oder hinauf, ob das Bächlein klang oder die Birke. Umſchwärmt waren die beiden immer und immerfort: Käfer, Vögel und Schmetterlinge kamen von nah und fern und wollten zuhören. Es geſchah dann wohl auch, daß eine dicke Hummel, ihrer natürlichen Brummweiſe zufolge, eine tadelnde Miene aufſetzte und meinte: „es würde doch viel hübſcher klingen, wenn das Bächlein aus E dur murmele, anſtatt aus C moll, — daß auch ein langſameres Tempo nichts ſchaden könne" u. ſ. w.: aber ein biſſiger, neidiſcher Specht, ſtolz auf ſein Hack-Geſchäft, behauptete: die Birke ſänge gar zu viel und müſſe ſich ſchaden; ihre Stimme ſei ſchon bei weitem nicht mehr ſo kraftvoll wie ſie anfangs geweſen und dergl. mehr. Der dankbare Jubelruf unzäh-

liger anderer Hörer übertäubte aber völlig ſolch boshaftes Summen und Krächzen.

So lebten ſie, ſo liebten ſie, ſo ſangen ſie Tag für Tag; keines konnte ohne das andere ſein, und beider Leben war, obgleich ſcheinbar getrennt, doch ein harmoniſches Ganze. Im Traume ſelbſt flüſterten ſie zu einander. Und das Bächlein erzählte allen Blumen von dem Wunderbaume, und dann war es immer, als ob der Baum ſeliger ſänge, ſo herrlich und wahr erzählte die reine Quelle. Und die Blüthen ſchauten bewundernd die Quelle an und neigten tief die Köpfchen, wenn ſie vorüberfloß; aber die Roſe der Liebe wagte mehr als Alle, und ſtürzte der Klaren glühend an's Herz, und freudiger und roſig ſchimmernd wallte das Bächlein nun dahin.

Das reizend anmuthige Spiel des Baumes und der Quelle ſahen denn auch die lieben Engelein, die dort oben in dem blau verhangenen Paradieſe wohnen, und konnten nicht müde werden zuzuſchauen, wie Bach und Birke ſich liebten. „Ach, hätten wir doch die lieben, ſchönen Beiden hier oben in unſerm Himmelsgärtlein! ſagten ſie zu einander, und lächelten ſo ſehnſuchtsvoll hernieder, daß die Blumenaugen der Erde weinen mußten. Und der liebe Gott erkannte die Wünſche der Lichtgeſtalten und ſagte zum Sonnenmunde: „Glühender, küſſe

du mit deinem sanftesten Kusse das helle Bächlein auf, damit es in unseren Himmelsauen verklärter dahinfließe! Statt der Erdenblumen sollen sich hier goldlockige Engel vor ihm neigen." — „Und der herrliche Wunderbaum?" fragten die schönen Engel. — „Er zieht der holden, schwesterlichen Gefährtin nach!" sagte der liebe Gott, „diese Beiden sind ewig Eins."

Und der Sonnenmund küßte plötzlich die lebensvoll sprudelnde, reine Quelle, als sie eben im Kreise aufhorchender Blumen von der singenden schimmernden Birke erzählte. Im Feuerkusse, im versengenden Strahle versiegte das Bächlein; über sein Grab neigte sich trauernd die unverwelkliche Rose der Liebe.

Und der schöne Baum?

Als der Mund der liebenden, schwesterlichen Gefährtin verstummt, ihr klares Auge geschlossen, ihre Seele, dieser reine Spiegel des Baumes, dahingegangen war: da senkten sich seine Zweige und strebten dem Boden zu: von den üppigen Blättern löste sich das leuchtende Gold und fiel in Thränenperlen herab. Langsam erblich das frische Grün; langsam ging alle Freude von ihm, dann die Schönheit, dann die Kraft, und zuletzt das Leben. Der stolze, sonnige Wunderbaum ist gestorben.

Ich wollte, ich hätte Euch nur ein Märlein erzählt; aber das liebe Geschwisterpaar Birkenbaum und Quelle

hat wirklich auf unſerer Erde geweilt und geklungen in Menſchengeſtalt. Den frühlingsfriſchen, geſegneten Baum, mit deſſen ſüßen Geſängen die Poeſie des Sängerwaldes verſtummte und ſchlafen ging, nannten wir Felix Mendelsſohn, und das wunderbare Bächlein war eine edle Frau, um deren Stirn ſich das leuchtende Diadem der Kunſt wand, eine liebende Gattin, eine zärtliche Mutter, die verklärte Schweſter und innigſte Freundin des Frühvollendeten: Fanny Henſel.

## Eine erſte Liebe.

„Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging,
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Träne zarter Liebe."

**Uhland.**

Ein furchtbares Gewitter entlud ſich in den ſpäten Nachmittagsſtunden eines heißen Junitages über Wien und deſſen reizvoller Umgebung. Die ſchwarzen Wolkenmaſſen hingen tief und drohend hernieder, Blitz auf Blitz zuckte herab und der Donner rollte mit erſchütternder Gewalt. Endlich nach langem Wüthen ſchien der Zorn

des unsichtbaren Riesen sich zu sänftigen, seine Stimme wurde matter, und aus den Flammenaugen fielen die schweren Thränentropfen eines erquickenden Regens. Allmählich lichtete sich der Himmel, funkelnde Sternlein wagten sich hervor, und zuletzt kam Vater Mond siegreich dahergeschritten in seinem hellen Lichtmantel, als wollte er den Menschen verkündigen: „Seid ruhig! Ich bin da! es ist alles vorüber.“

In einem schmalen hohen Häuschen aber, das ganz versteckt in einer engen Gasse lag, waren noch die Fenster und selbst die Läden dicht geschlossen. Drinnen im kleinen Stübchen brannte Licht, und zwei weibliche Gestalten saßen, angstvoll an einander geschmiegt, im dunkelsten Winkel. Es waren Schwestern, Mädchen von achtzehn und neunzehn Jahren, die einzigen Kinder eines fleißigen stillen Bürgers, dessen Aushängeschild mit dem prunkenden farbenreichen Bilde ihn als zur ehrsamen Zunft der Haarkräusler gehörig bezeichnete. Die größere der beiden Gestalten erhob sich jetzt, öffnete die Läden und Fenster, löschte die Kerze aus und sagte beruhigend: „Komm, Doretta! keine kindische Furcht mehr! das Unwetter ist, der heiligen Mutter sei Dank! gnädig vorübergegangen. Komm nur an's Fenster und zögre nicht! es ist gar zu süß jetzt draußen.“ Und Doretta kam, und das Mondlicht erhellte die jungen Gesichter, und freute

ſich ihrer und wollte gar nicht weiter gehen. Doretta, die jüngſte, trug ein krauſes dunkles Lockenköpfchen zur Schau, ein volles bräunliches rundes Geſicht, brennende Augen und einen kirſchrothen kleinen Mund. Ihre etwas üppige Figur war unter mittlerer Größe, und ihre Bewegung heftig und voll verſteckter Leidenſchaftlichkeit. Johanna, die älteſte Schweſter, war anzuſehen wie Maienglöcklein und Kornblumen, ſo zart und weiß war die Farbe ihres Angeſichts, ihres Halſes und ihrer Hände, ſo dunkelblau die großen klaren Augen. Sie trug das ſchneeweiße Häubchen der Wiener Bürgermädchen damaliger Zeit, denn man ſchrieb die Jahreszahl 1759, und der Puderſtaub, der eben in dieſen Jahren üblich war, hatte nur leicht das Goldblond ihrer reichen Locken berührt.

Nach einer Pauſe ertönte wiederum die ſanfte Stimme der ſchlanken Johanna: „Wo nur der Haydn bleiben mag? Er iſt doch ſonſt um dieſe Stunde längſt zu Hauſe: die gnadenreiche Mutter möge ihn zur rechten Zeit in ein ſchützendes Aſyl geleitet haben, als das Unwetter heranzog.“ Doretta erwiderte nichts; ihre Bruſt hob ſich unruhig und die dunklen Augen ſchienen die weiteſte Ferne durchbohren zu wollen. Da trat der ehrſame Bürger und Friſeur Keller herein, ein kleines behendes Männlein mit ſcharfen Zügen und ruheloſen,

aber freundlichen grauen Augen. In der Hand hielt er eine tüchtige Lockenperrücke, welche er eifrig mit Puder ſtäubte und rief dabei: „Nun Kinderchen! iſt unſer Hausgenoſſe, der junge Burſch noch nicht da? In ſeinem Dachſtübel iſt er nicht; bin ſchon einmal hinaufgeklettert; dacht', er wär bei Euch; 's iſt doch ſeltſam, wie der loſe Springinsfeld, der luſtige Muſikant, mir an's alte Herz gewachſen iſt! Kann ich mich doch um den Fant ſorgen, wenn er einmal ein Stündlein länger ausbleibt, wie ein Vater um ſeinen Sohn. Und wenn ich mich nicht ſorgte, thäten's meine Mädel. Weiß der Himmel, er hat's uns allen angethan! — Iſt's etwa nicht ſo? he?" ſchloß er lachend. Ein reizendes Erröthen war Johanna's Antwort; Doretta murmelte einige unverſtändliche Worte, warf hochmüthig den Kopf zurück und ging zornig vom Fenſter weg.

„Wer weiß, wo er wieder einmal hängen geblieben ſein mag, der ſonderbare Junge!" fuhr der Vater nach einem Weilchen nachdenklich fort. „Vielleicht hat ihn der alte, häßliche, italieniſche Singmeiſter, wie heißt er doch? Porpel" — „Porpora, Papa," verbeſſerte Johanna ſanft — „nun meinetwegen, Porpora wieder mitgeſchleppt und läßt ſich Noten abſchreiben von ihm. Beim heiligen Joſeph! was der Haydn alles thut für dies Muſikantenvolk und für ſeine eigenen Schüler, es iſt nicht

zu glauben! Wie ein gejagtes Reh hüpft er ja den ganzen Tag herum, von einem zum andern, zu jedem Dienste um Gotteswillen bereit; ich glaube, er putzte dem Meister Gluck, von dem sie jetzt so viel Geschrei machen, die Stiefel, wenn dieser ihm ein Stückchen vorspielen wollte. „Um der herzlieben Musika willen thut Joseph Haydn Alles!“ sagte er mir einmal. Aber all' seine Dienste, all' sein Eifer, sein Spielen in den Singstunden Porpel's, sein Componiren, nichts, nichts bringt ihm auch nur einen Kreuzer ein! Kein Mensch bezahlt ihn, weil er von keinem etwas verlangt! Ich habe, so lange er bei uns wohnt, und das ist doch schon eine lange Weile, noch keinen Pfennig Miethe oder Kostgeld von ihm eingenommen; ich kann's auch, Gott sei Dank! abwarten; aber seht Ihr nur, daß der junge Mensch sich je deshalb kümmerte und sich etwas Klingendes zu verdienen suchte? Habt Ihr je ein sorgenvolles Gesicht an ihm erblickt, oder auch nur eine schwermüthige Miene? Da tritt er stets zur Thüre herein mit einem Gesichte, daß man denken sollte, so eben habe unser allergnädigster Kaiser ihm sein ganzes Reich geschenkt. Und fragt man erstaunt: „Nun, Haydn, was ist denn Glückliches geschehen?“ da lacht er, daß einem das Herz aufgeht, und sagt: „Porpora hat mich gelobt;“ oder: „Gluck hat mir über die Wangen gestreichelt;“ oder: „ich habe eine

ſchöne Blume gefunden;“ oder: „der Himmel war heut ſo herrlich blau und die Sonne ſchien ſo hell!“ Sitzt er nicht oben in ſeiner Dachſtube an ſeinem alten wurmſtichigen Spielkaſten, als ob er auf einem Königsthrone ſäße, und vergißt über ſeinen drolligen Sonaten von dem Cantor Bach, von dem er ſo oft ſpricht, Eſſen und Trinken? Und dabei dieſe ewig frohen Augen! ’s iſt mir wahrlich oft, wenn der junge Menſch ſo vor mich hintritt und mir guten Morgen ſagt, als ob er mir einen Blumenſtrauß an’s Herz würfe; und ich muß an mich halten, daß ich ihm nicht um den Hals falle. Kinder, ich ſage Euch, auf dieſen Joſeph Haydn hat der liebe Herrgott ganz beſondere Gnade geworfen; der wird entweder noch wunderbare Dinge auf Erden vollbringen, oder er ſtirbt bald; eins von beiden geht aber ſicherlich in Erfüllung!“

Kaum waren dieſe prophetiſchen Worte den ſchmalen Lippen des eifrigen Redners entflohen, als ein leiſes Klopfen an der Thür ertönte und auf des Hausherrn haſtiges „Herein!“ Joſeph Haydn auf der Schwelle erſchien. Seine leichten Kleider trieften, wie ſeine ſchönen hellbraunen Haare; er zitterte ſichtlich vor Näſſe und Kälte an allen Gliedern; doch trug er die ſchlanke Geſtalt wie triumphirend hoch aufgerichtet, und auf ſeinem lieben kindlichen Angeſichte lag ſolch ein Glanz, ſolch

eine fieberische Freude, daß Johanna ängstlich aufsprang, zu ihm hinlief und mit wankender Stimme sagte: „Haydn, was habt Ihr? — Was ist Euch begegnet?“ — „O, etwas Wunderbares, liebste Johanna,“ antwortete der Jüngling begeistert, „etwas gar Seliges! Hört nur, hört! und Ihr müßt mich hören, Vater Keller, und Dorette auch!“ Und dabei zog er die Widerstrebenden mit sanfter Gewalt in die Mitte des Zimmers und erzählte nun hastig und aufgeregt:

„Ich hatte mich diesen Nachmittag bei einem meiner Schüler, dem die liebe Musik nicht recht in Finger, Kopf und Herz hinein will, ein wenig lange verweilt, dem Meister Porpora aber gestern versprochen, am heutigen Abende sieben Uhr bei ihm einzusprechen und einige neue Arien abzuholen, die ich gern ein wenig studiren wollte, um sie in der nächsten Singestunde des Meisters recht wacker zu begleiten. Die Wohnung Porpora's liegt von dem Hause meines Schülers gar weit entfernt; ich eilte flüchtigen Fußes dahin, traf aber den Meister nicht zu Hause. Nachdem ich ein Stündlein geduldig auf seine Rückkunft vergebens gewartet, entfernte ich mich, um später noch einmal nachzufragen, und schlenderte ein wenig vor den Thoren umher. Da war es recht bang und glühend; kein Lüftchen regte sich, die Blumen senkten tief die Köpfchen, die Bäume athmeten kaum und kein

Vöglein ließ ſich blicken. Zum Himmel aufſchauend, gewahrte ich, wie ſchon die ſegnende Hand des Herrn herannahte und hörte von fern das leiſe Murmeln ſeines Donners. Da beſchleunigte ich meine Schritte, gedachte Eurer Sorge, und flog faſt, Euer liebes Haus zu erreichen. Durch eine Seitengaſſe eilend, hörte ich plötzlich die vollen Töne eines gar ſchönen Claviers. Ihr könnt Euch denken, daß ich ſtehen bleiben mußte, zumal da mir einfiel, wer da in dem großen grauen Hauſe wohnte. Ich drängte mich dicht an die Mauer gerade unter das geöffnete Fenſter, aus welchem die Klänge niederwallten. Was ich da hörte, Ihr Lieben, das läßt ſich nicht beſchreiben in Rede und Worten, das trage ich ſtill in der tiefſten Tiefe meiner Bruſt! Eine rieſengroße wunderherrliche Seele offenbarte ſich da unter Donner, Sturm und Blitz dem überſeligen Lauſcher, und drang ringend, ſtrebend, kämpfend, unaufhaltſam und ſiegend durch alle Schrecken der Natur, durch all' den wilden Aufruhr der Elemente in den hochheiligen klaren Himmel. Es war der hehre Meiſter Gluck, der da ſpielte. Als er geendet, war es ſtill und klar geworden rings umher; ich ſah, daß ſich die hohe Geſtalt aus dem Fenſter neigte; ich kannte das edle ernſte Angeſicht, die tiefdenkenden Augen ſchweiften fragend weit, weit hinaus. Großartige Schöpfergedanken künftiger

Wunderwerke erfüllten wohl in dieſem ſtillen Augenblicke ſeine Bruſt. Ich aber ſegnete mit Thränen des Dankes und der Wonne den Herrlichen, und ſchlich langſam zu Euch, Seele und Herz voll Entzücken! — — — Aber nun muß ich mich wohl ein wenig niederlegen! Die Regengüſſe haben mich vielleicht zu ſehr abgekühlt; mich fröſtelt, und meine Hände brennen doch wie im Fieber."

„Ja, liebes Kind, eilt Euch! wechſelt ſofort Eure Kleider," ſagte der alte Keller beſorgt, „und ſchnell in's Bett! Johanna muß für ein Glas glühenden Weines ſorgen!" Das Mädchen, zu tief bewegt von Haydn's Erzählung, vermochte keine Silbe zu erwidern; ſie ſtand auf, nickte dem Vater beiſtimmend zu und warf auf den ſcheidenden Jüngling einen innigen thränenfeuchten Blick; Doretta ſagte kühl: „gute Ruh, Unbeſonnener!" — und der junge Mann verließ das Stübchen.

Am andern Tage war große Sorge und Trauer im Hauſe des ehrſamen Bürgers und Haarkräuslers Keller: Joſeph Haydn lag an einem hitzigen Fieber beſinnungslos darnieder. Der herbeigerufene weiſe Doctor mit der verſchobenen Perrücke und großen grünen Brille erklärte zwar die Krankheit anfänglich nur für eine Erkältung; am dritten Tage ſchüttelte er jedoch ſchon bedenklich das Haupt und meinte, der neunte Tag dürfte

eine sehr schlimme Entscheidung bringen. Ganze Krüge voll Medicin von jeglicher Farbe, ellenlange Pflaster und dicke Pillen wurden nun dem armen Kranken eingeflößt, aufgelegt und beigebracht; vergebens! Joseph Haydn wollte nicht genesen oder erwachen, sondern lag, ohne sich zu regen, fort und fort mit heißflammenden Wangen und fliegendem Athem da und phantasirte selig lächelnd von himmlischen Harmonien und singenden Engeln. Oft mußte er wohl zaubervolle Melodien vernehmen, denn zuweilen riefen seine fieberzuckenden Lippen begeistert: „o, wie wunderbar süß sind diese Klänge! o, wie selig froh ist diese Weise!“ und er brach bei solchen Worten in Thränen des Entzückens aus.

Die schöne Johanna saß stundenlang heiß weinend an dem Lager des Besinnungslosen und rang die feinen Hände in tödtlicher Angst. Auch Doretta schlich zuweilen in's Kämmerlein, sagte aber nie ein mitleidiges Wörtchen, warf einen verzehrenden Blick auf den Kranken, zog die Stirn finster zusammen, kehrte sich um und ging hastig wieder hinaus. Vater Keller wankte trostlos umher, puderte alle Perrücken schlecht, und vergaß seine besten Kunden zu bedienen. „Denkst Du wohl an meine Prophezeiung?“ sagte er dann und wann mit dumpfer Stimme zu seiner ältesten Tochter, „siehst Du, er muß sterben!“ — So kam der gefürchtete neunte Tag heran,

und wirklich änderte sich sofort das Aussehen des Kranken: die Röthe der Wangen und Lippen verschwand und machte einer Leichenfarbe Platz; der Athem wurde leise und stockend; näher und näher rauschte der Flügelschlag des Todes. „Noch diese Nacht beschließt der Arme sein junges Leben, oder ich verdiene nicht des hochgelahrten Aesculaps Jünger zu heißen!“ hatte der weise Doctor mit zuversichtlicher Miene gesagt. Johanna hörte diese Worte: kaltes Entsetzen durchbebte sie. Aufgeregt, halb besinnungslos vor Verzweiflung, zitternd vor Schmerz, eilte sie in ihre abgelegene Kammer und warf sich dort vor dem kleinen Marienbilde auf die Knie. Lange rang sie wortlos vor dem Angesichte der gnadenreichen Mutter; endlich aber rief sie laut: „Heilige Himmelskönigin, o, laß den Geliebten genesen! Bedarf es eines Opfers, so nimm mich an! nimm mein blühendes Leben! Heilige Maria, sieh, ich gelobe dir, mich deinem Dienste zu weihen für ewig, eine fromme Klosterjungfrau zu werden, den Schleier zu nehmen als Braut deines Sohnes! Gesegnete Jungfrau, erhöre mich, nimm mein Gelübde an! ach, erbarme dich meines Jammers, schenke Genesung dem Leidenden, rette, o, rette den Sterbenden!“

Und als sie so gebetet im namenlosen Weh ihres gequälten Herzens, erhob sie wieder die Augen: und da war es ihr, als ob die Blumen in dem glänzenden

Krüglein vor dem Marienbilde, die so eben noch verwelkt die Köpfchen gesenkt hatten, wieder frisch erblüht sie strahlend anlächelten. Süße Freude durchströmte ihr kindlich gläubiges Herz. „Maria nimmt mein heiliges Gelübde an!“ jauchzte sie.

„Liebster Vater!“ sagte sie am Abende heimlich und aufgeregt, als sie mit ihm allein war, „wird unser Haydn gesund, dann erfülle ich der seligen Mutter Lieblingswunsch und nehme den Schleier im Kloster der heiligen Ursula. Ich habe es heute vor Gott und der heiligen Jungfrau gelobt!“ Der Angeredete seufzte und lächelte zu gleicher Zeit: „Herzliebstes Töchterlein, Deine Nachgiebigkeit kommt zu spät! Sein Leben ist dahin! der Doctor hat es ja gesagt.“

Aber Joseph Haydn genas, trotz des Doctors, und zwar eben so rasch, als er erkrankt; sein Kinderlächeln und seine glücklichen Augen kamen wieder, und auch allmählich die entschwundenen Kräfte. Wer war wohl glücklicher, als die schöne Johanna? Saß nun der Heimlichgeliebte nicht ganze Tage lang bei ihnen im trauten Stübchen? Durfte sie ihn nicht schwesterlich pflegen und seinen Sessel an's Fenster rücken in den warmen Sonnenschein, oder frische Rosen in seine matten Hände legen? Gehörte ihr nicht jeder Dankesblick der theueren Augen, jedes Freudelächeln des geliebtesten Mundes?

Und wie lauſchte ſie ſo ſtolz, wenn die vielen Boten kamen von all' den vornehmen Männern und Frauen und ſorgliche Nachfrage hielten nach dem Wohlbefinden des jungen Haydn? Kam doch der alte Porpora mit dem faltigen dunkelbraunen Antlitze und den großen Glutaugen in eigener Perſon, um ſeinen „Birbante“ (ſo nannte er zuweilen in einem Gemiſch von Scherz und Aerger den dienſtfertigen jugendlichen Muſiker) zu beſuchen. Recht weich und mild war er aber, als er den ſchwachen, bleichen Jüngling ſah, der ihm nur mit Mühe die Hand zum Gruße entgegenzuſtrecken vermochte. Wie liebevoll war ſein bedauerndes „poveretto!“ oder gar das innige „mio caro figlio!“ Das fühlte auch der Kranke und erglühte vor Glück, wie ein Lilienblatt im Abendroth.

War er dann mit Johanna allein, ſo ſprach er ſelig von der hohen Freude ſeines Herzens, mit ſolchen Meiſtern Umgang pflegen zu dürfen, und von ſeiner geliebten, hochheiligen Muſika und von ſeinen himmelan fliegenden Plänen und Hoffnungen. Dann und wann verſuchte er auch wieder zu componiren, und manche reizvolle Sonate, manch friſches frohes Quartett, manch liebliches Liedchen blühte auf in der ſtillen Krankenſtube, unter den blauen Augen der ſchönen Johanna. Dieſe aber kämpfte im tiefſten Herzen gar ſchweren Kampf:

der Geliebte zeigte ihr jetzt so klar und deutlich die reine Zärtlichkeit seiner ganzen Seele; seine Liebe brach hervor aus seinen hellen Augen, schwebte auf dem Hauche seines Mundes, durchbebte alle seine Worte. O wie wand sie da oft im Stillen die Hände! und es war ihr, als müsse sie vernichtet zusammenbrechen unter der Doppellast ihres Glückes und ihres schweren Gelübdes. Sie gedachte der düstern Klostermauern und weinte brennende Thränen ganze Nächte lang. Schmerzlich fühlte sie, wie weit sich allmählich Doretta von ihr entfernte, obgleich sie keinen Grund für diese Entfremdung zu errathen vermochte. Doretta aber sah bleich und finster aus, vermied sichtlich die Schwester, den jungen Hausgenossen, ja selbst ihren Vater, und verschloß sich oft halbe Tage lang in ihr Kämmerlein.

Eines Morgens, als eben die ganze Familie versammelt war, kam ein großes Schreiben an den „Musiker Joseph Haydn" von einem seiner vornehmsten Gönner, vom edlen Grafen Morzin. Es war eine förmliche Ernennung zum Musikdirector der ausgezeichneten Capelle des Grafen.*) „Diese Anstellung soll nur ein

*) Es war dies die erste vorübergehende Anstellung Haydn's; schon im folgenden Jahre 1760 wurde er Capellmeister des Fürsten Esterhazy, mit 400 Gulden Gehalt.

Dankesbeweis ſein," ſchrieb Morzin, „für die ſchöne Sinfonie in D dur, die mein lieber und geſchickter Haydn vor kurzem für meine Capelle componirte."

Haydn faltete die Hände und ſagte langſam und tief ergriffen: „o du grundgütiger Gott, wie liebe ich dich! Wie will ich dir danken und dein Lob ſingen mein Lebelang!" Und dann ſanken ſeine verklärten Augen auf die in Thränen ſchwimmende Geliebte, und ſein Mund hauchte überſelig: „Johanna, herzliebes Mädchen, jetzt darf ich Dir alles ſagen, jetzt dürfen wir glücklich ſein!" — Doretta verließ plötzlich das Zimmer, Johanna aber ſtürzte vor dem Hochgeliebten nieder, ſtreckte ihre zarten Arme verzweifelnd zum Himmel und rief mit herzzerreißendem Ton: „Joſeph! Joſeph! wirf Deine ſüßen Träume von Dir! für uns blüht kein Liebesglück hienieden! wir müſſen ſcheiden, ſcheiden für dieſe Erde! Ich habe es der heiligen Mutter gelobt: Ende dieſes Jahres nehme ich den Schleier!" Nach dieſen Worten ſprang ſie auf und eilte hinaus; Vater Keller aber umfaßte den halb ohnmächtigen Haydn, drückte ihn mitleidig an ſeine Bruſt und erzählte ihm ſchluchzend das unwiderrufliche Gelübde des zärtlichſten Herzens.

Als Johanna matten Schrittes in ihr Schlafkämmerlein ſchlich, um ſich neue Kraft zu erringen im ſtillen Gebete zum furchtbar ſchweren Werke der Entſagung,

hörte sie ein schwaches Geräusch in der Bodenkammer ihres Freundes. Eine seltsame Ahnung durchzuckte sie, ihre ganze Stärke kehrte wieder: sie flog fast unhörbar die Stiegen hinauf und erblickte durch die halboffene Thür ihre Schwester, die eben ein Fenster aufgerissen und sich auf die niedere Brüstung geschwungen, sichtlich in der Absicht, sich hinabzustürzen auf die Straße. Ein Schrei entfloh den Lippen Johanna's, aber in demselben Augenblicke war sie auch mit der Schnelligkeit des Blitzes am Fenster und riß die erschrockene Frevlerin herab.

Wenige Monden später wurde im Kloster der heiligen Ursula eine junge schöne Nonne eingekleidet, die den Namen Maria erhielt, und zwei Tage darauf feierte der Musikdirector Joseph Haydn seine stille Hochzeit mit Doretta Keller.

Der Abschied Haydn's von seiner so innig Geliebten war ein heilig rührender gewesen: als der erschütterte junge Mann der scheidenden frommen Schwärmerin gelobte, aus Liebe zu ihr und um der Liebe willen, die Doretta für ihn fühle, dieser die treue Hand zu reichen; als er auch mit bewegtem Herzen von der Schuld gesprochen, die er durch dieses Bündniß seinem väterlichen Freunde und Hausherrn wenigstens zum Theil abzutragen im Stande sei, küßten sich die Liebenden zum ersten und letzten Male. „Sei treu Deiner hochheiligen Musika!“

ſchluchzte dann das reizende Mädchen mit brechendem Herzen, „aber vergiß auch meiner nicht, und habe Geduld mit Doretta! Heut über ein Jahr, nicht eher, mein Lieb, komm zu mir an das Sprachgitter! Sage mir kein Wort, ſieh mich nur ſtill an, und wenn Du glücklich biſt mit Deinem Weibe, ſo trage ein friſches Sträußlein in der Hand! biſt Du's aber nicht, Joſeph, lieber, lieber Joſeph! nun dann zeige mir die welken Reſte dieſer weißen, jetzt ſo ſchönen Roſenknospe, die ich Dir hier ſcheidend reiche. Und nun leb wohl, Du Herzgeliebter! Gott und alle Heiligen mögen mit Dir ſein!"

Nach Ablauf eines Jahres erſchien ein ſchlanker jugendlicher Mann vor dem Sprachgitter der Urſulinerinnen, leiſe nach der Schweſter Maria fragend. Da wankte eine geknickte zarte Geſtalt herbei, da ſchaute ihn ein marmorbleiches, ach, unendlich müdes verweintes Antlitz an aus dem wallenden Nonnenſchleier; Haydn erkannte nur mit Mühe und unter heißen Thränen ſeine einſt ſo blühende Johanna. Still zog er ein verdorrtes Knöspleín hervor, hob es empor und küßte es inbrünſtig; da ſeufzte die kranke Nonne ſchmerzlich, drückte ihre Stirn an das Gitter und ſchaute dem Geliebten forſchend und tief in die Augen. Da war wohl noch das heitere herrliche Blau, aber die lachende Kinderfreude

war verſchwunden, und ſeine Linien geheimer Sorgen, freilich nur dem Blicke der Liebe bemerkbar, waren um den lieblichen Mund gezeichnet. Und die Schweſter Maria ſchaute lange und unverwandt in das Angeſicht des theuren Mannes, und ſeine Augen gruben ſich ſo feſt in ihre Züge, als wollte er nimmer, nimmer von ihnen laſſen. Dann aber grüßten ſich die beiden liebinnig, lautlos, und haben ſich auf Erden nie wieder geſehen. — Eine Woche ſpäter begruben ſie die junge Nonne.

Ob wohl Haydn, der ewig junge, ſternenklare, herrliche Haydn, deſſen ſelige Melodien für unſere Herzen geworden, was die duftenden lachenden Blumen und das Grün des Waldes und Sonnenſtrahlen und Frühlingsluft unſeren Augen und unſerem Leben, ob wohl dieſer frohe lebendige Preisgeſang auf den gütigen Vater dort oben und ſeine wunderſchöne Welt hier unten, bis an das Ende ſeines Segens- und Licht-Lebens ein Andenken an dieſe ſeine Jugendliebe bewahrte? Ob wohl ſein Herz, mitten in der unerquickten Oede einer unglücklichen kinderloſen Ehe, noch gern von Liebe und Geliebtſein träumte?*) — Nehmt die zaubervollen, reizen-

*) Im Jahre 1800 ſtarb Doretta Haydn, die jüngere Tochter des Friſeurs Keller. Daß die ältere, von Haydn geliebte in's Kloſter gegangen, iſt ebenfalls Thatſache.

den „Jahreszeiten" in die Hand; erinnert Euch, daß Joseph Haydn neunundsechzig Jahre alt geworden, als diese strahlende Wunderblüthe seinem Schöpfergeiste entsproß; und labt Eure zweifelnden Seelen an dem morgenfrischen Bilde der süßen, unschuldigen Liebe von Hannchen und Lucas.

## Rue Chabannais No. 6.

In der kleinen engen Rue Chabannais, einer der unſcheinbarſten Straßen der prächtigen Wunderſtadt Paris, liegt ein hohes, etwas finſteres Haus, bezeichnet mit No. 6. Häßliche, langgeſtreckte, altjüngferliche Gebäude ſtehen bewachend zu beiden Seiten, und haben auch gegenüber Poſto gefaßt, mit hohlen ungewaſchenen Fenſteraugen unabläſſig auf das graue Haus mit dem breiten Thorwege ſchielend; die Bewohner der kleinen Straße betrachten es alle mit einem gewiſſen Stolze, vermiſcht mit einer zärtlichen Freundlichkeit, und freuen ſich kindiſch über jede glänzende Caroſſe, die ihren raſchen Lauf hemmt vor No. 6, ſo wie über jeden einfachen Fiaker, der ſeinen leichten Inhalt dort ausladet. Zu allen Tageszeiten aber ſchlüpfen anmuthige Frauengeſtalten über die Schwelle des großen, düſtern Hauſes, und die

Modistin der Rue Chabannais, die so lockend und verführerisch ihre Häubchen, Bänder und Schleier am Eckfenster ihres Magazines prangen und flattern läßt, könnte wohl die wichtigsten Toilettenstudien machen an den vielen verschiedenen Figuren und Figürchen, die so achtlos an ihren ausgebreiteten Schätzen vorüberhuschen. Da sieht man schwere stolze Seidenkleider und einfache schwarze Wollengewänder, prächtige Sammetmantillas und leichte kleine Shawls, nachlässigen und doch auffallenden Putz, ängstlich gewählte, meist helle Anzüge schlanker deutscher Frauen, zierlich coquette, französische Hütchen und englische Dachtraufen. Fast sollte man meinen, ein weiser Gärtner wohnte dort, zu dem alle Blumen hinwandelten, um sich einen guten Rath zu holen für ihr zartes Leben, von der prangendsten Treibhauspflanze an bis zu dem unscheinbarsten Feldblümchen, das um ein Tröpflein Thau bittet.

Allein auch ältere und jüngere Männer, deren Gestalten und Wangen wahrlich nicht an Blüthen und Frühling erinnern, fliegen mit seltsamer Hast in die geheimnißvolle No. 6, und gar verschieden ist der Gesichtsausdruck der Zurückkehrenden. Zuweilen sieht man ein helles Lächeln, strahlende Augen; die meisten aber tragen einen bedeutenden Ernst zur Schau, und die Stirn ist gefaltet in tiefem Sinnen, welche Zeichen jedoch bald

genug, über die Place Louvois in die lebensvolle, glänzende Rue Richelieu hinein, wieder verschwinden. „Vielleicht hat gar eine zweite Lenormand ihren Wohnsitz in dem großen Hause aufgeschlagen, allen Wißbegierigen wunderbare Geheimnisse offenbarend und dunkle Orakelsprüche verkündend!“ — Ach nein; zu solch einer Zauberin schleicht man nur im Schleier der Dämmerung oder im Schatten der Nacht, nimmer am hellen Tage.

Nun? — soll ich Euch das Räthsel des grauen Hauses lösen? — Wollt Ihr mir folgen und mit mir die breiten Steintreppen hinaufsteigen? Wohlan denn! Auf diesen Stufen hat schon mancher leichte Fuß angstvoll gezögert weiter zu schreiten; dieses Treppengeländer hat mache kleine Hand zitternd berührt, und diese weißen Mauern vernahmen manchen bangen Seufzer. Endlich sind drei Treppen erstiegen; laßt uns Athem schöpfen! Vor dieser geschlossenen Thür hat manches junge Herz hörbar geschlagen, das glaubt mir! denn wir stehen vor der Wohnung Manuel Garcia's, des größten Singmeisters unserer Zeit.

Eine der reizenden Feen, deren es heut zu Tage, ich sage es Euch zum Troste, noch viele giebt, die sich aber, vor allem wüsten Lärm und Geschrei der wild empörten Welt, tief in die Blumenkelche verstecken, hat mir auf meine Bitte für ein Stündchen ihren duftigen

Schleier übergeworfen; wir hüllen uns hinein, sind unsichtbar und bringen nun kühn in die Gemächer des Künstlers. Ueber einen kleinen Vorsaal schreitend, öffnen wir rechts behutsam eine Flügelthür, und treten in ein einfaches, halbdunkles Gemach, behaglich und geschmackvoll ausgestattet. Zwei schöne weibliche Büsten fesseln unser Auge: die eine trägt die Unterschrift: Eugenie Garcia, die andere den unsterblichen Namen Marie Malibran. Zwei bekannte Portraits schmücken das Zimmer: das anmuthige freundliche Bildniß der schwedischen Nachtigall und das ernste Antlitz der Pauline Viardot.

Silberklänge bringen voll und mächtig aus dem anstoßenden Cabinet: sie locken uns unwiderstehlich; wir müssen folgen, öffnen leise die Seitenthür, und stehen hier in der eigentlichen Werkstatt des Meisters, in dem wahren Atelier des Künstlers. Die langen, wallenden, rothen Seidenvorhänge sind halb zugezogen, ein rosiges Licht küßt alle Gegenstände; in der Mitte des Zimmers steht ein schönes Piano, Armstühle am Kamine, ein schwellender Divan an der Seite, bestreut mit Notenblättern; der elegante Marmortisch ist beladen mit Büchern, Notenheften, Briefmappen, Papieren aller Art; Notenpulte stehen umher; auf dem zierlichsten, der Sängerin zur Seite, liegt ein aufgeschlagenes Uebungsheft:

„L'école de Garcia, l'art du chant.“ Ein Hauch von Poesie weht durch das Gemach. Garcia sitzt am Piano, seine Schülerin steht in einiger Entfernung von ihm.

Der Maestro ist sehr groß, ungewöhnlich schlank, und von einer wahrhaft fiebrischen Lebendigkeit. Sein Angesicht ist schmal und todtenbleich; schwarzes, leicht gelocktes Haar fällt auf seine hohe Stirn. Seine Augen sind dunkel, ruhelos, blitzend und begeistert. Jetzt lauscht er mit gespannter Aufmerksamkeit dem entstehenden, schwellenden Tone, der den Lippen der Sängerin entströmt; im nächsten Moment wirft er ungeduldig das Haupt zurück: ein kurzes Wort der Mahnung, des Tadels fliegt zur Schülerin, zuweilen aber auch ein freundliches Lächeln, feiner Spott, anmuthig graciöser Scherz, überraschend untermischt mit heftigem Aufspringen, ärgerlichem Fußstampfen, unmuthigem Stirnrunzeln. Wie selten ein Wort des Lobes! Aber ein einziges warmes Lobwort aus dem Munde eines solchen Meisters ist auch ein Sonnenstrahl, der die festverschlossensten Knospen des Eifers und Strebens mit einem Male öffnet.

Wie vorsichtig berührt Garcia das köstliche, ihm anvertraute Gut, die menschliche Stimme! Wie sanft hält er sie in seinen Händen, wie sorgsam bewacht er sie, wie ängstlich ist er bemüht, jenen goldigen, schim-

mernden Jugendſchmelz zu bewahren, der ja der höchſte Zauber der Stimme iſt! Es iſt wirklich unmöglich, dieſen Blüthenſtaub unter Garia's Leitung zu verlieren; was man dagegen auch ſagen mag und ſchon geſagt hat, einen Meiſter, deſſen Methode ſo naturgemäß iſt, kann ſolch ein Vorwurf nimmer treffen. Und wie ſtreng beſteht er auf Ruhepauſen in ſeinen Lehrſtunden! O hört doch nur, was er jener Schülerin zuruft, die ſoeben erwartungsvoll zu ihm aufblickt.

„La fraîcheur et la spontanéité sont les qualités les plus précieuses de la voix, mais elles sont aussi les plus fragiles. La voix, qui les perd, ne les retrouve jamais, le timbre en reste fêlé sans retour. Dans les premiers jours, les élèves ne devront pas se livrer à leurs exercices pendant plus de cinq minutes consécutives seulement; les études, ainsi mesurées, pourront se renouveler chaque jour à quatre ou cinq reprises, separées par de grands intervalles. Puis, le temps consacré au travail pourra, en s'augmentant par cinq minutes à la fois, être porté à une demi-heure, limite qu'on ne devra pas dépasser. Au bout de cinq à six mois, on pourra porter jusqu'à quatre le nombre des demi-heures d'exercice, mais on se gardera d'aller au delà; encore

est-il bien entendu qu'elles seront espacées par de grands repos."

Die Sängerin beginnt vom neuem. Ihr Bild ſteht vor ihren Augen in dem großen Spiegel, der hinter dem Rücken des Meiſters hängt; keine Bewegung ihres eigenen Geſichts kann ihr entgehen, jedes Zucken der Augenbrauen, jedes leiſe Stirnrunzeln, jede unſchöne Bewegung des Mundes ſtellt ſich ihr dar. Und keine Miene bleibt ungerügt; denn mit unverwandter Achtſamkeit hängt das durchdringende Auge Garcia's an den Zügen der Singenden. Aber er rückt und richtet nicht etwa die Kinnbacken oder die Lippen, er verwirrt nicht die Begriffe ſeiner Schülerin durch unverſtändliche wortreiche Beſchreibungen der Mundſtellung und Kopfhaltung; er wiederholt ganz einfach die Lehre der alten berühmten italieniſche Singmeiſter Toſi und Mancini: „Que tout chanteur doit placer sa bouche comme il a coutume de le faire lorsqu'il sourit naturellement, c'est à dire, de manière que les dents supérieures soient séparées perpendiculairement et médiocrement de celles d'en bas." Ohne an der Haltung des Körpers wie ein Unterofficier zu meiſtern, ſagte Garcia nur ſtreng: „Ayez le corps droit, tranquille, d'aplomb sur les deux jambes, éloigné de tout point d'appui." Die Arme müſſen etwas rückwärts

halten werden, „afin de ne pas gêner le jeu de la poitrine.“ — Die Lehrſtunde ſcheint beendet. Mit freundlicher Sorgfalt giebt der Maeſtro der Schülerin das Geleit, wiederholt noch einmal in gedrängter Kürze den Inhalt des heutigen Unterrichts, ertheilt die Aufgabe für die häuslichen Studien und ſpricht der zagend Scheidenden mit herzgewinnenden Worten Muth ein.

Doch ſeht! da öffnet ſich von neuem die kaum geſchloſſene Thür: ein junger, blaſſer Mann, begleitet von einigen älteren Herren mit weiſen Mienen, tritt ein, verbeugt ſich linkiſch-hochfahrend, und überreicht mit ſelbſtgefälligem Lächeln verſchiedene Empfehlungsſchreiben, unter welchen Namen wie Meyerbeer, Auber, Spontini prangen. Es iſt ein Sänger aus der Provinz: er will ſich, berauſcht von den Lobpreiſungen ſeiner Tafelfreunde, der Bühne widmen. Der reiche Papa und der noch reichere Onkel geleiten ihn nach Paris: Vetter Meyerbeer ſchickt ihn zu Garcia, nachdem er ihn vorher von Pontius-Auber zu Pilatus-Spontini geſandt. Wie nachläſſig wirft Garcia jene wichtigen Briefe bei Seite, aber wie ſorgſam beginnt er die Prüfung des jungen Mannes! Der angehende Kunſtjünger hat ſeine Lieblingsarie mitgebracht, ſein Paradeſtück; Verdi iſt ſein Abgott unter den Componiſten! Das Recitativ beginnt, Garcia begleitet. Die Stimme iſt ſchwach

und doch scharf, schon halb gebrochen, der Ansatz unnatürlich, gepreßt, die entsetzlichste Anstrengung offenbart sich bei jedem Tone; dazu falsche Respiration und undeutliche Aussprache. Der Meister wird immer ungeduldiger: seine Füße fangen an, sich krampfhaft zu bewegen, er beschleunigt das Tempo, in Fieberhast hüpfen seine schlanken Hände über die Tasten, sein Gesicht verändert sich fast bei jedem Tone; immer unruhiger blitzen die Augen; die Zähne pressen sich auf die Lippen; plötzlich springt er auf mit dem halberstickten Rufe: „Assez, Monsieur, assez, je vous prie!“ Erschöpft sinkt er auf einen Sessel; eine qualvolle Pause entsteht. Endlich entwickelt der Meister dem Sänger ruhig und bestimmt die Gründe, welche ihn veranlassen, sein Gesuch zurückzuweisen, trotz aller Empfehlungen Meyerbeer's und Spontini's. Seine Offenheit und Ruhe dem Beleidigten gegenüber ist bewunderungswürdig. Zum Schlusse räth er dem Erstaunten freundlich, wenn er seinen Worten nicht unbedingten Glauben schenke, sich an einen andern Lehrer zu wenden, und verabschiedet den getäuschten Verdi-Anbeter mit feinster Höflichkeit.

O wie häufig entläßt er Schülerinnen, die mit Anmaßung und halbzerstörten Stimmen sich zu ihm drängen und von seiner Hand einige Blumen über ihre Trümmer streuen lassen möchten! Wie unduldsam ist er gegen

musikalische Beschränktheit, gegen Talentlosigkeit und Trägheit! Seine Härte, solchen Erscheinungen gegenüber, hat ihm einen schlimmen Ruf gemacht, seine Heftigkeit vielen Augen bittere Thränen entlockt, aber seine Gerechtigkeit bleibt sich stets gleich. Er wird keinen Augenblick einem Schüler ein Interesse heucheln, das er nicht für ihn fühlt, oder das dieser verwirkte durch eine oder die andere der eben angedeuteten Eigenschaften; unbarmherzig läßt er es fühlen, wie wenig ihm an einem solchen Zöglinge liegt. Mit der einen Hand greift er dann wohl nachlässig einige begleitende Accorde, in der andern hält er ein Buch: eifrig lesend schaut er nicht auf, und nur das eintönige „encore!“ am Schlusse einer Solfeggia beweist, daß das Ohr des Meisters noch wacht.

Je unfertiger, ungemeißelter eine Stimme ihm gebracht wird, desto dankbarer nimmt er sie auf! Wie freudig begiebt er sich dann an seine mühevolle Arbeit, wie unermüdet zeigt er sich, wie sorgsam und gewissenhaft wacht er über dem ihm anvertrauten Schatze! Dagegen befaßt er sich nur ungern mit sogenannten „Reparaturen“ und „letzten Ausschmückungen“, gesteht dies aber nach Künstlerweise ganz unverhohlen; und Sänger und Sängerinnen, die in solcher Absicht des Meisters geheime Werkstatt betreten, werden selten viel Freude erleben in den Lehrstunden Garcia's.

Ach! ich wollte, einige jener deutschen Singlehrer, die jedem ihrer Schüler auf ihre Unfehlbarkeit einen Schwur abzunehmen pflegen, gingen ein Weilchen selbst in die Schule dieses feurigen und doch so besonnenen, kunstbegeisterten Spaniers! Dort müßten sie ruhig und vorurtheilsfrei die „Methode" Garcia's prüfen, eine Methode, die ja nur eine geklärte Wiederholung der gerühmten Lehrweise der alten italienischen Meister ist, die der alte Garcia als schönstes Vermächtniß seinem genialen Sohne hinterlassen, und die eben dieser Sohn so trefflich zusammenfaßt und darlegt in seinem ausgezeichneten Werke: „L'art du chant." Sicher würde mancher dieser ausgeflogenen Vögel ganz unkenntlich zurückkehren, frei und fröhlich zwitschern, lustig und hoch die Schwingen heben und lachend erzählen, wie man in dem großen herrlichen Paris, in der kleinen Rue Chabannais No. 6 sein ellenlanges, fest angewachsenes Zöpfchen schmerzlos verlieren könne. Wäre das nicht herrlich?

Doch still, still! Soeben hat meine holde Beschützerin, leise mahnend, jenen Zauberschleier berührt, der uns umhüllte. Gehorchen wir diesem sanften Gebote! erzürnen wir die Liebliche nicht! trennen wir uns, wenn auch seufzend, von dem anmuthigen Gemache! — „Lieber Meister Garcia, lebe wohl! Herzinnig freuen wir uns, daß wir Dich belauscht: glaub' uns, wir werden noch

oft zurückflattern zu Dir, auch ohne Feenhülfe, im Geiſte nämlich, um Dich dankbar und bewundernd anzublicken. Und die goldnen und ſilbernen Klänge, die Dein Machtwort jungen, friſchen Lippen entlockt, werden uns dann überſtrömen und wiegen, die hellen Tröpflein perlender Rouladen uns neckend und erquickend berühren, ſüße Träume werden über uns kommen, und ſo wird das arme geängſtigte Herz nicht mehr die unaufgelöſten Diſſonanzaccorde der Alltagswelt vernehmen!“

## Eine Melodie.

„Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einſt die Liebſte ſang."

Heine.

In der vormaligen Hauptſtadt der Normandie, in dem alten ernſten Rouen, das mit ſeiner impoſanten Kathedrale, ſeinen ſtolzen Kirchen und ſchmalen dunklen Straßen den Eindruck macht, als dulde es keine weltlichen Freuden in ſeinen Mauern, hatte ſich im Späthherbſt des Jahres 1792 eine muntere Schauſpielertruppe niedergelaſſen. Der Director übernahm das große unheimliche Theatergebäude der Stadt gegen einen ziemlich hohen Preis und gab dort mit ſeiner Geſellſchaft fünf Mal in der Woche Vorſtellungen, und zwar führte man ausſchließlich Opern auf. Das Orcheſter war leidlich,

die Truppe mittelmäßig, und ſo hatten die guten Bewohner Rouen's die Freude, gegen ein geringes Eintrittsgeld die Schöpfungen ihrer berühmten Landsleute Mehul, Lully, d'Alayrac und des großen Belgiers Gretry zu bewundern. Wie viel Thränen floſſen aus ſchönen Augen bei des treuen Blondel's Lied:

„Oh Richard, oh mon roi,
L'univers t'abandonne!"

wie ſeufzte man bei dem rührenden Geſange Joſeph's, wie entzückte die ſeltſam naturwahre Malerei des Sturmwindes im dritten Acte von Lully's Iſis! Und das Duo der beiden Savoyarden in d'Alayrac's Guliſtan wurde bald zur entſchiedenen Lieblingspièce des damals ſehr dankbaren Publicums.

An einem regneriſchen Octoberabend, deſſen kalte Schauer an den nicht allzufernen Winter mahnten, ſtand ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren mit der Miene eines eifrig Lauſchenden auf einer kleinen ſchmalen Treppe, die von den Schauſpielern als Eingang benutzt wurde, und an deren Ende ſich eine niedrige Thür befand, die in das Zimmer hinter der Bühne führte. Seine Kleidung war leicht, faſt ärmlich, doch die Geſtalt vornehm, ſchlank und von eleganter Haltung. Die ſchlechte Laterne, die man neben der Thür befeſtigt hatte, warf ihr unſicheres Licht auf ein junges friſches Geſicht

und ſpiegelte ſich in glänzend braunen heiteren Augen wieder. Auf der Stirn des Jünglings aber lag mehr als Jugend und Heiterkeit; da lag eine morgenröthliche Verkündigung des herrlichſten Sonnenſcheins, jene unbeſchreibliche Verklärung des Genies; auffallend licht und frei war dieſe Stirn, von der das braune Haar weit zurückgeſtrichen war. Man gab d'Alayrac's Guliſtan, und vernehmlich, wenn auch gedämpft, drang jeder Ton zu dem einſamen Lauſcher.

„Jetzt muß das Duett der beiden Savoyarden ſich einleiten," murmelte er vor ſich hin, „richtig, da iſt ſchon die Introduction, noch zwei Tacte und die Stimmen ſetzen ein! Ach! wer doch Geld, viel Geld hätte, um dergleichen allabendlich ſo recht in der Nähe hören und ſehen zu können."

Und ein leiſer Seufzer entſchlüpfte den hübſchen friſchen Lippen, aber er lauſchte weiter, denn ſanfte anmuthige Stimmen ſchwebten zu ihm hin. Plötzlich hörte er einen Fall und Schrei, und gleich darauf ſtieß man die Thür ſo heftig auf, daß der junge Mann vor Schreck und Schmerz einige Stufen zurücktaumelte.

„Was wollen Sie hier?" herrſchte ihn eine unfreundliche Stimme an, „holen Sie lieber einen ſtarken Träger, der uns die kleine Marion nach Hauſe ſchleppt; ſie iſt eben in eine Verſenkung gefallen und hat ſich den

Fuß verletzt. Die Oper muß aber zu Ende gespielt werden, auch ohne den zweiten Savoyarden; von uns hat keiner Zeit, sich um das Mädchen zu bekümmern."

„Ich will sie selbst tragen," sagte der junge Mensch.

„Nun, dann rasch hinein!" lautete die mürrische Antwort. Der Jüngling folgte der Aufforderung und befand sich bald in einem großen düstern, matt erleuchteten Zimmer dicht hinter der Bühne, wo auf einem schlechten gebrechlichen Sessel ein junges Mädchen in der Kleidung eines Savoyardenknaben lag. Vor ihr kniete eine verwachsene alte Frau, die eben einen Kinderfuß von merkwürdiger Weiße und Zartheit verband.

„Mademoiselle Marion, nehmen Sie sich zusammen, da ist jemand, der Sie nach Hause tragen wird, und die alte Luison soll ihm den Weg zeigen und mitgehen," sagte der Unfreundliche.

Der junge Mann näherte sich nun dem Sessel mit fast ritterlicher Galanterie und verbeugte sich wie vor einer Prinzessin. Als er aufsah, hatte sich ein von kurzen dunklen Locken eingefaßtes Antlitz ihm zugewandt, ein Antlitz von so bezaubernder, wenn gleich noch kindlicher Schönheit, Augen von so süßem Ausdruck und reinem Blau, daß er unwillkürlich diese Reize mit einem vollen Lächeln des Entzückens begrüßte. Sein Lächeln leuchtete wieder: die lieblichsten Lippen gaben es zurück.

„Sie hat sich nicht weh gethan," sagte die alte Frau, „nur den Fuß versprungen. Morgen wird alles wieder gut sein, aber jetzt rasch nach Hause."

Sie warf nach diesen Worten einen schwarzen verhüllenden Mantel um die zierliche Gestalt Marion's, und Adrian, so hieß der junge Mann, nahm das Mädchen in seine Arme, so leicht und sorglich wie ein Vater sein Kind, die alte Frau trippelte hustend mit einer Laterne voraus, und so zog die kleine Caravane durch einige Straßen Rouen's.

Es hatte aufgehört zu regnen, aber es war kalt. Marion sprach nicht, sie schmiegte sich vertrauensvoll an ihren Schützer und ihr reiner Athem säuselte ruhig und gleichmäßig an der Wange Adrian's vorüber, und ihre Locken wehten über seine Stirn. Er ging dahin wie im Traume, so langsam, daß die Alte oft fragte: „Sie wird Euch wohl zu schwer?" — „O nein!" antwortete er dann rasch und feurig.

Bald blieb die Frau vor einem schmalen Häuschen stehen und sagte: „Hier wohnt Marion's Muhme." Adrian schreckte zusammen, aber die Treppe hinauf durfte er sie noch tragen. Ein ältliches, gutmüthig blickendes Frauenzimmer stürzte mit allen Zeichen einer schmerzlichen Ueberraschung herbei und nahm schluchzend und küssend das junge Mädchen aus Adrian's Armen.

„Darf ich morgen fragen, ob Mademoiſelle ſich wohler befindet?“ fragte der Jüngling und zögerte zu gehen.

„Gewiß!“ lachte ſchelmiſch Marion. „Ich danke Euch herzlich für Eure Dienſte und bitte mir Euren Namen zu ſagen.“

„Adrian Boieldieu, älteſter Sohn des Secretairs ſeiner Eminenz des Cardinals de Laroche Foucauld.“

„Boieldieu! ſeltſamer Name!“

„Deſto weniger werdet Ihr ihn vergeſſen!“

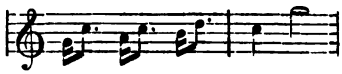
„Kann ſein!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Dieſer eigenthümlichen Scene folgte eine kleine Idylle von faſt rührender Art. Die beiden friſchen, heitern, ſchönen Kinder ſahen ſich wieder, ſahen ſich oft und liebten ſich. Ihre Zärtlichkeit war ſo tief und innig, daß beide den Gedanken an eine Trennung bald nicht mehr zu faſſen vermochten. Marion war ein elternloſes verlaſſenes Geſchöpf von kaum ſechszehn Jahren, deren einziger Reichthum eine ſeltſame Anmuth und Grazie und eine wunderliebliche Stimme war. Durch welchen Zufall ſie in die Hände des Schauſpieldirectors gerathen, wußte ſie nicht, überhaupt hatte ſie von ihrer Kindheit nur eine Erinnerung, ein kleines, wehmüthig

ſüßes Lied, eine alte ſchottiſche Melodie, die ihr einſt, wie ſie behauptete, eine ſchöne blonde blaſſe Frau, die ſie Mutter genannt, vorgeſungen. Adrian konnte die Melodie nicht oft genug hören, ſie hatte einen ganz unbeſchreiblichen Reiz für ihn, und er bat ſie bei jeder Zuſammenkunft um das liebe, liebe:




denn Worte wußte ſie nicht dazu. Dann ſchloß er die Augen oder legte ſein hübſches Geſicht in die Hand und ſah aus, als träume er von allerlei herrlichen Dingen, und zuweilen ſummte er leiſe mit. Sie ſahen ſich aber nur in den Proben, Marion und Adrian: dort unter gemalten Bäumen und ölgetränktem Monde, auf hölzernen Roſenbänken zwiſchen Stricken, Laternen, zerriſſenen Couliſſen und altem Gerüll, erwuchs die holde Blume ihrer ſchuldloſen Liebe und ihr Glanz verklärte die ganze armſelige und wirre Umgebung. Sie brauchten keinen Nachtigallengeſang und kein Quellengerieſel, um ihre Zärtlichkeit poetiſch zu finden; in ihren eigenen jungen Herzen rieſelte die Quelle friſcheſter Poeſie und ihre glückliche ſorgloſe Liebe ſang nur Lerchenlieder und verſtand nicht Schwermuth und ſanfte Klage.

Man hatte dem jungen Manne auf Marion's Bitten den Zutritt in den Proben gestattet; „er weiß so viel von der Musik," sagte sie zu dem Director, dessen Liebling sie war, „und hat jeden Abend Stunde bei dem Organisten Broche. Alle meine Rollen kann er mir vorsingen und merkt sofort, wenn der unausstehliche Monsieur Careaux einen falschen Ton auf seiner Geige spielt, oder der alte Martin zu früh mit seinem Fagot einsetzt. Gewiß wird er einst ein großer Musiker!"

In Folge dieser Lobreden erlaubte der Director, der zugleich der Musikdirigent seiner Truppe war, daß der junge Boieldieu in den Proben zuweilen eine Ouverture dirigirte, oder einen Act, und das ging dann immer wunderbar feurig, und die alten Musiker lachten vor Freude und erstaunten über ihre eigenen Leistungen. Adrian war glückselig bei solchen Versuchen. „Siehst Du," sagte er zu Marion, die stolz und strahlend unter seiner Leitung ihre kleinen Partien sang, „ich fange jetzt an, die Flügel zu regen zu höherm Fluge, ich versuche mich; aber ich muß auch ein rechter Musiker werden und nicht blos ein Musikant, nein, ich muß auch schaffen und viel schaffen. Ich will Opern schreiben, und die mußt Du singen, und dann fliegen unsere Namen vereint durch die Welt!"

„Und dann werden wir reich sein und schöne Kleider tragen und immer fahren und ein prächtiges Haus haben," malte Marion weiter.

„Und wir leben in Paris und Mehul kommt zu uns und der herrliche Gretry. Sie werden mir die Hand drücken und freundlich zu mir sprechen!"

„Aber sie werden auch die kleine niedliche Frau bewundern und aller Welt erzählen, wie sehr wir uns lieben und wie glücklich Adrian und Marion mit einander sind."

Und Adrian küßte lachend die zierlichen Hände der reizenden Prophetin.

Der liebliche Traum verflog bald genug, das fröhliche Spiel nahm ein trauriges Ende. Der alte mürrische Organist Broche, der Musiklehrer des jungen Boieldieu, erfuhr durch einen Zufall die Nebenbeschäftigungen und Studien seines Schülers. Wüthend stürzte er zum Vater Adrian's und entdeckte ihm die „saubern Streiche" seines Sohnes. „Ich habe von jeher behauptet, daß aus ihm nichts würde, da sehet nun die Erfüllung meiner Worte! Der Junge ist ein eitler, talentloser Taugenichts!"

Adrian wurde nun inmitten seiner Dirigententhätigkeit überrascht, davon geführt, streng bewacht, und als man ihm nach acht Tagen die Freiheit schenkte, war die Truppe „höherem Befehle" zufolge abgereist und

ſpurlos verſchwunden. Tief fühlte Boieldieu den Schmerz des Verluſtes ſeiner lieben Marion, aber er erkrankte nicht an dieſem Leide, ſeine Natur war eine zu kräftige, üppig treibende, ſie beſiegte ſein Weh. Mit einer Art von froher Verzweiflung warf er ſich wieder ganz ſeiner geliebten Muſik in die Arme, ſpielte, componirte, ſtudirte mit einem ungeheuren Eifer und las oft bis tief in die Nacht hinein ausgezeichnete theoretiſche Werke über Operncompoſition. Sein Hauptgedanke war nun einmal, eine Oper zu componiren und mit ihr nach Paris zu wandern. Paris war das Ziel ſeiner Sehnſucht, in dies brauſende Meer des reichſten Lebens verſenkten ſich alle ſeine Wünſche. Ein alter, in Rouen lebender Gelegenheitsdichter ſchenkte dem jungen Manne, deſſen liebenswürdigen Bitten er nicht widerſtand, einen ſehr mittelmäßigen, flüchtig gearbeiteten Operntext, den Adrian aber bezaubernd fand und ſofort in Muſik ſetzte.

Unter dieſen Studien, Arbeiten und Hoffnungen waren zwei Jahre verfloſſen, da wanderte eines Morgens im September Adrian Boieldieu, die Partitur ſeines Werkes unter dem Arme und 30 Francs in der Taſche, dem Ziele ſeiner Gedanken entgegen: er ging nach Paris.

Angekommen in der zauberhaften Rieſenſtadt, ſchlugen aber alsbald die Wellen des gewaltigen Lebens über dem Haupte des jungen unerfahrenen Mannes zuſammen

und raubten ihm fast die Besinnung. Glücklicher Weise trug ihn eine mitleidige Woge in das Haus des alten berühmten Instrumentenbauers Erard. Hier in dem Salon des kunstsinnigen, gastfreien Hauses durfte Adrian auf den kostbarsten Pianos spielen und, was noch mehr beseligte, spielen hören, denn Erard sah alle Künstler von Bedeutung bei sich. Boieldieu's Spiel erregte aber gar bald die Aufmerksamkeit aller Hörer, weniger durch die Bravour, als durch die bezaubernde Art seines Vortrags, und unter diesen Hörern waren Kenner, wie Rode und Garat.

Trotzdem fühlte der junge Mann allzugut, daß ihm noch sehr viel fehle, um aus seinem Talente eine Erwerbsquelle machen zu können in diesem an Künstlern so reichen und durch sie so sehr verwöhnten Paris. Er wandte sich also zu seiner Lieblingsbeschäftigung, zur Composition zurück, und versuchte nebenbei seinen Unterhalt durch Clavierstimmen zu erwerben. Das war freilich ein hartes, trockenes Brod, er aß es auch wohl mit Thränen, aber seine unüberwindliche Heiterkeit, dieser Grundzug seines Charakters, und die seltene Elasticität seines ganzen Wesens richteten ihn immer wieder auf.

An einem trüben und rauhen Februarnachmittage — Boieldieu war fast sechs Monate schon in Paris — kam er müde und erfroren in sein kaltes Dachkämmerchen

zurück, als er daſelbſt eine Notiz von Erard vorfand, in welcher dieſer ihn ſofort in die Rue Richelieu beſchied, woſelbſt man in dem Hauſe No. 30 im zweiten Stock einen geſchickten Stimmer verlangt hatte. Der junge Mann machte ſich augenblicklich auf den Weg. Er fand das Haus, man führte ihn in einen kleinen, aber äußerſt reich und geſchmackvoll decorirten Salon, in deſſen Mitte ein ſchönes Piano ſtand. Das Feuer flackerte luſtig im Kamin, die Vorhänge waren geſchloſſen, eine Lampe leuchtete von der Decke herab, ein Blumenflor der mannichfaltigſten Art zog ſich, reizend arrangirt, an den Wänden hin. Adrian fühlte ein unbeſchreibliches Wohlbehagen und eine ſüße Wärme ſein ganzes Weſen durchdringen, es war ihm als müſſe er hier ruhen und träumen. Und er vergaß auch warum er hergekommen, ſetzte ſich an das Piano und ſpielte, zuerſt voll und rauſchend, dann leiſer, und endlich kam er, er wußte ſelbſt nicht wie, in den warmen kurzen Traum ſeiner erſten roſigen Liebe: das alte ſchottiſche Liedchen ſchlich langſam und weich über die Taſten. Da hob ſich eine Portière von violettem Sammt: ein junges Weib erſchien auf der Schwelle und eine wunderſchöne Stimme wiederholte zitternd, zweifelnd, ahnend den Refrain: „la — à — la à — la — la!“ — Marion ſtürzte dem Träumer in die Arme. Ja, ja, dies bezaubernd hübſche Geſchöpf im roſa

Seidenkleide, mit den üppigen Formen und blitzenden Augen war das kleine Mädchen der Schauspielertruppe von Rouen.

„Ach, sei nur nicht böse, Adrian," sagte sie nach einer Pause mit hinreißender Naivetät, „ich bin verheirathet und heiße jetzt Madame St. Aubin. Alle sagten, daß ich auf Dich doch nicht warten könne, nicht warten dürfe, ich würde alt und häßlich darüber werden. Ich habe viel deshalb geweint, aber es half nichts. Nun bin ich schon seit einem Jahre engagirte Sängerin der Opéra comique, gefalle den Parisern und sie gefallen mir auch. St. Aubin ist gut, ich sehe ihn oft wochenlang nicht, er reist viel."

Adrian sah schmerzlich lächelnd der jungen Frau in's Gesicht und schwieg. „Glaube mir nur," fuhr sie anmuthig schmeichelnd fort, „ich habe viel, ach sehr viel an Dich gedacht, und weiß gar gut, daß es tausend Mal schöner sein würde, wenn ich Dir angehörte. Weißt Du noch, wie herrlich wir oft träumten?"

Und Adrian schien sich dessen zu erinnern, denn er zog die Geliebte heftig an sich und verbarg sein erblaßtes Gesicht an ihrem Halse.

Etwa vier Monate später führte man in der Opéra comique eine Operette auf, von einem gewissen Adrian Boieldieu: „la dot de Suzette". Die gefeierte, unendlich

beliebte Madame St. Aubin hatte die Hauptrolle übernommen. Die kleine Oper hatte einen außerordentlichen Erfolg, die blasirten Pariser waren electrisirt von dieser frischen, lieblichen Musik, von diesem Reichthum origineller Gedanken. Aber wie spielte, wie sang auch die St. Aubin! Ihr Name vereint mit dem des Componisten, schwebte von tausend Lippen; beide wurden stürmisch gerufen.

Nach der Oper war ein kleines Souper bei Marion. „Siehst Du," sagte sie mit ausgelassener Fröhlichkeit, als Adrian strahlend bei ihr eintrat, „einer Deiner ehemaligen Wünsche fand schon Erfüllung: ich habe Deine Melodien gesungen und laut und freudig nannte man unsere Namen. Ob aber Gretry und Mehul in Folge dessen zu uns kommen werden, bezweifle ich, armer Freund. Da ist aber einer, der sich sehr auf Dich freut und mich eben um die Erlaubniß bat, Dir die Hand drücken zu dürfen; er nennt sich Monsieur Cherubini."

Und ein schlanker, schöner Mann von 32 Jahren trat heran und schloß mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit den freudetrunkenen Componisten in die Arme.

Viele Jahre waren vorübergerollt; der Name Boieldieu gehörte schon zu den glänzenden Sternen am musikalischen Himmel Frankreichs. Der grazieuse, geistreiche „Chalif von Bagdad", der „neue Gutsher", das „Roth-

käppchen" und andere Werke hatten seinen unsterblichen Ruhm gegründet. Der geniale Componist wurde zuerst an dem Pariser Conservatorium als Professor des Pianofortespiels angestellt, folgte aber später einem ehrenvollen Rufe als kaiserlicher Capellmeister nach Petersburg. Im Jahre 1811 kehrte er jedoch nach Paris zurück; seine Gesundheit ertrug das rauhe Klima des Nordens nicht. Er brachte viele neue Schöpfungen mit, zum Entzücken seiner Freunde, prächtige Militärmusiken und die Chöre zu Racine's „Athalia", und in der Freude seines Herzens, nun wieder in der Heimath zu sein, begann und vollendete er gleich nach seiner Rückkehr den köstlich frohen „Jean de Paris".

Trotzdem trübte sich der Himmel über ihm. Der Name des jungen Rossini wurde in Frankreich immer lauter und enthusiastischer genannt und seine Opern mit Jubel aufgenommen. Boieldieu sah sich in den Hintergrund gedrängt, selbst „Jean de Paris" hatte nicht den erwarteten Erfolg. Sein Herz wurde muthlos, sein Körper krank; verzweifelte Anstrengungen zu neuen Arbeiten brachten nur geringe Resultate hervor. Adrian Boieldieu brauchte jetzt Sonnenschein, vollen, heißen Sonnenschein, sonst verkümmerte die Knospe seines Schaffens. Aber woher sollte ihm die Sonne leuchten? Marion war schon vor seiner Abreise nach Petersburg verschwunden;

man erzählte sich lachend, daß ihr eigener Mann sie entführt; und Adrian's Freunde konnten augenblicklich nichts Erhebliches für ihn thun. So verlebte er ohne eine eigentliche Anstellung vier schwere Jahre; Körper und Geist ermatteten immer mehr; eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich des sonst so lebensfrohen Mannes. Die Aerzte schickten ihn nach Italien; zärtliche Freundessorge bahnte ihm den Weg dahin: aus eigenen Mitteln hätte er diese kostspielige Reise nicht zu bestreiten vermocht. Lange hielt er es aber nicht aus fern von seinem Paris, fern von seinem schwärmerisch geliebten Cherubini; er raffte seine letzten Kräfte zusammen und trat den Rückweg an. Allein in Brüssel erlag der erschöpfte Körper, Adrian Boieldieu erkrankte schwer. Man brachte ihn aus dem geräuschvollen Gasthofe in ein einsames Nebengebäude, und alle Kunstnotabilitäten der Stadt interessirten sich auf das Lebhafteste für den leidenden Musiker; des Nachfragens und Bedauerns war kein Ende und jeder wollte zu seiner Unterstützung, Erquickung und Bequemlichkeit seinen Theil beitragen. Davon wußte freilich der Kranke nichts; er lag in lachenden Fieberphantasien und träumte von Lorbeerkränzen und ewigem Ruhm.

Da — es war die neunte Nacht seiner Krankheit und der Wärter eben fest eingeschlafen, das Nachtlicht

brannte trübe und unruhig — richtete sich der Kranke plötzlich auf und blickte um sich. Es war ihm, als tönte eine alte Erinnerung in sein Traumsein: er horchte. Nein, es war keine Täuschung: es sang jemand, dicht in der Nebenstube, die Stimme klang müde, gebrochen, aber dennoch lieb, o so lieb und bekannt. Und das Lied? Nun, es war die alte, süße, schottische Melodie der kleinen reizenden Marion. Und er sah sie ja deutlich, diese Marion, sie gaukelte vor ihm auf und nieder in all' ihrer Schönheit, im vollsten Glanze ihrer Jugend, Liebe und Anmuth. Sie lächelte, winkte ihm und sang, und da mußte er, er konnte nicht anders, leise einstimmen in den Refrain: „la à — la à — la la!" Aber da drang ein schwacher Schrei aus dem Nebenzimmer, ein Schrei voll Jubel und Leid: dann wurde es still, schauerlich still drüben. — Als der Wärter gegen Morgen erwachte, fand er seinen Kranken in tiefer Ohnmacht.

So lag er viele Stunden; er hörte nicht, wie der Arzt kam, wie man sich um ihn beschäftigte und sorgte und nebenbei erzählte, daß in dieser Nacht im Nebenstübchen die berühmte ehemalige Sängerin der Opéra comique, Madame St. Aubin, gestorben sei.

„Das ist eine Wohlthat für dies arme Wesen," sagte der Arzt; „seitdem sie ihre Stimme verloren, in

Folge deſſen ihr Mann ſie ja verließ, führte ſie doch nur ein elendes Leben und wurde blos aus Mitleid von der Theaterdirection zuweilen verwendet und erhalten. Sie lebte in ihren Erinnerungen, und war abgenutzt, völlig verbraucht und überflüſſig.“ — So lautete die Leichenrede für eine der hochgefeiertſten, reizendſten Sängerinnen ihrer Zeit.

Acht Tage ſpäter war Adrian Boieldieu außer Gefahr, und mit dieſem Gefühl der Geneſung zugleich traf ein Brief aus Paris ein, der die Nachricht vom Tode Mehul's und zugleich den Antrag enthielt, deſſen ehrenvolle und einträgliche Stellung am Pariſer Conſervatorium einzunehmen. Da war endlich der erſehnte Sonnenſchein, und unter ſeinem belebenden Einfluſſe kräftigte ſich Boieldieu's Körper und Geiſt, es trieb und regte ſich gewaltig in ihm.

Er reiſte nach Paris, wurde mit Jubel empfangen von ſeinen Freunden, dem edlen Cherubini an der Spitze, und in ſeine neue Stellung feierlich eingeführt. Ob Adrian Boieldieu Marion's Tod erfahren? Niemand weiß es, er hat ihren Namen nie mehr genannt. Aber ein Denkmal ſetzte er der Geliebten, ein koſtbares Denkmal auf dem Grundſteine jenes einfachen, lieben Liedchens, das Marion ſo zierlich trällerte; das unvergängliche Monument heißt: „la dame blanche“.

Welchen Enthusiasmus dies Meisterwerk nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Musikwelt erregte, ist bekannt; Boieldieu ist durch dasselbe in die Reihe der *größten* Meister getreten. Die reiche Schöpfung blieb auch der Herzensliebling des Componisten selbst und sein letztes bedeutendes Werk. In seiner Todesstunde, am 9. October 1834, schien er sich noch mit ihr zu beschäftigen, denn man hörte ihn ganz leise die alte schottische Melodie anstimmen, die für sein Herz und seinen Ruhm so bedeutsam geworden, und seine Lippen lächelten dazu. Alle die Getreuen, die sein Sterbelager umstanden, hörten aber in demselben Augenblicke wie ein wundersüßes fernes Echo den wunderlieblichen Refrain:

## Der Tod der ersten Nachtigall.

In jener seligen, längst entschwundenen Zeit, wo die Erde Paradies genannt wurde und in üppiger unentweihter Herrlichkeit prangte, — eine Herrlichkeit, die uns nur dunkle, aber berauschende Sagen schildern — durchzog ein Schwan die Fluten eines reizenden See's. Die scheidende Sonne streute Goldfunken auf den Wasserspiegel und tauchte die Gefieder des stolzen Vogels in blendendes Licht. Damals aber konnten die Schwäne singen; der liebe Gott hatte ihnen eine Stimme gegeben, voll, mächtig, erschütternd, und das Morgen- und Abendlied eines Schwanes war eine entzückende Andachtshymne

für die ganze Natur. Und so sang auch der glänzendste, stolzeste aller Schwäne, von dem ich Euch jetzt erzählen will: die Wellen erzitterten in Wonne, die Sonne zögerte von hinnen zu gehen, des Mondes bleiches Angesicht aber erhellte sich immer mehr, auch einzelne Sternlein lauschten selig diesen unendlich bezaubernden Tönen. Verklärt blickten die Blumenaugen darein, die Bäume rauschten in herzinniger Lust, und die Engel, die damals noch jeden Abend leuchtend das Paradies durchzogen, jedes Geschöpf Gottes anzuhauchen, damit es erquickenden Schlummer fände, schauten den Sänger an mit himmlisch lieben Augen. Dieser aber verstummte allmählich; stolze Freude wogte in seiner Brust, und hochmüthig triumphirend rief er aus: „Wessen Stimme ist wohl herrlicher, entzückender als die meine? Ich, ich allein bin der Gott im Reiche des Gesanges! Wer vermag sich zu messen mit mir?“ — Tiefe Stille folgte diesem Rufe; die Engelaugen aber trübten sich und ihre lichten Gestalten schwebten vorüber wie stille Seufzer. Die Blumen senkten die Köpfchen und flüsterten leise mit einander, unmuthig schüttelten die Bäume ihre Wipfel. Den Schwan, umgeben von schmachtenden bleichen Wasserrosen, kümmerte das nicht: er senkte das Haupt und schlummerte ein.

Da bebten plötzlich wehmuthsvolle, unnennbar süße

Klänge durch die Luft und drangen in die Träume aller Blumen, vor allem aber tief, tief in die Bruſt des ruhenden Sängers der Fluten. Er vermochte nicht aufzublicken, eine nie gefühlte, ſchmerzliche Wonne drückte ihm mit ſanfter Gewalt die Augen zu. Die Töne wurden lauter, das Singen mächtiger, es war eine Stimme, wie ſie der Schwan noch nie, nie vernommen, bald laut jauchzend in ſehnſuchtsvoller Luſt, bald klagend und ſchmerzbebend, daß das ſtolze Herz des Lauſchenden erzitterte. Wie ſelig und doch qualvoll war dieſe Nacht für den ruheloſen Flutenkönig! Mit dem erſten Morgenſtrahle verſtummten aber die Zauberklänge: der Schwan ſchaute ſuchend umher: die Blumenaugen ſtanden in Thränen, die Vögel prieſen mit Freudengeſchrei die himmliſche Nachtſängerin, ſogar die ernſten Bäume waren in ſüßes Erinnern verloren. Zum erſten Male ertönte ungehört das Morgenlied des Schwanes. Da zog Zorn, Schmerz, Neid und Haß in ſein wildes Herz; er ſchwamm dem Ufer zu, von welchem in der verwichenen Nacht die Töne herübergeſchwebt, und forſchte nach der zauberiſchen Sängerin. Vergebens, kein Vogel, keine Blume vermochte es ihm zu ſagen.

Da erblickte er einen blühenden Roſenbuſch, bethaut von hellen Thränen. „Sage mir, Du ſchöne Blumenkönigin," fragte er die Roſe, „haſt Du auch geträumt in

dieſer letzten Nacht von himmliſch ſüßen Klängen? Und kennſt Du die Bruſt, aus der dieſe Wunderquelle ſtrömte?“ — „Ich kenne ſie,“ flüſterte die Roſe und erglühte heller: „die Nachtigall ſang, die geſegnetſte, reinſte aller Sängerinnen, ſie, die ſtrahlende Königin der Tonwelt, ſie, die ich liebe wie die Sonne.“ — „Ach, ich ſinge ihr Lob mit Dir, Du Reizende!“ antwortete der Schwan, „aber mein Herz brennt vor Verlangen, ſie zu ſehen, ſie zu küſſen; König und Königin müſſen ſich ja lieben, ſüße Roſe. O, verkünde Du mit Deinen holden Lippen der Herrlichen, daß ich ſie liebe, daß ich ſie erwarte dieſe Nacht auf kryſtallenen Fluten, auf kühlen Wellen, die der Mond küßt; Lotosblumen werden ihr entgegenduften, an des Königs Bruſt ſoll ſie ruhen, und ſelig vereint ziehen dann unſere Stimmen hinaus in die träumende Welt.“ — Die Roſe neigte tiefer das liebliche Haupt: „O, daß ſie nicht folgte dem lockenden Rufe!“ hauchte ſie, „mir ahnt Leid und Weh.“

Und die Nacht blickte mit tauſend ſtrahlenden Liebesaugen auf all' die unzähligen Reize der wunderſchönen Erde; der Schwan wiegte ſich blendender, königlicher denn je auf den goldig ſchimmernden Fluten; ſeine wildbewegte Bruſt wogte, dunkel und unheimlich leuchteten ſeine Augen. Ein warmer Dufthauch, ein Engellächeln ging durch die ganze Natur; da tönte es wie ſanfter

Flügelschlag, und an das Herz des Schwans sank die Nachtigall, die Königin des Gesanges. Verwundert schaute der König auf sie herab: wie einfach war das graue Gewand, das sie trug, wie klein und zart ihre Gestalt; aber ihre Augen leuchteten wie zwei demantene Thränen, ein zauberisches Gemisch von feurig seliger Lust und tiefem endlosen Leide. Als sie ihn nun anblickte und, leise die Schwingen bewegend, in ihrer himmlischen Tonsprache zu ihm redete, da erwachte der alte böse Feind, Neid genannt, wieder mächtig in des Schwanes Brust: er erfaßte die Flatternde und zog sie hinab tief in die kalten mitleidslosen Wellen. Ein einziger herzzerschneidender Klagelaut ertönte, und stille, schauerlich stille war's über dem Wasser.

Die Leiche der Königin lag am andern Morgen am Ufer, im Schatten des treuen Rosenstrauchs, der alle seine rothen Blätter über sie gestreut hatte und das düstere Geheimniß ihres Todes mitnahm in's Grab. Zu dem stolzen Schwan aber trat ein Engel mit ernstem Blicke und sprach: „Dir und Deinem Geschlechte sei von dieser Stunde an die göttliche Gabe des Gesanges genommen für alle Zeit!"

Und das Wort des Engels ging in Erfüllung. Die Nachtigallen wohnen stets an einsamen Wassern und beweinen singend ihre erste holde Königin; die

schönen glänzenden Flutenkönige aber, die Schwäne, hören allnächtlich diesen Klagegesang und träumen von ihrem verlorenen Paradiese, wie wir armen Menschenkinder auch; doch nur in ihrer Todesstunde erfüllt sich das dunkle mächtige Verlangen ihrer Brust: die milde Segenshand des lieben ewigen Vaters da droben löst dann das Band ihrer Zunge, und wonnetrunken hauchen sie ihr stilles Leben aus in leisen, wundersüßen Klängen.

Ach, auch unserem wundgedrückten, getäuschten Herzen geht ja in dem letzten bangen Erdenstündlein Paradiesesseligkeit auf: alle Fesseln fallen, die Seele jauchzt, blendender Lichtglanz strömt in unsere Augen, Himmelsmelodien dringen in unser Ohr, die bebenden Lippen versuchen sie nachzuhauchen, diese bezaubernden Gesänge, — so gehen wir ein in unser verlorenes heißersehntes Eden; — die Menschen aber nennen diese letzte tönende Verklärung Schwanengesang.

## Eine Sylvesternacht.

„Auf Erden
Wird Mancher ſchon in ſeiner Jugend Greis
Und ſtirbt, eh' noch des Mannes Alter naht,
Nicht von der Wuth des blut'gen Kriegs getödtet.
. . . . . .
Dem Einen welkt, dem Andern bricht das Herz,
Und letz'res iſt ein Uebel, das noch mehr
Dahinrafft, als im Buch des Schickſals ſtehen,
Weil's vielerlei Geſtalt und Namen trägt."

Byron.

Für ein Herz, das irgend einen heimlichen Schmerz mit ſich herumträgt, für eine Seele, die viel erlitten und erfolglos gekämpft, für einen Menſchen, der einſam daſteht, gleichviel ob verſchuldet oder nicht, iſt gewiß der letzte Abend des Jahres der ſchwerſte. Wir bringen die eigenthümliche Sylveſterſtimmung, die ſich mit keiner andern vergleichen läßt, aus unſerer

Kindheit mit herüber, und das Andenken an die lieben grauen Locken des Vaters, und die sanften Augen der Mutter ist unzertrennlich vom Schlage der bedeutsamen zwölften Stunde. Aber mit diesen rührenden Bildern steigen auch zugleich die Erinnerungen an das Weh unseres ganzen vergangenen Lebens auf; alle gestorbenen Hoffnungen regen sich schmerzhaft zuckend in ihrem Grabe, alle unerfüllten Wünsche fordern laut und ungestüm Gewährung, längst vertrocknete Thränen fließen, längst vernarbte Wunden bluten wieder. Ein unerklärlicher Schauer durchbebt uns an der Schwelle des neuen Jahres, ein Schauer, der nicht zögert, uns im strahlenden Ballsaal, wie im traulichsten Kreise zu berühren; ein Hauch aus jener verhüllten Welt der Geister, für deren Mahnungen wir empfänglicher sind am Sylvesterabend, als sonst in irgend einer Stunde des Jahres.

Vielleicht waren es ähnliche Gedanken, die einen armen einsamen Musiker beschäftigten, der am letzten Abend des Jahres 1850 an seinem Schreibtisch saß; wenigstens schien jener Hauch, von dem wir eben redeten, erkaltend über seine Stirn und Wangen gezogen zu sein: sie waren so bleich und die Augen starrten wie erschreckt in die Leere. Arm nannte ich ihn, denn er war eben ein deutscher Operncomponist, hatte keine reichen Verwandten und keine hohen Gönner, ver-

ſtand es nicht, einem Theaterdirector zu ſchmeicheln und zweifelte an der Nothwendigkeit, gewiſſen muſikaliſchen Recenſenten demüthig den Hof zu machen. An dem Beifall des Publicums, ſo laut und herzlich er auch immer war, ſättigte ſich zwar ſein Herz, damit mußte er ſich aber auch begnügen. Wie vielen bereitete ſeine kunſtloſe, heitere, friſche Muſik wahrhaft frohe Stunden; noch keiner von den Vielen aber hatte für eine frohe Stunde des Componiſten geſorgt, an ihn, an ſein Leben dachte Niemand; man rief ſeinen Namen nach Beendigung der Oper und wähnte, man habe genug gethan.

Er war jetzt recht ernſt, der Einſame; die feinen Züge trugen den Ausdruck tiefer, aber geduldiger Schwermuth. Die blauen Augen, denen man noch zuweilen anſah, daß ſie gern und oft gelacht trotz aller Noth, ſie blickten noch jung, das Haar war noch ſchwarz, die vielen feinen Fältchen auf der Stirn und um den Mund hatte alſo nicht die ſanfte Hand der Zeit dort eingegraben, ſondern die harte, unbarmherzige des Kummers. Die ſchlanke, faſt zierliche Geſtalt war von mittlerer Größe und leicht und anmuthig in ihren Bewegungen.

Das breite altmodiſche Schreibpult, außer einem kleinen Piano das einzige bedeutende Möbel des großen ungemüthlichen Arbeitszimmers, war beſäet mit Notenblättern, angefangenen Briefen, Partituren, Clavieraus-

zügen, und mitten darauf ſtand eine grüne Schirmlampe, die ein trübes unruhiges Licht auf ein aufgeſchlagenes Buch warf. Es waren T. A. Hoffmann's „Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers.“

Die kleine Wanduhr zeigte faſt Mitternacht. Der Leſende erhob ſich und ſchob das Buch von ſich.

„Hoffmann! alter Capellmeiſter! Du verſtehſt zwar das alte Leid Deiner Zunft, Du haſt Dich gequält, gekränkt wie wir, aber zu tröſten weißt Du nicht! Du wirbelſt die Verzweiflungsgedanken und den Lebensüberdruß erſt recht auf, Du zerdrückſt das Herz und umſchleierſt den Blick! Dämoniſch biſt Du durch und durch in Deinen Büchern, wie in Deiner Muſik, und doch wollte ich, daß ich Dich gekannt hätte!“

— „Luft! Luft! Clavigo! Wie mich das Zimmer drückt! Es graut mir vor Allem, vor dem Tiſch, vor der alten unruhigen Uhr, vor dem ſchwarzen ſeltſamen Ofen, ja ich glaube, vor mir ſelber! Du allein trägſt daran die Schuld, Theodor Amadeus! Ich muß die Erinnerung an Dich verſcheuchen; ein Gang auf die Straße, ein Athemzug in friſcher Winterluft wird allen Spuk verbannen. Hinaus alſo! In dem großen Berlin, wo ich als Kind ſo oft Fremden „ein Proſit Neujahr!“ zugejubelt, will ich mir auch einmal von Fremden den erſten Gruß holen; — vielleicht bringt der Glück!“

seufzte er schmerzlich auf. „Meine Lieben und Freunde haben mir's bis jetzt vergeblich gewünscht, man muß es anders versuchen! Frau und Kinder schlummern, Gott segne sie!" Vorsichtig löschte er die Lampe, öffnete und schloß die Thür seines Zimmers leise, stieg langsam die Treppenstufen hinunter, fand die Hausthür offen und gelangte auf die Straße. Mechanisch schlenderte er vorwärts, unbekümmert um den Weg. Bald stand er auf dem Gensdarmenmarkt; es war sehr still überall, nirgends die Vorzeichen eines ausbrechenden Neujahrsjubels. Er bog in eine benachbarte Straße ein. Aus dem Erdgeschosse eines gegenüberstehenden Eckhauses, als berühmte und vielbesuchte Weinstube ihm bekannt, blendete ein schmaler greller Lichtstreifen sein Auge, der durch die zugezogenen Jalousien auf das Pflaster fiel und von dem frohen Leben ahnen ließ, welches sich hinter denselben noch regen mochte. Eben kam, in Hast, wie es schien, ein kleines mageres Männchen die steinernen Treppenstufen vor der Hausthür herunter und trat rasch dem Ankommenden in den Weg.

„Treten Sie gefälligst herein, lieber Musikdirector!" sagte er in schneller und scharfer Sprechweise; „ich weiß, Sie wünschen mich kennen zu lernen; ich habe auch schon viel und gerne an Sie gedacht. Lassen Sie uns ein frohes Neujahr mit einander feiern, ich sitze da drinnen"

— hier wies er auf das erleuchtete Fenster — „ganz ungestört und behaglich mit meinen Kindern und Lieblingen. Sie haben mir noch gefehlt; erlauben Sie, daß ich mich Ihnen als den Capellmeister Kreisler oder Theodor Amadeus Hoffmann vorstelle, — wie Sie wollen."

Der Angeredete griff an seine Stirn, athmete tief und murmelte endlich: „Entweder bin ich wahnsinnig oder im Traume. Um Verzeihung, sind Sie denn nicht längst begraben?"

„Für Manche nur, für Manche, für Auserwählte aber nicht!" lachte das Männchen, und sie gingen durch die Hausflur und traten in ein Zimmer, das man durch eine niedrige, seltsam gezackte Wand in zwei Theile getheilt hatte; in dem ersten war ein reich besetztes Büffet aufgestellt. Das dritte Zimmer war voller Menschen. Auf den schweren plumpen Holzstühlen mit hohen Lehnen saßen, nachlässig zurückgebogen, die reizendsten üppigsten Frauenbilder mit wunderschönen Augen, und neben ihnen standen oder lehnten an den großen, mit grüner Wachsleinwand bezogenen Tischen die fratzenhaftesten Männer, scheußlich verzerrte Gesichter, krüppelhafte Leiber. Andere wunderliebliche Geschöpfe mit blendenden Nacken, alterthümlichen Schleppen und Schleiern hingen an den Armen finsterblickender Männergestalten in fremden Trachten;

ein bezauberndes Mädchen wandelte, umschlungen von einem blondgelockten, altdeutsch gekleideten Jünglinge, lächelnd auf und nieder. Gewänder aus uralten Zeiten und moderne Atlaskleider, das Wams mit seidenen Puffen und der Frack gingen neben einander her, Gegenwart und Vergangenheit, Alles wirbelte bunt durch einander und verschmolz in Eins.

Und mitten unter Allen bewegte sich mit unglaublicher Lebendigkeit der sonderbare kleine Mann, der sich Kreisler genannt. Sein Kopf schien zu groß für den schmalen kurzen Körper, weil eine Fülle dichter dunkler Haare borstenartig emporgesträubt von allen Seiten abstand. Das Gesicht war häßlich, der Mund mit den schmalen Lippen fest zusammengekniffen, mit einem Zuge bittern Spottes in den Winkeln, die Augen bald stechend klug aufblitzend, bald eigenthümlich abwesend, die Redeweise kurz, abgestoßen und doch nicht ohne Wärme. Alle die Männer und Frauen sprachen ihn an, nickten und lächelten ihm zu, bald vertraulich scherzend, bald ehrerbietig, bald leidenschaftlich zärtlich; man nannte ihn „Capellmeister", „Kammergerichtsrath", „Freund", ja sogar „Geliebter". Er grüßte Alle freundlich, zog den neuen Freund bei Seite und sagte eigenthümlich lächelnd: „Das sind nun meine Herzenslieblinge, Kinder, besten Bekannten, Diener; ich habe sie alle lieb, so schlimm auch

einige von ihnen aussehen. Das prächtige Frauenbild dort im weißen Atlas ist meine „Julia". Giebt es vollere Schultern, schönere Arme, weißere Hände? Können dunkle Augen feuriger glühen, zärtlicher schmachten? Gegen ihre Schönheit verschwindet sogar die Herrlichkeit der stolzen „Prinzessin Brambilla" da drüben im rothen Sammetmantel und Federhütlein, und die verführerische „Serpentina", die dort mit ihrem „Studenten Anselmus" lustwandelt, darf sich kaum mit ihr messen. Wie der düstere Mann, „der Magnetiseur", sie mit brennenden Augen begehrlich anschaut, er will sie zu sich ziehen, allmählich, aber um so fester, doch widersteht sie seiner Gewalt; ich weiß es, er erringt das köstliche Weib nimmermehr! Sehen Sie wohl den „Daniel", den armen Burschen? Er kann das Winseln und Scharren an der Wand selbst hier nicht lassen; wie er die abgenutzten zerbrochenen Nägel verzweifelnd in die grüne Tapete setzt! Unseliger Schelm, er findet nirgends Ruhe! Da im Winkel, sehen Sie lieber gar nicht hin, sitzt der unheimlichste von Allen, der „Sandmann", vor dem sich nicht allein die Kinder fürchten möchten! Die schöne „Automatenjungfrau" steht vor ihm, das Uhrwerk schnarrt schon, ich wette, sie will ihn zum Tanze aufziehen; hu, welch' grausiges Paar!" Und er lachte wild und gellend auf; den Zuhörer aber durchfuhr es eisig, es war ihm, als rühre

der Tod an sein Herz, und er wurde bleicher und wandte sich fast mechanisch dem Ausgange zu, um zu fliehen.

Da ergriff der wunderliche Mann fest seine Hand, und ihm fast liebevoll in's Gesicht sehend, sagte er weich: „Genug des tollen Geschwätzes, nun ein Wort aus dem Herzen zum Herzen. Kommt mit mir in das letzte Zimmer, da habe ich vor alten Zeiten so oft und fröhlich gesessen mit meinem Devrient, Hitzig und dem sanften Weisflog. Dort plaudert sich's am besten. Wir müssen trinken, reden, offen gegen einander sein. Keine Kunst auf Erden verbindet ja rascher, fester, heiliger als die Tonkunst. Wir Musikanten allein verstehen aus vollem, heißem Herzen zu singen:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Wer denkt dabei nicht an die neunte Sinfonie? Schiller, der Begeisterte, hat nur die Lebenden umfaßt, Beethoven aber Lebende und Todte. Der erste Tact des Chorus: „Freude schöner Götterfunken", pocht an die Pforten der Gräber. — Champagner her!"

Kaum war dieser Ruf verhallt, so standen auch schon zwei wunderlich geformte hohe Gläser vor den beiden Männern, die sich an den Tisch gesetzt hatten, und in ihnen perlte der köstlichste, ruheloseste aller Weine.

Noch hatte der Musiker aus dem stillen Stübchen

kein Wort geredet, noch war ihm die Bruſt wie zuſammengeſchnürt und ſeine Augen brannten; kaum aber war der erſte Zug aus dem Glaſe über ſeine Lippen geglitten, als der Bann von ihm genommen wurde und die bange Scheu einer ſanften Freundlichkeit wich.

„Wißt Ihr, mein freundlicher Wirth, denn wirklich etwas von mir, daß Ihr mich ſo wohl aufnehmet?“ fragte er.

„Verdient der Componiſt des „Czaar und Zimmermann“, der „Undine“, des „Wildſchütz“ und anderer allerliebſter Sachen, verdient der brave, lebensmuthige, gemüthvolle Lortzing etwa eine ſchlechtere Aufnahme?“ lautete die Antwort.

„Ah, Sie kennen alſo meine Werke? Nun dann kennen Sie mich auch ganz!“ ſagte der Muſikdirector und ein ſtrahlendes Lächeln flog über ſeine Züge, und in dieſem Augenblicke ſchienen die Schläfen nicht mehr eingeſunken und die Wangen nicht mehr bleich. Und es brach das Eis der ſchüchternen Zurückhaltung vor der Wärme des Blicks und Händedrucks ſeines ſeltſamen Freundes, und während leiſe und berauſchend, wie aus weiter Ferne eine Muſik ertönte, wie ſie das Ohr des Muſikers noch nie gehört, glitt über die feinen Lippen eine Erzählung, ſchlicht und einfach wie ſein ganzes Selbſt, eine rührende Beichte, eine lange Dornenguirlande von Noth,

Kummer, Kränkungen und Thränen, eine jener alten und doch ewig neuen Mollvariationen auf das beliebte Thema: „res severa est verum gaudium“. Hier und da war wohl unter all' den stechenden Schmerzen ein kleines blasses Blümchen der Freude mit eingeflochten, und es war ergreifend, wie die gedrückte Seele, die da beichtete, immer davor so lange verweilte, aber von den Qualen sprach, als ob sie rasch und längst vergangen. Es war der erschütternde Erguß eines verschwiegenen kindlichen Herzens, das bei allen Stößen und Schlägen eines harten, ungerechten Geschicks fest an einem Troste gehalten: an Gott. Dies Herz hatte redlich gestrebt und gehofft, wo andere längst solchem schweren Leben erlagen, hatte an die Menschen geglaubt, wo andere in bitterer Verzweiflung gehöhnt, hatte seine Musika geliebt und ihr gedient, wo andere längst den Muth zum Lieben und Dienen verloren. Das Bildniß der heiligen Cäcilia hatte dies arme Lebensschiff nicht vor Klippen und Stürmen bewahrt, so inbrünstig die Gebete des Schiffers auch darum gefleht. Und so nach 38 Jahren war dem Kämpfenden ein Plätzchen geworden, eine traurige Sandbank, auf der er eben vor Hunger geschützt war mit seinen Lieben, mit Weib und Kindern, für die er sein Herzblut tausend Mal zu opfern bereit gewesen. „Man nennt mich jetzt auch Capellmeister,“ schloß

er mit wehmüthigem Lächeln, „also darf ich wohl nicht mehr klagen!“

„Du gutmüthige Seele!“ rief der andere mit sonderbarem Gesichtszucken, das eine tiefe Rührung verbergen sollte, „Du hast viel Geduld gehabt, aber Du hast nun ferner keine mehr nöthig! In dem Buche meines bunten Lebens standen auch mit großen Buchstaben die Worte: Noth und Kränkung; ich habe mich aber mit Händen und Füßen gewehrt, diese Worte lesen zu lernen; freilich half's nichts, doch es erleichtert das Herz, wenn man um sich schlägt und sich nicht nur schlagen läßt. Bamberg, Leipzig, Dresden sind mir unvergeßlich; da habe ich wahrlich nicht auf Rosen gelegen, und meine Oper, meine Undine, auf die ich stolz war, ist unter tausend Schmerzen geboren. Jetzt bin ich in einer sehr sorgenlosen Lage,“ — hier kam wieder das unheimliche Lachen — „das gestehe ich gern. Da kann ich denn nicht lassen, zuweilen nachzusehen, ob irgend einer guten bedrängten Seele aus der weitverbreiteten Zunft der Musiker zu rathen oder zu helfen sei, und in der Sylvesternacht komme ich am liebsten, da findet man die Herzen unverschleierter als sonst und die Lippen redseliger. Du, Bruderherz, hast mir schon lange herzinnig leid gethan; es macht mich recht froh, daß ich Dich einmal finden und sprechen durfte. Ich weiß eine bessere Stelle für Dich,

nur darf ich noch nicht verrathen wo, allein Du wirst zufrieden sein. Du findest Collegen da, die Dich und Dein redliches Schaffen nicht von oben herab betrachten, und Orchester, wie Du noch keines dirigirt, trotz Leipzig, Wien und Berlin. Hast Du aber auch Lust und Muth genug, den ganzen Kram hier über den Haufen zu werfen und bald einzutreten?"

„Wenn dadurch zugleich den Meinen geholfen wird, dann in Gottes Namen, je eher je lieber!"

„Topp! die Hand darauf und angestoßen! Frohes Neujahr, Bruderherz!"

Der erste Schlag der Mitternachtsstunde dröhnte von den Thürmen Berlins herab, die Gläser klangen hart an einander; Lortzing's Glas zersprang. — Er fuhr auf; da riefen liebevolle bekannte Stimmen ihm zärtlich zu: „Glück zum neuen Jahr!" Gattin und Kind umringten ihn. Der Staunende rieb sich die Augen, er saß in seinem kalten Arbeitszimmer, die Lampe kämpfte zuckend und verlöschend. — Albert Lortzing hatte geträumt. Aber ein seltsam geformtes zersprungenes hohes Glas stand neben den aufgeschlagenen „lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers", ein Glas, das er auf dem Tische in der Weinstube diese Nacht gesehen zu haben sich erinnerte, und das er im Andenken an seinen Traum heftig bewegt verschloß.

er mit wehmüthigem Lächeln, „also darf ich wohl nicht mehr klagen!“

„Du gutmüthige Seele!“ rief der andere mit sonderbarem Gesichtszucken, das eine tiefe Rührung verbergen sollte, „Du hast viel Geduld gehabt, aber Du hast nun ferner keine mehr nöthig! In dem Buche meines bunten Lebens standen auch mit großen Buchstaben die Worte: Noth und Kränkung; ich habe mich aber mit Händen und Füßen gewehrt, diese Worte lesen zu lernen; freilich half's nichts, doch es erleichtert das Herz, wenn man um sich schlägt und sich nicht nur schlagen läßt. Bamberg, Leipzig, Dresden sind mir unvergeßlich; da habe ich wahrlich nicht auf Rosen gelegen, und meine Oper, meine Undine, auf die ich stolz war, ist unter tausend Schmerzen geboren. Jetzt bin ich in einer sehr sorgenlosen Lage,“ — hier kam wieder das unheimliche Lachen — „das gestehe ich gern. Da kann ich denn nicht lassen, zuweilen nachzusehen, ob irgend einer guten bedrängten Seele aus der weitverbreiteten Zunft der Musiker zu rathen oder zu helfen sei, und in der Sylvesternacht komme ich am liebsten, da findet man die Herzen unverschleierter als sonst und die Lippen redseliger. Du, Bruderherz, hast mir schon lange herzinnig leid gethan; es macht mich recht froh, daß ich Dich einmal finden und sprechen durfte. Ich weiß eine bessere Stelle für Dich,

nur darf ich noch nicht verrathen wo, allein Du wirst zufrieden sein. Du findest Collegen da, die Dich und Dein redliches Schaffen nicht von oben herab betrachten, und Orchester, wie Du noch keines dirigirt, trotz Leipzig, Wien und Berlin. Hast Du aber auch Lust und Muth genug, den ganzen Kram hier über den Haufen zu werfen und bald einzutreten?"

„Wenn dadurch zugleich den Meinen geholfen wird, dann in Gottes Namen, je eher je lieber!"

„Topp! die Hand darauf und angestoßen! Frohes Neujahr, Bruderherz!"

Der erste Schlag der Mitternachtsstunde dröhnte von den Thürmen Berlins herab, die Gläser klangen hart an einander; Lortzing's Glas zersprang. — Er fuhr auf; da riefen liebevolle bekannte Stimmen ihm zärtlich zu: „Glück zum neuen Jahr!" Gattin und Kind umringten ihn. Der Staunende rieb sich die Augen, er saß in seinem kalten Arbeitszimmer, die Lampe kämpfte zuckend und verlöschend. — Albert Lortzing hatte geträumt. Aber ein seltsam geformtes zersprungenes hohes Glas stand neben den aufgeschlagenen „lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers", ein Glas, das er auf dem Tische in der Weinstube diese Nacht gesehen zu haben sich erinnerte, und das er im Andenken an seinen Traum heftig bewegt verschloß.

Hat der Capellmeiſter Kreisler Wort gehalten? Ja, denn zwanzig Tage nach jenem feierlichen Verſprechen erfolgte eine noch feierlichere Berufung. Am 20. Januar 1851 ging Albert Lortzing lächelnd und ohne Klage in den Himmel ein, um Mozart, Haydn, Beethoven und unzähligen andern geliebten und gefeierten Muſikern von der kleinen Welt zu erzählen, auf der noch immer bis zum heutigen Tage dem armen Muſiker ſelten eine andere Verherrlichung zu Theil wird, als jener pomphafte „Nachruf", von dem er nichts mehr hört; er ging, um ihnen von jener Erde zu erzählen, die noch immer ihren beſten Söhnen nur ein ſorgenloſes, friedensvolles Aſyl gewährt: das Grab!

## Domenico Cimarosa.

Seit Jahren war die berühmte Wiener Oper nicht ſo beſucht geweſen als am vorletzten Novemberabend des Jahres 1791. Nicht nur Alles, was auf Rang, Schönheit und Reichthum Anſpruch machen konnte, ſchimmerte in Logen und Parquet, nein, auch

mancher Aermere hatte, so sauer es ihm vielleicht geworden, sein Scherflein diesmal auf den Altar der Kunst niedergelegt, denn Parterre und obere Gallerien waren fast überfüllt zu nennen. Das große Haus bot eine anziehende, wenngleich wehmüthige Mischung dar von blühenden lieblichen Gesichtern, auf deren Stirn der Genius des Glücks seine leuchtenden Schutzworte geschrieben, und bleichen durchfurchten Zügen, die des Kummers Hand gezeichnet; von Gaze, Seide, Sammet und dürftigen Gewändern; von ausgesuchtester parfümirter Eleganz, hausbackner Bürgerlichkeit und verschämter Armuth. Man flüsterte sich zu, daß auch Kaiser Leopold mit glänzendem Gefolge zu erscheinen verheißen, und ließ die Blicke abwechselnd erwartungsvoll von dem Vorhang der Bühne zu den niederhängenden Sammetteppichen der kaiserlichen Loge hin- und herschweifen. — Aber was war es denn, das Arme wie Reiche mit solcher Gewalt in diese Räume gezogen? Welchem Kunstwerk oder welcher Erscheinung galt diese ungewöhnliche Spannung, die sich deutlich in Mienen und Bewegungen kund gab?

Es sollte eine neue Oper aufgeführt werden, und zwar von einem ganz fremden Meister, Cimarosa mit Namen, den der Kaiser direct aus Italien verschrieben und zum Capellmeister ernannt hatte. Die heimliche Ehe, „il matrimonio segreto", hieß das neueste Werk,

das so eben zur Darstellung kommen sollte. Am Hofe nannte man den Componisten den größten aller lebenden Meister, größer als den Wiener Mozart, und das eben war's, was das Volk nicht glauben konnte und wollte: es mußte sich nothwendig selbst überzeugen. Von dem Wolfgang Amadeus konnte nun einmal kein echtes Wiener Kind lassen, da mußte Jeder selbst hören und richten, ob ein hergelaufener Welscher im Stande sein könnte, den Ruhm des allgemeinen Lieblings zu schmälern. Das Volk kannte und ehrte seine Musik-Heroen: den Namen des großen Gluck trug es wie einen brillantenen Orden auf der Brust, Haydn wie einen köstlichen Blumenstrauß in der Hand, aber den lieben fröhlichen Mozart tief und fest im Herzen wie eine erste Liebe; wo war da noch Platz für einen Fremden?

Der Kaiser erschien; die frühlingsfrische Ouvertüre wehte und klang durch das Haus, der Vorhang rollte empor. Als die niedliche Carolina mit ihrem Heimlich-Vermählten auftrat und Beide ein reizendes Duo: „cara", „caro", „non dubitar", voll Schelmerei und Zärtlichkeit sangen, hatte gar Mancher, seltsamer Weise, schon seine bösen Gedanken vergessen und manche ernste Stirn sich erhellt. Als aber die Musik, lieblich fortplätschernd wie ein heller Waldbach, gar den komischen geldstolzen Prahlhans, den Papa Geromio, hertrug,

der seine Freude über den zu hoffenden gräflichen Schwiegersohn in der prächtigen Arie: „Udite, tutte udite“ in die Welt hinausschreit, als die verliebte Tante Fidalma erschien „ma, con un marito, via meglio si sta“, die schnippische Elisetta, die gern Gräfin werden möchte, und der joviale Conte, da flog es wie Sonnenschein über alle Gesichter, da lächelte mancher Mund, der längst kein Lächeln mehr kannte, da drückte wohl einer der verstocktesten Mozartianer dem andern die Hand, wortlos, aber sichtlich zufrieden. Es war Jedem, als habe er ein Stückchen Mozart gesehen.

In keinem Antlitz aber spiegelte sich die hinreißende fröhliche Grazie dieser Musik deutlicher wieder, als in dem Antlitz eines kleinen schlanken, grau gekleideten Mannes, der ganz im Winkel einer Seitenloge saß und jeder Arie, jedem Ensemble, jedem Ton mit einer fast leidenschaftlichen Theilnahme folgte. Er sang und spielte mit, aber nur mit den Augen und durch die Augen. Als die Oper beendet war, und der Kaiser selbst das Signal zu einem Beifall gegeben, der nicht aufhören wollte, schlug Niemand eifriger und freudiger in die Hände, als der bleiche Hörer in der Seitenloge. — Die allerhöchsten Herrschaften kehrten endlich in's Schloß zurück, die Menschenmenge verlief sich, fuhr oder ging nach Hause, und die lebhaftesten Musikfreunde sagten einander: „wahrhaftig, dieser

Italiener verdiente ein jüngerer Bruder unſeres Wolfgang Amadeus zu ſein!"

Cimaroſa ſelbſt war einer der letzten, die das Haus verließen. Ermüdet, wie berauſcht von dem Erlebten, ſchlenderte er langſam dem Ausgange zu, als plötzlich in einem Corridor, den eine ſterbende Lampe matt und zuckend erhellte, zwei Arme ihn umſchlangen und ein weicher Mund ſich heftig und zärtlich auf den ſeinen drückte: der kleine Mann aus der Seitenloge hing an ſeinem Halſe. — Der Italiener ſchob den Enthuſiaſten ſanft von ſich und verſuchte in gebrochenem Deutſch die Frage, ob er ſich nicht irre.

„Nein!" lautete die lachende Entgegnung. „Dieſer Kuß galt Eurer Muſik, und da ich ſie ſelbſt leider nicht küſſen kann, ſo bekommt Ihr die Umarmung. Ich bin auch ſo ein Stückchen Muſiker und es iſt mir, als wäre dieſe warme luſtige Muſik aus mir ſelber gefloſſen, ſo ganz aus der Seele iſt ſie mir geſchrieben!"

„Wie heißt Ihr denn?" fragte der neue Capellmeiſter und zog den Grauen hinaus auf die Straße unter die nächſte Laterne und ſah dort in ein blaſſes Geſicht und in ein Paar wunderbare Augen.

„Davon nachher!" antwortete der Befragte; „jetzt zuerſt in das nächſte Weinhaus, dort bei einem Glaſe Glühweins müßt Ihr mir zunächſt von Euch und Eurem

matrimonio segreto erzählen!“ — Und die Einführungsworte des Conte: „senza senza ceremonie —“ trällernd, zog er den Italiener in ein hellerleuchtetes Haus, und ehe zehn Minuten vergangen, ſaßen die beiden, die einander vor einigen Stunden noch nie geſehen, wie zwei langjährige vertraute Freunde mit verſchlungenen Händen in einem behaglichen Cabinette und vor ihnen, auf dem Tiſche, dampfte eine mächtige Bowle Punſch.

Wie ſie ſo da ſaßen, lachend, trinkend, ſich immer mehr erregend, hätte man ſie faſt für Brüder halten können. Der Italiener hatte, wie der Deutſche, ein feines, offenes Geſicht, eine bedeutende Stirn, einen vollen anmuthigen Mund und trug das Haar ſo ſorgfältig gepudert wie ſein Nachbar. Auch waren Beide faſt von gleicher Größe und gleicher Lebhaftigkeit der Bewegungen. In den Augen aber lag die Verſchiedenheit dieſer beiden Menſchen. Cimaroſa's ſchwarze Augen erinnerten an die Nächte ſeines Vaterlandes: dieſelbe Glut, dieſelbe eigenthümliche Klarheit, derſelbe aufregende Zauber. Die Augen des kleinen grauen Mannes waren blau. — Nun läßt aber der liebe Gott zum Troſte der armen Menſchheit von Uralters her dann und wann Augen aufgehen, die an unſere Herzen klopfen, wenn wir ihnen begegnen, wie die Sonne an die Memnonsſäule; ſie wecken uns, d. h. Alles, was warm, gut und edel iſt in unſerer Bruſt,

und ziehen es an's Licht. Und es ſingt und klingt in unſerem Herzen wie nie zuvor, wir fühlen uns reich und ſelig. — Gebenedeit das Menſchenkind, dem der Himmel ſolche Augen ſchenkt, glücklich das Weſen, das in ſolche Augen ſchauen darf! Der kleine graue Mann nun hatte eben dieſe Wunderaugen. Cimaroſa war ihm gegenüber mitten in ſeiner Lebensgeſchichte, das Herz ging ihm auf in der Nähe dieſes Mannes, deſſen Namen er nicht einmal kannte, er mußte ihm Alles ſagen, und je länger er redete, deſto geläufiger ſprach er, deſto wohler und freier wurde ihm um's Herz. Den Inhalt ſeiner oft in einer gar komiſchen Miſchung von Italieniſch, Franzöſiſch und Deutſch vorgetragenen Erzählung geben wir in möglichſter Kürze wieder.

Wer könnte wohl ahnen, daß ſich in dem neckiſchen „matrimonio segreto“, in dieſer echten „opera buffa“ eine der ſchmerzhafteſten Jugenderinnerungen des Componiſten verſteckt, daß ſie einen Namen feiert und nennt, der mit blutigen Zügen in ſeinem Herzen ſteht? Die reizende ſchalkhafte Muſik liegt darüber hingebreitet wie friſche Roſen über — einen Grabhügel.

Domenico Cimaroſa war der Sohn eines armen Schuſters in Neapel und wurde im Jahre 1753 geboren. Seine Kindheit verfloß trotz der mannichfachſten Entbehrungen ſanft und freundlich, treue Mutteraugen wachten

über sein junges Leben und das bezaubernde Vaterland hatte seinen lachenden Himmel, seine goldenen Früchte, seinen langen Frühling und kurzen Winter nicht blos für die Reichen. Erst als die zärtliche Pflegerin ihr Haupt auf das ewige Schlummerkissen gelegt, begann eine schwere Zeit für Domenico. Der kränkliche Vater bestimmte seinen Sohn anfangs zum Schuhmacherhandwerk; da sich der Knabe aber bei dieser Beschäftigung über die Maßen linkisch und lässig anstellte, so wurde er in seinem vierzehnten Jahre zu einem reichen Bäcker in die Lehre gethan. Ausgezeichnet durch eine auffallende Schönheit, benutzte ihn sein geiziger Meister Geromio anfangs nur dazu, Bäckerwaaren auf den Straßen feil zu bieten, wo das bildhübsche Gesicht des Knaben gar manchen Käufer und noch mehr Käuferinnen anzog. Da aber Domenico bei jeder Guitarre oder Drehorgel stehen blieb, die sich hören ließ, und jedem Fiedler oder Sänger nachlief und sich um Korb und Käufer dann gar nicht kümmerte, so wurde ihm dies Geschäft wieder abgenommen und man benutzte ihn zu einigen leichten Dienstleistungen im Hause. Später mußte er den vornehmsten Kunden, die in der Nähe wohnten, in den Morgenstunden das bestellte feine Backwerk in die Häuser tragen. Dabei fiel es aber bald dem Meister auf, daß Domenico ungewöhnlich lange auszubleiben pflegte; weil er aber die Waaren stets richtig

ablieferte, wie das zurückgebrachte Geld bewies, so sagte Geromio kein Wort, aber nahm sich vor, seinem Lehrling nachzuspüren.

Es war an einem Februartage, wo der Frühling in Italien das lieblichste Gesicht zeigt, als der dicke Bäckermeister mit sehr saurer Miene keuchend seinem schnellfüßigen Burschen nachschlich. Domenico bog in die nächste Straße; dort wartete ein großer zerlumpter Junge auf ihn, dem er mit den Worten: „da, Giacomo, verkaufe gut und bringe das Geld richtig!" den Korb mit Waaren und sein eigenes Frühstück übergab. Der Angeredete trabte fort, Domenico sprang die Treppe des ersten etwas vorspringenden Hauses hinauf und verschwand. Blauroth vor Zorn folgte der Meister. Schon unten im Hausflur schallte ihm der Silberton einer jungen Weiberstimme entgegen.

„Wer wohnt hier?" fragte er mit mühsam errungener Fassung einen am Eingang lehnenden Lazzarone.

„Signor Aprile, der berühmte Sänger!" lautete die Antwort.

Und so war es auch. Trotz der für einen Italiener frühen Morgenstunde unterrichtete der Liebling und Stolz Neapels, der hinreißende Sänger Giuseppe Aprile, eine junge reiche Dame, die Liebe genug zur Kunst besaß, um alltäglich um diese Zeit mit ihrer Tante, der

ältlichen Conteſſa Fidalma, ihre reizende Villa vor dem ſüdlichen Thore der Stadt zu verlaſſen und bei dem berühmteſten Meiſter und geſuchteſten Lehrer die Kunſt des Geſanges zu erlernen. Die junge Conteſſa war kaum 14 Jahre alt, halb Knospe, halb Roſe, wunderſchön und fröhlichen Sinnes. Elternlos und, wie es ſchien, unumſchränkte Herrin ihres Vermögens, wurde ſie umlagert von Anbetern aller Art, an denen ſie aber lachend vorüber flatterte. Nur ein entfernter Verwandter von ihr, ein junger ſteifer Conte aus einer der älteſten Adelsfamilien Italiens, durfte ſich der Auszeichnung rühmen, an jedem Tage auf einige Minuten von der reizenden Carolina empfangen zu werden, welche Zeit er gewiſſenhaft dazu benutzte, ihr die Hand zu küſſen und einen rieſenhaften Blumenſtrauß zu überreichen. Selbſt dieſe wenigen Minuten dünkten jedoch der jungen Conteſſa eine Ewigkeit, denn ſie ließ ſich in ihren Spielen und Scherzen mit ihrer niedlichen Cameriera Eliſetta nur ungern unterbrechen. Sie trieb ſich mit der Zofe in dem Garten herum, wagte Abends in den mannichfaltigſten Verkleidungen ſich zuweilen auf die Straße, natürlich nur in Begleitung ihrer Vertrauten und eines Dieners, und war doch furchtſam wie ein Kind, wenn ſie eine rauhe Stimme nur von weitem hörte. Tante Fidalma ließ ihrem Liebling in allen Stücken freien Lauf, lachte über Carolina's

Possen und tolle Streiche, fand Alles, was sie trieb, allerliebst und originell, und meinte, sie würde sich schon austoben und einfangen lassen. Und mit der größten Bereitwilligkeit sorgte sie für die Unterhaltung der verschiedenen artigen Cavalieri, die nicht müde wurden, immer und immer wieder einen Anlauf zu versuchen auf das Herz des wilden Mädchens, und fand nebenbei noch Zeit, für ihre eigne Zukunft zu sorgen. An ihr lag es nicht, daß sie nicht schon längst an der Hand des Einen oder Andern vor dem Altare das süß bindende „Ja" ausgesprochen.

Carolina liebte ihre Tante wie sie eben Alles liebte, was ihr nicht hindernd in den Weg trat: sie war ihr nicht unangenehm; zu imponiren verstand ihr aber nur eine Person und das war ihr Lehrer Aprile.

Dieses anmuthigste aller weiblichen Geschöpfe war es, das Domenico Cimarosa jeden Morgen seit vier Monaten singen, trillern und solfeggiren hörte. Er lag dabei auf den Knien vor der Thür dicht an der letzten Treppenstufe, mit dem Kopfe fest an den Thürpfosten gedrückt, das Ohr an die Ritze gelegt, und rührte und regte sich nicht. Erst wenn der heftige Ruck eines Sessels ihm das Zeichen gab, daß der Meister sich erhoben, um die Lehrstunde zu beenden, sprang er auf, stürzte die Treppe hinunter auf die Straße und wartete hinter einer

vorſpringenden Säule bis der Wagen der Gräfinnen heranbrauſte, anhielt, das hellblauſeidene Kleid rauſchte, der kleine Fuß im ſchwarzen Atlasſchuh ſich auf den Tritt des Wagens ſetzte und das hold erglühte Antlitz ſich noch einmal grüßend zu den Fenſtern des Lehrers wandte. Die Roſſe zogen an, Domenico ging. Träumeriſch ſchlenderte er bis an die nächſte Ecke, wo Giacomo geduldig ſeiner harrte; träumeriſch nahm er Korb und Geld, ohne nachzuzählen, und ging zurück in das Haus ſeines Meiſters.

Soweit aber kam er an jenem Februartage nicht, der arme Schelm. Meiſter Geromio hatte keine Veranlaſſung, ſo lange zu warten mit ſeinem Strafgericht. Kaum ſah er, leiſe wie ein raubgieriger Kater die Treppe hinaufſchleichend, ſeinen knienden Lehrling, als er wie ein Wahnſinniger auf ihn losſprang und ihm einen ſolchen Schlag verſetzte, daß Domenico mit aller Schwere gegen die Thür fiel, dieſe aufſprang und der junge Schwärmer gerade bis vor die Füße der Gräfin Carolina hinrollte. Es mochte ein wunderliches Bild geweſen ſein, dieſe Scene, die den Grundſtein legte zu der künſtleriſchen Laufbahn des jungen Menſchen. Aprile, hoch aufgerichtet, Entrüſtung im edel geſchnittenen Antlitz, Conteſſa Fidalma mit gellendem Schrei ohnmächtig in den tiefen Polſterſtuhl zurückſinkend, aber nicht ohne vorher einen prüfenden Blick auf die Falten ihrer gelben Damaſtrobe

geworfen zu haben; Carolina etwas bleich, aber doch freundlich herabgebeugt zu dem bildschönen Jüngling, der jetzt vor ihr auf den Knien lag; den effectvollen Hintergrund bildete die breite Gestalt und das wuthentstellte Gesicht des Bäckermeisters Geromio. Und als der Bäckerlehrling in wahrhaft begeisterten Worten von der tiefen Sehnsucht seines Herzens sprach, von der Sehnsucht, ein Musiker zu werden, als er dem Meister Aprile als geringster Diener zu dienen gelobte, wenn er nur dann und wann singen und spielen hören dürfe, da widerstand der Sänger nicht länger. Nach einer kurzen leisen Unterredung mit seiner Schülerin kaufte Aprile den jungen Cimarosa dem Bäcker in aller Form ab. Carolina erröthete sehr, als der feueräugige Befreite ihr mit dem Anstand eines Cavaliers die Hand küßte, und Fidalma, die es für angemessen fand, in diesem Augenblicke wieder zu sich zu kommen, gestand sich im Stillen mit Befremdung, daß sie noch nie bei einem Handkuß einen Farbewechsel bei ihrer Nichte wahrgenommen.

Wenige Tage nach diesem bedeutungsvollen Vorfall hatte schon Aprile bei seinem neuen Diener solche ungemeine Anlage für die Musik entdeckt, daß er ihm eine Stelle im Conservatorio della pietà verschaffte und ihn fortan nicht mehr aus den Augen ließ. Nun begann eine selige, ewig unvergeßliche Zeit für Domenico: er

durfte lernen, üben, hören, und ſchwelgte in dem Gefühl, endlich von dem wahren Brunnen ſeines Lebens zu ſchlürfen. Er wurde bald nicht nur der fleißigſte, ſondern auch der begabteſte aller Schüler genannt und machte Rieſenfortſchritte. Seine Freiſtunden brachte er abwechſelnd bei ſeinem Gönner Aprile und bei der holden Gründerin ſeines Glückes zu; die beiden Conteſſen luden ihn ſo oft zu ſich ein, daß er zuletzt ein allabendlicher Gaſt geworden auf der ſchönen Villa vor dem ſüdlichen Thore. Er mußte der jungen Gräfin auf das Genaueſte erzählen, was er gehört oder gelernt, und wenn er ihr von den Regeln des Contrapunktes ſprach, oder von der Lehrweiſe ſeines verehrten Meiſters Sacchini, wie lieblich wußte ſie da zuzuhören, wie reizend naiv zu fragen!

Meiſt empfing ſie ihren jungen Freund unter einer Art Veranda unfern dem Hauſe. Da ſaß ſie dann unter den üppigen Weinranken und ſeltenen, tief niederhängenden Schlinggewächſen, im hellen langen Seidenkleide, einen weißen Schleier über das Haar geworfen, Blumen in den ſchwarzen Flechten, Blumen an der Bruſt, wie eine lebendig gewordene Märchenerſcheinung, wie eine gute Fee. Für Domenico war ſie auch eine Fee; durch ſie allein hatte ja der heißeſte Wunſch ſeines Herzens Erfüllung gefunden, er hätte immerfort dankend auf

den Knien liegen mögen vor ihr. Da das aber nun nicht möglich war, so begnügte er sich, täglich hinauszupilgern zu seinem Heiligenbilde und mit vollster Inbrunst die wunderthätige Hand zu küssen. Und sie? Nun, sie erröthete, wenn er kam, und zitterte, wenn er ging: das Buch der Liebe war aufgeschlagen, sie lasen zusammen die Einleitung. So vergingen fast zwei Jahre; die schönen Kinder waren noch auf der *ersten* Seite, sie wußten es aber selbst nicht; kein leidenschaftliches Wort war gefallen, das ihnen das Paradies blendend erleuchtet hätte. Beide dachten an keine Wünsche: sie fühlten nur das süße Heute, das Morgen kümmerte sie nicht.

Da sagte eines Tages, als die Singstunde eben beendet, Aprile zu der jungen Contessa: „Gestern erhielt ich wiederum ein Zeugniß, wie es nicht glänzender lauten kann, über meinen Schützling Cimarosa; der alte strenge Sacchini nannte ihn einen Stern, aus dem eine Sonne werden könne. Wie freue ich mich solchen Lobes! Ich glaube, wenn eine unglückliche Leidenschaft, eine hoffnungslose Liebe zu all' diesem Wogen und Treiben dieser aufbrechenden Blüthe käme, würde sich die Blume rasch und herrlich entfalten, denn jeder wahrhaft bedeutende Künstler wurde groß durch einen *Schmerz*."

„Eine *unglückliche* Liebe?" wiederholte Carolina erbleichend, „warum keine *glückliche*?"

„Glück erſchlafft die Menſchenkinder; ewigen Sonnenſchein ertragen wir nicht, wir welken.“

„Verſteht Ihr unter unglücklicher Liebe den Tod ſeiner Geliebten?“

„Tragiſcher, tragiſcher, liebe Gräfin! Ihre Verheirathung!“

---

Am nächſten Abend hatte Carolina ihre Zofe unter irgend einem Vorwande entfernt. Sie hörte zerſtreut den Worten ihres Freundes zu, ſie wechſelte die Farbe und zitterte. — „Ich langweile Sie heute!“ ſagte Domenico ſchwermüthig und blickte dem ſchönen Mädchen traurig in die Augen. Da faßte ſie heiß erröthend ſeine Hand, wandte ſich ab von ihm und hauchte: „Sage mir ein Wort, aber ſage mir die Wahrheit bei der Seele Deiner Mutter: liebſt Du mich?“

Ein halb unterdrückter Schrei antwortete ihr, ſie fühlte ſich in den Armen Domenico's, ſie ſah ſein edles Antlitz von einer Seligkeit übergoſſen, die ihr deutlicher als alle Worte der Welt eine Antwort gab, wie ſie ihr Herz erſehnte. Aber ehe er noch ſeine Lippen zu öffnen vermochte, hatte ſie ſich ihm entriſſen und war verſchwunden.

Eliſetta brachte dem wonnetrunkenen Liebenden die Nachricht, daß er erſt in drei Tagen von ihrer Gebieterin

wieder hier erwartet werde. Einen kleinen Zettel steckte sie ihm in die Hand, er enthielt nur die Worte:

„Du hast mir ein Wort gesagt, das ich mit in die Ewigkeit nehmen will, ich werde Dir dafür einen Schmerz geben, aber Du darfst mir nicht zürnen, denn ich liebe Dich!

Carolina."

Zur bestimmten Stunde trat Domenico in das Eden seines reinen Glücks; es lag ihm schwer auf der Brust wie die Vorahnung eines ungeheuren Leides. Der Garten war erleuchtet, Musik schallte ihm entgegen und Menschenstimmen. Zitternd trat er in das Bosquet, das zur Veranda leitete und das dunkel geblieben war. Da umfaßten ihn zwei weiche Arme und eine thränenerstickte, ach nur zu bekannte Stimme flüsterte: „Domenico, vergieb! Glückliche Liebe erschlafft, sagt Aprile; Du darfst nicht erschlaffen, mußt groß, berühmt, strahlend werden; ein Schmerz, ein gewaltiger Schmerz fehlte Dir, er treffe Dich nur von meiner Hand. Seit einer Stunde, höre es, bin ich das Weib eines Andern!"

Ein glühender Kuß brannte auf Cimarosa's Lippen, heiße Thränen fielen auf sein Gesicht, er war wieder allein. Zwischen den Taxusbäumen und Cypressen sah er das schöne, excentrische Geschöpf wegeilen, volles Licht traf jetzt ihr schweres weißes Atlaskleid und den Kranz

von Orangenblüthen in ihrem Haar, ein Mann näherte sich dem schlanken Weibe, bot ihr seinen Arm: es war der glückliche Marito, der steife Conte mit dem Blumenstrauß.

Am nächsten Tage verließ Cimarosa Neapel. Auf den Rath seines Lehrers und väterlichen Freundes Sacchini, dem er das Leid seines jungen Herzens anvertraute, ließ er sich in das Conservatorium von Loretta aufnehmen, wo er mit verdoppeltem Eifer studirte und die weisen Lehren der Durante'schen Schule einsog. Aprile hatte doch Wahres prophezeit. Jetzt erst regten sich die Schwingen seines Schützlings auf eine überraschende Weise und hoben ihn hoch und immer höher über die Schmerzen und Dornen des Lebens. Sehr bald trat der junge Musiker mit einer Oper „il sacrificio di Abramo" auf, die sofort die Aufmerksamkeit aller bedeutenden Componisten und Musikfreunde in hohem Grade erregte. Vorwärts getrieben, wechselsweise durch das noch allzuwache Leid in seiner Brust und durch die allgemeine Anerkennung seines Strebens, componirte er in rascher Folge Bedeutendes, wie z. B. „Olympia", „il pittore di Parigino" und „l'Italiana in Londra", die in ganz Italien Aufsehen erregten, und sogar über deutsche Bühnen gingen. Ein Ruf nach Florenz sicherte dem Componisten eine eben so sorgenfreie als

ehrenvolle Existenz. Die Wunden seines Herzens heilten allmählich; wie konnte auch bei diesen zahllosen köstlichen Melodien, die in dieser Feuerseele auf- und abstiegen, der Schmerz um ein Weib wach bleiben? sie wiegten ihn in sanften Schlummer.

Drei Jahre lang blieb Cimarosa in Florenz, dann folgte er einem Rufe nach Petersburg. Das nordische Klima aber und die nordischen Herzen brachten dem Kinde des Südens ein unüberwindliches Heimweh. Er kehrte 1791 nach Italien zurück. In Florenz erfuhr er den Tod seiner Geliebten, der schönen Gräfin Marito. Sie war, wie man sagte, an einem Herzkrampf gestorben, man hatte sie todt unter jener Veranda gefunden, die so oft Zeugin des reinsten Liebesglücks gewesen. Am Abend vorher hatte man sie im Theater bewundert, wo man zum ersten Male Cimarosa's „l'amor costante" unter dem Jubel des Publicums aufgeführt. Es litt den berühmten Musiker nun nicht länger im Lande der Liebe und des Gesanges; er gab den Wünschen des Kaisers Leopold nach und ging nach Wien. Sein Ruhm durchbrang damals schon das ganze musikalische Deutschland, und es gab in der That auch unter den deutschen Tonsetzern der damaligen reichen Zeit nur einen, nur Mozart, der so unerschöpflich in jenen reizenden und glänzenden Melodien war, die, wie die Italiener sich aus-

zubrücken pflegen, „di prima intenzione“ ſind. Die wahrhaft ſtaunenswerthe Ueppigkeit ſeiner muſikaliſchen Ideen rief die bekannte Behauptung hervor, daß ein einziges Finale von Cimarosa Stoff genug zu einer ganzen Oper enthalte. Seine Fruchtbarkeit war eben ſo bewunderungswürdig wie ſein Genie. Cimarosa hat wohl 40 Opern geſchrieben, unter welchen jedoch das „matrimonio segreto“ als die vorzüglichſte gilt. Er legte in dieſem Werke mit dem bedeutungsvollen Namen Carolina den bitter-ſüßeſten Theil ſeiner Jugenderinnerungen nieder, und dieſe Oper war und blieb auch ſein Lieblingskind. Er brachte die liebliche Opera buffa neu für den Kaiſer nach Wien mit, der ſie zweimal an einem Abende aufführen ließ, ſo ſehr entzückte ihn das Werk. Von der erſten Aufführung ſprachen wir bereits beim Beginn dieſer Skizze.

„Seht, ſo war mein Leben,“ ſchloß der italieniſche Meiſter ſeine einfache Erzählung; „ich habe Euch Alles geſagt, wie noch keinem Menſchen. Nun bin ich hier in Wien — aber noch habe ich einen Herzenswunſch, der mir bis heute unerfüllt geblieben: ich muß den großen Mozart ſehen! Drei Mal klopfte ich ſchon an ſein beſcheidenes Haus — vergebens; der Meiſter ſei krank, ſagte man mir. Und doch finde ich nicht eher Ruhe noch Raſt, bis ich ihn geſehen und ihm geſagt, wie mein

Herz für ihn brennt. Es ist Verwandtschaft in uns, das fühle ich im Stolz — ihn tragen aber Engelsflügel und mich nur die Schwingen eines Vogels — wir suchen aber beide dasselbe Ziel."

Der andere antwortete nicht, er reichte dem Italiener die Hand und sah ihn mit seinen wunderbaren Augen so seltsam an, daß Cimarosa aufsprang und in all' seiner Lebhaftigkeit rief:

„Wer seid Ihr? — Ihr müßt etwas Großes sein! Es wird mir halb selig, halb bang unter Eurem Blick. Nennt mir Euren Namen!"

Da lächelte der kleine graue Mann und sagte:

„Ich habe die Musik zum Don Juan gemacht, wenn Ihr die kennt."

---

Acht Tage nach dieser warmen Begegnung zweier verwandter Geister (am 5. December 1791) hatten die Engelsflügel die herrliche Seele Mozart's so hoch getragen, daß sie den Rückweg auf unsere Erde nicht wieder gefunden.

Mozart's Tod schlug dem Herzen seines Seelenverwandten, der ihn kaum begrüßt, eine tiefe Wunde. Cimarosa fühlte sich in Wien unbehaglich und verlassen, das Leben schien ihm schwerer und düsterer denn je. Er flatterte wie ein eingefangener Vogel, der sich nicht an

ſeinen Käfig gewöhnen kann, noch einige Jahre in der Kaiſerſtadt herum, die ihn ehrte und liebte, wie ſie ſelten einen Fremden geehrt und geliebt. Als aber 1795 Kaiſer Leopold, ſein hoher Gönner, die Augen ſchloß, verließ er Wien und kam trüben Sinnes zurück nach Italien. Er ging direct nach Neapel: es zog ihn in die Vaterſtadt, an das Grab ſeiner erſten heißen Liebe. Zwei Tage war er dort, als die Revolution in Neapel ausbrach. War es ein Wunder, daß dies glühende traurige Herz einen Troſt in der Betäubung dieſer wilden Aufregung zu finden meinte und ſich hineinſtürzte in den Strudel? Cimaroſa wurde mit fortgeriſſen, und als er wieder zur Beſinnung kam, ſah er ſich gefangen und der Verrätherei gegen ſeinen König angeklagt. Sein hoher Ruhm allein wendete das Schwert ab, das ſchon über ſeinem Haupte ſchwebte: der König geſtattete, daß man ſein Todesurtheil in lebenslängliche Gefangenſchaft verwandelte. Er verſchwand trotz der heftigen Klagen der halben Welt, trotz der eindringlichen Bitten; die Thür des Kerkers ſchloß ſich hinter ihm.

---

Sechs Jahre zogen vorüber. Da, am 11. Januar 1801, kündigte man in Venedig eine neue Oper an, die am Abend im Theater la Fenice aufgeführt werden ſollte. Der Componiſt des Werkes, das den Titel „Semiramide“

führte, war nicht genannt, aber einige myſtiſche Worte und dunkle Andeutungen lockten das Publicum in ungeheurer Menge herbei. Soldaten und Polizeibeamte waren überall aufgeſtellt, dumpfe Stille herrſchte in dem ungeheuren Hauſe, jeder erwartete etwas Ungewöhnliches. Da öffnete ſich langſam eine Seitenthür am Orcheſter und faſt getragen von ſeinen Begleitern ſchwankte Domenico Cimaroſa, der Längſtverlorene, herein. Ein einziger Schrei aus zahlloſen Kehlen empfing ihn, ein Schrei des Jubels und des Dankes. Sein Name erfüllte die Luft; man drängte ſich zu ihm, ſeine Hände zu küſſen, ſeine Kleider zu berühren, man warf ihn mit Blumen, wehte mit Tüchern, weinte, lachte wild durch einander: es war eine erſchütternde Scene. Und der todtbleiche, ſchwache, zuſammengebrochene Mann, dem dies wilde Entzücken galt, beugte mit einem rührenden Lächeln ſein Haupt nach allen Seiten, dann ergriff er den Tactſtab und dirigirte, noch einmal ſich aufrichtend wie ein König, ſein Werk: die Oper Semiramis. Alle Kraft, alle Glut früherer Zeiten ſchien ihm noch einmal für dieſe Stunden wiedergegeben, das Auge flammte, die Oper hatte einen eminenten Erfolg. Am Schluſſe erſt brach der Dirigent ohnmächtig zuſammen.

Und woher dies plötzliche wunderbare Erſcheinen? Es war ein Gnadenact des Königs; die Erfüllung des

letzten Wunſches des Gefangenen, der ſeine Kräfte ſchwinden fühlte und noch einmal ein eigenes Werk zu dirigiren ſich ſehnte.

In der Nacht aber, die dieſem Triumphe folgte, ging Domenico Cimarosa mit freudigem Lächeln zu ſeinem Mozart und ſein letzter Seufzer nannte den Namen Carolina.

## Schmetterlings Nebenbuhler.

Iſt es nicht ein reizendes Geſchöpf, ſolch ein Schmetterling? ein ſchimmerndes Bild ſorgloſen Frohſinns, ein anmuthiger Lehrer des ſüßeſten Lebensgenuſſes, ein eifriger Prediger der freien, feſſelloſen Liebe? Der erſte Athemzug des Frühlings ruft ihn in's Daſein; findet er noch keine Blume, ſo findet er doch Sonne, und da badet er ſich denn in ihren Strahlen und wartet geduldig, bis die zahlloſen blauen oder buntſchillernden, gefährlichen Augen ſich aufthun, um ihm zu winken, bis ein leiſer himmliſcher Duft emporſteigt aus tauſend Kelchen, der zu ihm ſpricht: „komm, komm, Du ſollſt noch Süßeres genießen:“ Und er folgt dem lockenden Rufe

und taumelt dahin von Wonne zu Wonne, verspätet sich bald hier, bald dort: bald lassen ihn die weißen Arme der schlanken Lilie nicht los, bald fesselt ihn die üppige Rose mit unlösbaren Ketten, das kleine Vergißmeinnicht plaudert gern, die schelmische Winde liebt ein neckisches Spiel und schließt schalkhaft das Pförtchen zu, wenn er etwa um die Mittagsstunde müde oder durstig bei ihr anklopft. Köstliche Speisen und frischen Trank findet er überall, Schutz und Schirm vor Sonne, Regen und Sturm, sein Gewand bleibt immer glänzend und frisch; sein Leben ist Entzücken und der Tod kommt über ihn so rasch, so inmitten alles Jubels, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft.

„Wem wird es in der weiten Welt wohl so gut, als dem losen Schalke, dem Schmetterlinge?" so fragten einst an einem wunderschönen Abende des Maimonds die Blumen einander, beneideten das lustige Schmetterlingsvolk, waren unzufrieden, redeten von ihrer kurzen Blüthezeit, murmelten sich immer tiefer in den Mißmuth hinein, sprachen von der Ungerechtigkeit des Blumenengels, fanden endlich den schillernden Luftvogel geradezu abscheulich, erzählten sich allerlei von seinen üblen Gewohnheiten und Sitten, klagten über Flatterhaftigkeit und Zudringlichkeit, und wußten zuletzt kaum mehr, was sie alles Uebles sagen sollten von dem leichtbeschwingten Gaukler im bunten Röckchen.

„Es ist wahrlich nicht mehr auszuhalten mit ihm!“ sagte die Jasminblüthe; er will den halben Tag lang geküßt sein, und dabei guckt er doch, ich weiß es genau, schon immer auf meine nächste Nachbarin, die Primel, und nickt der kleinen Coquette vertraulich zu.“ — „Er führt auch gar zu leichtfertige Reden,“ flüsterte die Rose, „prahlt mit seinen zahllosen Geliebten, so daß ich immer meine Knospenkinder wegschicken muß, wenn ich ihn von fern erblicke.“ — „Und mich berührt er kaum mit seinen Lippen,“ zürnte die flammende Tulpe, „noch nie gelang es mir, ihn auf ein kurzes Weilchen an mein Haus zu fesseln, und ich bin doch schön, verstehe ich auch nicht in der künstlichen Duftsprache zu reden wie Ihr.“ — „Der lose Schelm hat's fürwahr bequem,“ spottete die Mohnblume, „besitzt weder Haus noch Hof, wir Blumen sind nur da, ihm beides zu geben; und welcher Lohn wird uns für unsere Opfer? Er ißt und trinkt täglich wie ein Blumenkönig, und meint seine Küsse seien der höchste Lohn. Bei mir gilt ein Schmetterlingskuß nicht ein Stäubchen!“

„Nun, zu küssen versteht er, das muß man ihm doch lassen!“ nahm das Vergißmeinnicht leise das Wort; „was mich betrifft, so gebe ich für solchen würzigen, zarten Hauch den letzten Thautropfen mit Freuden hin.“ — „Und über seine Unbescheidenheit bei der Mahlzeit

klage doch Niemand! rief die Reseda; er ißt und trinkt nicht, er naſcht und nippt nur." — „Geliebt zu werden iſt herrlich," ſagte die Nelke gedankenvoll, „aber freilich nicht von ſolchen Flatterern! Ich begehre kein Gut, das ich mit andern theilen muß; liebte er mich allein, ſo wüßte ich nichts Schöneres auf der Welt, als mit ihm zu koſen." — „Ich begreife nicht, wie uns der Blumenengel ſolch leichtſinnige Burſchen zugeſellen konnte!" redete die Iris dazwiſchen. — „Es iſt unverantwortlich!" murmelten alle Blumen. — „Pater Hummel hat mir auch geſtern Abend ſtreng verboten, fernerhin Beſuche anzunehmen von Junker Schmetterling," geſtand die Nachtviole. — „Der Böſewicht gefährdet das Heil unſerer Seelen und ſchadet unſerem fleckenloſen Rufe," hauchte die Lilie.

„Wünſcht Euch einen anderen Gefährten, Kinder!" ſagte hier ſanft und ernſt der Blumenengel, der plötzlich mit ſeinem Strahlenantlitz und der goldenen Thauſchale mitten unter ihnen ſtand. „Ich hörte Eure Klagen und bin bereit, Euch zu helfen; den böſen Schmetterling nehme ich zu mir. Vertraut mir! redet ſonder Scheu: welche Eigenſchaften ſind es, die ich Eurem neuen Ritter zuertheilen ſoll?" — „Er muß größer und ſchwerer ſein," rief ſchnell die dreiſte Tulpe; „das Fliegen darf ihm nicht allzuleicht werden." — „Er ſoll ein ſchwarzes

Westchen tragen, wie Pater Hummel," lispelte die Nachtviole. — „Und den Schlaf lieben," warf die Mohnblume dazwischen. — „Er soll in ein unscheinbares Gewand gehüllt sein, damit er nicht so auffällt in der Nachbarschaft, wenn er bei mir aus- und eingeht!" sprach die Rose. — „Und eine ernste, tiefe Stimme muß er haben!" sagte die Lilie. — „Auch darf er nicht blos von Küssen leben, sondern auch von gesunder Kost!" rief die dicke Päonie.

„Wohlan, Eure Wünsche seien Euch gewährt!" antwortete der wunderschöne Engel, „schmückt Eure Zelle! die Morgensonne schon bringt Euch Euren neuen Gast." Und der Blumenengel theilte den Abendthau aus und schwand hinweg wie ein Strahl.

Am nächsten Tage — die Blumen hatten vor Erwartung die ganze Nacht kein Auge geschlossen — stieg die Sonne in zauberischer Pracht und Herrlichkeit auf, der blaue Himmel strahlte wie ein seliges Auge, die Erde lachte wie ein glückliches Kind, die Blüthen meinten, nie einen süßern Maimorgen geschaut zu haben: da begann plötzlich ein seltsames Rauschen und Summen in der stillen Luft und, wie vom Himmel herabgeschüttet, taumelten unzählige schwerfällige Gesellen umher, Käferknaben von unerhörter Dicke, in dunkelbraunen Röcken und saubern schwarzen Westen und stürzten auf die er-

ſchrockenen Blumen los. „Willkommen, ſchmuckes Lieb!“ brummte einer und fiel ſchwer auf die Tulpe. — „Komm, küſſe mich!“ ſummte ein anderer und packte eine Roſe, „die Nachbarn ſehen es nicht!“ — „Heda! Honig und Thauwein her!“ ſchnarrten zwei auf einmal und ſetzten ſich auf das Kleid der Päonie, daß gleich ein Stück davon abriß. — „Wo wohnt der liebe Pater, unſer Freund?“ fragte ein anderer zärtlich die Nachtviole, die unter ſolcher Umarmung lautlos zuſammenbrach.

„Du gefällſt mir, ich will Dich heirathen!“ ſagte einer der plumpſten zur Lilie und zerrte ſie am weißen Aermel hin und her, „aber gieb zu eſſen, Bräutchen, das iſt das Wichtigſte!“ — „Wir wollen ſchlafen!“ ſchrien mehrere durcheinander und ſchüttelten eine junge Mohnblume; „räumt uns Eure weichſten Bettlein ein und ſäumt nicht lange!“ und dabei ſtürzten ſie auf die Blüthen, ſuchten ſich die ſchönſten Kiſſen aus, wühlten und warfen alles durcheinander, und lagen endlich, wie Trunkene, in ſtundenlangem Schlafe. Ein Ach und Weh ertönte rings umher von allen Blumenlippen, ſchwere Seufzer zogen hin und her, Verwirrung und Entſetzen lag auf allen Blüthen; jede Stunde brachte neue Qual, neuen Jammer; ein langer Tag voll bittern Leides zog vorüber. Und der milde Abend kam und mit ihm der holde Engel, die duftende Thauſchale in den zarten

Händen. Ach, wie sah es da kläglich aus in der armen Blumenwelt! Viele lagen besinnungslos am Boden, andere suchten beschämt ihre zerrissenen Kleider zu verbergen; die Rose sah ganz verstört darein, und in dem netten Tulpenhause waren alle Kerzen ausgelöscht, umgeworfen und zertreten, schwarzer dicker Staub bedeckte den sonst so saubern Boden.

Und wie durstig waren sie alle! Die Käferknaben schliefen schon hart und fest und hatten die Honig- und Nektarkammern bis auf das letzte Tröpflein geleert und waren doch kaum satt geworden. Und als der Blumenengel erschien, standen alle die bunten schönen Augen rings umher in Thränen, und in jedem Auge lag eine stumme heiße Bitte, eine tiefe innige Reue. Aber zu reden wagte doch keine, denn sie fühlten alle das Unrecht, das sie gethan, und trugen still und demüthig die harte Strafe. Und alle gedachten des schönen, geschmähten Flatterers mit tiefem Weh und heißer Sehnsucht, und schauten nach ihm aus mit glühendem Verlangen.

Vergebens! kein Schmetterling ließ sich blicken. Als nun aber der weichherzige Thauspender seinen Liebling, die schöne, weiße Lilie sah, wie sie krank und todessehnsüchtig das bleiche Haupt zur Erde neigte, da zerfloß er in Mitleid, lächelte huldvoll den Bekümmerten zu und sprach: „Ich vergebe Euch! ich will Eures Ver-

gehens ferner nicht mehr gedenken. Der Freund, den Ihr verschmäht, sei Euch zurückgegeben! Zur Strafe aber und ewigen Erinnerung Eures Zweifels an meiner Liebe und des Allvaters Weisheit sollen immerdar im Monat Mai die braunen Käferknaben das feierliche Recht behalten, Euch zu küssen."

Und das lassen sie sich auch nicht nehmen, die dicken Maikäfer und benutzen gar fleißig die allerhöchste Erlaubniß zum bittern Leide der Blumen und zum gewaltigen Grimme der losen Schmetterlinge.

# Die letzte Roſe.

„Vom Himmel iſt er gekommen
Auf der Erde hat er gelebt,
Unſer Herz iſt ſein Grab.“

Börne.

In dem ſchönen geſegneten Baierlande liegt ein kleines Städtchen, Wunſiedel genannt, demüthig zu den Füßen der rieſigen wilden Schönheit des Fichtelgebirges. Großartig ernſt

ist dort die ganze Natur, dunkelgefärbt sind die hohen Bäume, und selten begegnet ein helles warmes Blumenauge unsern suchenden Blicken. Höhlen voll labyrinthischer Irrgänge und tiefe Schluchten von grausiger Dunkelheit sind in den finstern Bergen versteckt, und seltsame Märchen von vergrabenen Schätzen und verborgenen strahlenden Zaubergrotten erzählen sich dort die scheuen Waldvögelein. Der Frühling schaut erst spät mit seinen Himmelsaugen über die hohen Berge in das Thal und wirft schäkernd die letzten Reste seiner süßen Gaben, milden Sonnenschein und Blumensträußlein herüber. Eilig, als fürchte er, in diesen undurchdringlichen Tannen- und Fichtenwäldern sich zu verirren, huscht dann der Sommer mit glühenden Wangen vorbei; der launische Herbst aber scheint sich gar wohl dort zu behagen: ungehindert und ungestört spielt er mit seinen Winden in den Schluchten und Felsspalten, läßt seine buntgefärbten Blätter phantastisch tanzen, wirft die spärlichen Früchte, die der flüchtige Sommer anzuhauchen vergessen, spottend von den Bäumen und streut emsig blaue, rothe, gelbe und weiße Sternblumen, die er in seinen Freistunden gar mühsam und kunstvoll aus halbverwelkten Sommerblümchen geschnitten und zusammengefügt, in die Gärten der Menschen. Aber des Herbstes Kurzweil unterbricht gar bald der kalte Winter, der sich dann seinen

prächtigen Eispalast aufbaut, den Bergen weiße, flimmernde Mäntel umhängt, daß sie aussehen wie seine Diener, Schneeschleier über alle Bäume breitet und eine große weiche blendende Decke über den ganzen Erdboden. Auch frembartige Blumengestalten, denen aber die Seele fehlt, läßt sein Hauch aufblühen an den Scheiben und funkelnde Diamanten streut er aus mit vollen Händen, die dann, wenn die Sonnen- und Mondenstrahlen sie berühren, leuchten und flammen, daß kein Menschenauge solchen Anblick lange zu ertragen vermag. Dazu blitzen die scharfgeschliffenen Dolche seiner Eiszacken und drohen jeden zu verwunden, der da wagen sollte, des kalten Herrschers starre Pracht, Macht und Herrlichkeit zu schmähen und anzugreifen, oder sich nach dem milden, süßen Frühlinge zu sehnen.

Es war aber im Beginne des Monats März im Jahre 1763, als plötzlich dieser strenge Despot mit sonderbarer Hast die weißen Decken von der Erde hob, die Eisblumen von den Fenstern riß, die spitzen Dolche zerbrach, die Mäntel der Bäume einpackte, und das Thal verließ, ehe nur ein Menschenkind zur Besinnung gekommen über solch unerhörtes Wunder. Und am Morgen des 21. März neigte sich ein himmlisch lächelndes Angesicht über das befreite Land, das Antlitz des Lenzes, und ein warmer würziger Hauch wehte, linde Tropfen

fielen auf die ſtarre Erde, die, kaum von ihren Ketten erlöſt, noch nicht zu athmen wagte; und ſie erwarmte, bebte leiſe, athmete. Und getrieben von unwiderſtehlicher Zaubermacht ſproßten zarte lichtgrüne Blätter hervor, und der heißglühende Sonnenmund küßte die Veilchen wach, die ſich verwundert die Aeuglein rieben und ſtaunten, daß die dunkle Nacht ſchon dahin. Hie und da erhob auch ein neubelebtes Vögelein ſchüchtern in leiſem Dankesjubel ſeine liebliche Stimme und wunderbares Rauſchen zog durch die Berge. Und die ſtaunenden Menſchenherzen, welche dies ſahen und hörten, erfüllte die ſelige Ahnung eines himmliſchen, geheimnißvollen Geſchenkes, einer troſtvollen Verheißung: es war ihnen, als ob liebe ſanfte Lippen heilend ihre Wunden berührten und der Frühling nun nimmmermehr wieder weichen könne aus ihrem ſtillen Thale.

Vor einem der kleinſten und ärmſten Häuſer des Städtchens aber lag ein enges unſcheinbares Gärtchen; der einzige Schmuck dieſes Plätzchens war ein alter Roſenbaum, der mit ſeiner Krone lieb und zutraulich hineinſchaute in das niedere Fenſter eines düſtern Zimmers. Drinnen belauſchte er gar oft die muntern Spiele einer rothwangigen Kinderſchaar, aber wohl auch manchen bangen Seufzer eines ſorgenvollen Vaters, manche ſtille Thräne einer bekümmerten Mutter. Und am Morgen

des 21. März strömten der würzige Hauch und der linde Thau und die erquickende, belebende Sonnenwärme vor allen andern Bäumen und Sträuchern auf das aufgerichtete Haupt dieses Rosenbaumes, der so selten geblüht in der rauhen Gebirgsluft; und eine Knospe drängte sich hervor, so eilig, daß die grünen Blättchen Mühe hatten, ihr zu folgen; sie schwoll in wunderbarer Schnelle, färbte sich, brach auf, duftete, und klopfte endlich, als halb entfaltete zauberschöne Rose, mit schüchternem Finger an die Scheiben.

In dem Stübchen aber war helle Freude; die frischen Kinder umstanden mit leuchtenden Blicken die Wiege eines neugeborenen Brüderchens; der Vater sah so glücklich und dankbar aus, und die bleiche Mutter faltete auf ihrem Lager fromm lächelnd die Hände. Tief und sanft schlummerte der junge Erdensohn; die rauhen, verworrenen Erdenlaute, die an sein Ohr schlugen, drangen noch nicht zur kleinen verhüllten Seele, vermochten nicht, ihn zu ermuntern. Und doch öffneten sich jetzt, zauberhaft plötzlich, die festgeschlossenen Augenlider des ruhenden Kindes. Ob vielleicht die schlummernde Seele das leise Klopfen des Rosenfingers vernommen und verstanden? Klare, unendlich liebe, blaue Augen waren es, die sich dem Fenster zuwandten; den leuchtenden Kindesblicken flogen die Blicke aller andern nach; ein Jubelgeschrei, ein frohes

Staunen: die lebensfrische Schaar stürzte lärmend hinaus, das Wunder war offenbart, die Rose entdeckt.

Aber in der folgenden Nacht klang und leuchtete es gar süß in dem kleinen niederen Gemache, und erquickender Rosenduft drang durch das Fensterlein. Und überirdische, schön gestaltete Wesen, Engel, nur dem reinen ungetrübten Kindesauge sichtbar, schwebten um die Wiege, flüsterten und spielten mit dem seligen Kindlein und kränzten es mit Himmelsblüthen aus Licht und Glut gewebt, irdischen Rosen ähnlich, nur fehlten die Dornen. Der schöne Engel küßte des Kindes Augen und sang: „Allvater hat mich gesandt, auserwählter, sterblicher Liebling! lausche nun den höheren Verkündigungen, die Dir meine Lippen bringen dürfen! Allvater blickte nieder auf seine kleine Erde und auf die ruhelosen Menschen, die darauf wohnen, und sah erbarmungsvoll auf ihre ewig wünschenden Herzen, auf ihre kurzen Frühlinge und Freuden, auf ihre langen winterlichen Leidensnächte. Und sein Vaterauge sah, wie sie oft den Muth verloren und die Hoffnung, wie so oft ihr Glaube wankte und ihre Geduld: da sandte Er, der seine zahllosen, unermeßlichen Welten alle mit gleicher Liebe umfaßt, trägt, segnet, in seiner unendlichen Barmherzigkeit auch diesem Weltenstäubchen, der bunten Erde, einen neuen Sonnenstrahl, einen neuen süßen Trost. Er legte eine neue

duftende Blume an die gequälten Menſchenherzen: Dich, glückſeliges Kindlein! Er ſchenkt Dich allen müden, aber auch allen frohen Herzen, damit Du ihnen ſeinen Namen nenneſt, damit Du ihnen von ſeiner Liebe erzähleſt und ſeinen leuchtenden Himmel zeigeſt, daß die Müden wieder glauben, lieben, hoffen lernen und die Frohen nimmer ermüden. Deinen Blicken iſt es vergönnt, einzudringen in die tiefſten Tiefen der Menſchenbruſt; Deinen milden Troſtaugen werden die verſchloſſenſten Herzen ſich öffnen; alle Seelenſchätze, lägen ſie auch noch ſo verborgen, wirſt Du heben, alle Freuden der Menſchen wirſt Du verſtehen, wie keiner vor Dir. Auch das unſcheinbarſte Blümlein, das im heimlichſten Herzenswinkel aufgeſproßt, wirſt Du entdecken, und wirſt ein Lächeln haben für jede Luſt und ein mitempfindendes Wort für jede Wonne. Aber auch alle Schmerzen wirſt Du begreifen, wie keiner vor und nach Dir; jedes Leid wird Dir ſchleierlos ſein Antlitz zeigen, und von Deinen geſegneten Lippen wird lindernder Balſam ſtrömen für jedes ſtille Weh, jeden geheimen Jammer, jedes menſchliche Elend!“

Und eine andere Lichtgeſtalt neigte ſich über den Knaben und hauchte: „Dir allein ſoll es vergönnt ſein, klar zu leſen in dem ewigen Wunderbuche der Natur: keine räthſelhaften Zeichen werden Dir begegnen auf den

leuchtenden Rieſenblättern; die zarten Blumenſeelen offenbaren ſich Dir, und Deine Seele wird ihre geheimnißvolle Duftſprache verſtehen; die hohen Sterne werden zu Dir reden und alle Töne. Der Schooß der Erde öffnet ſich und enthüllt Dir ſeine unverwelklich reiche Blüthenwelt, die ſtrahlenden Diamantblumen, die leuchtenden Sapphire und Smaragden, die Glutrubine, die ſtolzen Gold- und Silberbäume; ja, ſelbſt die Geheimniſſe des Meeresgrundes ſind Dein! Und Du wirſt frohlockend Deinen unerſchöpflichen Reichthum Deinen Brüdern und Schweſtern, den Menſchen zeigen, wirſt ſie überſchütten mit Deinen Schätzen, um ſie zu entzücken und zu beglücken, wie Dich Allvater beglückt!"

„Und die ſüße Himmelsroſe der Liebe wird ewig blühen in Deiner Bruſt!" flüſterte mit zaubermilder Stimme ein anderer Engel, „ihr Duft und Glanz wird Dir den rauhen Pfad ſchmücken, den zu wandeln Dir beſchieden iſt. Allvater hütet und ſchützt Dich!"

Zuletzt aber berührte ein himmliſch lächelnder Engel die roſigen Lippen des Kindes, und mit dem Engelskuſſe ſank zugleich eine Thräne auf ſeine kleine weiße Stirn: „Mit dieſem Kuſſe," tönte es leiſe, „weihe ich Deine zarten Lippen zu erquickenden Troſtſpendern der Menſchen, und mit dieſer Thräne gebe ich Dir berauſchende Träume von unſerer Glückſeligkeit, aber auch ewige Sehnſucht nach

unſerem Himmel!“ Wie Harfenton tönte nun ein ſüßes „Lebewohl!“ und die Himmelsboten eilten auf dem goldnen Pfade der Sonnenſtrahlen, die jetzt in das ſtille ärmliche Kämmerlein drangen, zurück in ihre lichte Heimat.

Welche Seele hat nicht ſchon längſt den irdiſchen Namen dieſes tauſendfach geſegneten Kindleins errathen? — Welcher Mund flüſterte nicht mit tiefer, ehrfurchtsvoller Rührung den Namen des Mannes, deſſen Bild wie eine leuchtende Sonne unverrückt an dem Horizonte aller fühlenden deutſchen Herzen ſteht? — Jean Paul, Du haſt uns treu gehalten, was die holden Engel verheißen an Deiner Wiege! Du haſt uns Alle an Dein großes Herz gedrückt!! Alle, ſage ich; nicht nur die Menſchen, die neben Dir dahin wandelten während der kurzen Dauer Deines Erdendaſeins; nein, auch uns, denen es nicht vergönnt war, Dein begeiſtertes Antlitz zu ſchauen, umfangen Deine Arme, tröſten Deine Augen, erquickt Dein Lächeln. Ja, ſelbſt zu den Todten neigſt Du Dich und öffneſt ihre tiefen Gräber, und wirfſt holde Blumen und milde Thränen auf die kalten Gebeine. Du biſt uns Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; Du zeigſt uns drei Welten: die lebende, glühende in der Menſchenbruſt und in der blühenden Natur, die vergangene, verborgene unter der Erde und die zukünftige in Deinen zaubervollen Träumen von der Seligkeit des

himmliſchen Licht- und Tonmeeres. — So löſeſt Du jeden Schmerz, ſo erhellſt Du jede Bruſt, ſo ſtillſt Du jede Sehnſucht, nur eine nicht: — jenes nie endende Sehnen, das Deine eigene Bruſt durchglühte, das in Deiner eigenen Seele lebte, ein Verlangen, das ſelbſt die lichtvollen Bilder und flammenden Verheißungen unſeres Propheten immer höher ſteigern: die Sehnſucht nach dem Himmel.

---

Jean Paul's letzter Erdentag brach an mit dem Morgen des 14. November 1825; da ward ſeinem heißen Sehnen Erfüllung, zu früh — ach, viel zu früh für uns. Die Hand des weiſen Allvaters aber hatte die irdiſchen Augen ſeines Lieblings ſchon lange Zeit vorher ſanft zugedrückt, damit deſto leuchtender und heller jene Himmelswelt aufſtrahlen möchte vor ſeiner verlangenden Seele, gegen deren Glanz auch das hellſte Sonnenlicht der Erde nur trüber Schatten iſt. Lächelnd ruhte der Sterbende auf ſeinem Schmerzenslager; weinend umſtanden ihn treue Menſchen. Es mochten wohl Paradieſes-Ahnungen ſein, die ihn umſchwebten in Geſtalt holder Engel, oder ſüße Erinnerungen an ſo manchen ſchönen Erdenlenz. Da kam plötzlich noch einmal irdiſches Weh über ihn! der herbe Schmerz des Scheidens, eine tiefe Trauer um ſeine ſchöne Erde, eine unüberwind-

liche Sehnsucht nach seinen Blumen mit ihrem kurzen Blüthenleben, deren Sprache er verstanden, deren Duft ihn so oft berauscht, deren Seele sich ihm enthüllt, deren Sterben und Auferstehen er belauscht, die er ja so sehr geliebt! Und mit bittendem Verlangen hauchte der Scheidende: „Ach, laßt mich nur einmal noch den Balsamduft einer vollen Rose athmen! Gebt mir eine Rose, daß ich sie küsse und somit Abschied nehme von meinen Erdenfreuden!“ Und als die versammelten Getreuen trostlos umherblickten und rathlos und bekümmert auf Erfüllung dieses Wunsches sannen, glitt ein Lichtstrahl durch das verdunkelte Zimmer, und Rosenduft durchwallte das Gemach, wie an jenem Tage des Frühlingsopfers; eine frische rothe Rose aber sank leise auf das Lager des geliebten Bittenden. Seine Hände falteten sich um das süße Wunder, sein Lächeln wurde Verklärung: er drückte die Rose auf seine Augen, diese einst so klaren Liebesquellen, die nimmer wieder überströmen sollten bei dem Anschauen eines Erdenfrühlings, athmete noch einmal tief und erquickt auf — und schwebte hinüber. Und sein Tod war „der Tod eines Engels“.

## Eine Leonore.

Ueber das Herz zu ſiegen, iſt groß —
ich verehre den Tapfern;
Aber wer durch ſein Herz
ſiegt, der gilt mir noch mehr!

Schiller.

Die fröhlichen Bewohner der ſchönen Kaiſerſtadt Wien, ſo geſchäftig und ruhelos ſie auch immer von einem Tage in den andern eilen, ſo wechſelnd ſie ſich oft zeigen in ihren Neigungen, ſo vergnügungsburſtig ſie erſcheinen, haben doch zu allen Zeiten in einer Empfindung einen tiefen Ernſt und eine rührende Innigkeit an den Tag gelegt: in der Empfindung für ihre großen Muſiker. Der Wiener war und iſt auf ſolche Erſcheinungen eben ſo ſtolz als auf ſeinen Kaiſer und — auf ſeinen Prater. Daß ſich die Wiener

damals nicht gerade darum sorgten, ob ihr lieber Haydn, Mozart und Beethoven auch tagtäglich „Backhahndel" zu verzehren hatten, ob ihre Wohnungen behaglich, ihre Beutel gefüllt waren, das konnte und durfte man ihnen nicht übel nehmen, jedes ächte Wiener Kind hat „halt" gar zu viel mit sich selber zu thun. Jeder aber freute sich von Herzen und strahlte ordentlich, wenn er wieder ein neues Stück von seinen Lieblingen hörte, ließ sie dann auch hoch leben, d. h. mit dem Glase in der Hand, und zog gewiß den Hut bis zur Erde, wenn einer oder der andere jener berühmten Männer ihm einmal zufällig in den Weg kam. — Lächelt nicht! Das ist schon sehr viel! Wie mancher große Geist in schlichter Körperhülle ging an den Menschen vorüber, ohne daß ihn einer warm anschaute, ohne daß ihm einer dankte für das, was er geschaffen. Und doch trifft eben solch ein Anschauen und Danken die Seele wie ein Frühlingssonnenstrahl, und kein Mensch, so erhaben er auch sei, so hoch über allen er auch stehe, vermag solches ohne Schmerzen zu entbehren.

In dem ungewöhnlich schönen Monat Juni des Jahres 1822 konnte man täglich genau zu derselben Nachmittagsstunde auf dem sogenannten Wasserglacis einen hochgewachsenen Mann einsam auf- und abwandeln sehen, dem jeder Begegnende ehrerbietig auswich.

Keine Minute früher noch später erschien dieser düstere Spaziergänger; weder Glut noch Regenschauer vermochten seine Schritte zu beschleunigen, keine Blume, keine Menschengestalt sein Auge zu fesseln; langsam, sicher und stolz schritt er daher, den Blick gesenkt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Graues Haar drängte sich um die prächtige, gedankenschwere Stirn; er merkte es nicht, wenn der Frühlingswind es ihm neckend aufwirbelte oder in die Augen trieb. Niemand konnte an dieser Erscheinung achtlos vorüberstreifen, der Stempel des Außergewöhnlichen war ihr allzudeutlich aufgedrückt, die überwältigende Hoheit des Genius zog sich wie ein Nimbus um dies gebeugte Haupt. Jedes Kind wußte aber auch: „das ist Ludwig van Beethoven, der so viele wunderschöne Musik gemacht hat," hörte auf zu spielen, hielt rasch die Kugel an, die dem Meister vor die Füße rollen wollte, klatschte auch nicht mit der Peitsche und stieß schnell den Brummkreisel um, wenn der ernste Mann daherkam. Alt und Jung, Hoch und Niedrig trat bei Seite oder begnügte sich, ihn voll Ehrfurcht zu grüßen, ohne auf eine Erwiderung zu hoffen. Kohlenträger, mit schwerer Bürde belastet, hielten geduldig still, bis der wunderbare Träumer vorbei gegangen, Jeder, aber auch Jeder, ehrte ihn auf seine Weise.

Gerade damals zeigten freilich die Wiener ein er-

höhtes Intereſſe an der finſtern Erſcheinung des Vielgeprieſenen: Beethoven hatte nämlich vor einigen Monaten ſchon ſeine erſte und einzige Oper „Leonore“ (ſpäter nannte er ſie „Fidelio“) vollendet, weigerte ſich aber hartnäckig, ſie zur Aufführung bringen zu laſſen. Eigenſinnig, taub gegen alle Bitten, hielt er die koſtbare Partitur in ſeinem Pulte verſchloſſen.

„Ich finde keine Leonore, wie ich ſie brauche,“ ſagte er zu ſeinen Freunden, die nicht müde wurden ihn um die Aufführung zu beſtürmen. „Sängerinnen giebt's freilich zur Genüge, aber keine für mich. Meine Leonore ſoll keine Triller ſchlagen, auch nicht über allerlei Rouladen den Hals brechen, ſie braucht nicht zehnmal die Kleider zu wechſeln, auch nicht ſonderlich ſchön zu ſein: aber Eins muß ſie haben außer ihrer Stimme, und dies Eine verrathe ich Euch nicht, Ihr würdet den „tollen“ Beethoven doch nur auslachen. — Laßt die Oper ruhig bei mir liegen und bekümmert Euch nicht um ſie.“

Aber die Ungeduldigen ließen nicht ab von ihm, quälten den großen Muſiker Tag für Tag, ſchickten ihm eine Sängerin nach der anderen über den Hals und fingen endlich an, ihm ernſtlich zu zürnen. — Beethoven blieb, wunderbarer Weiſe, lange geduldig. Eines Abends jedoch drang man beſonders heftig in ihn und erzählte ihm Wunderdinge von dem Debut einer jungen Sän-

gerin, die damals ganz Wien von sich reden machte. Sie war die Tochter der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder, kaum siebzehn Jahre alt und mit ihren Eltern seit kurzem von Hamburg nach der Kaiserstadt übergesiedelt. Als Mozart's Pamina hatte sie alle Herzen entzückt durch den Reiz ihrer Stimme und Gestalt, man prophezeite ihr einstimmig eine große Zukunft, und dies Alles eben theilte man dem Meister mit und verhehlte ihm nicht, wie man hoffe, er werde dieser schönen Hand gestatten, den verborgenen Schatz seiner letzten Schöpfung zu heben.

Da fuhr Beethoven auf. „Was? einem Kinde, einem kaum der Schule entwachsenen Dinge soll ich mein heiliges Kleinod anvertrauen?" fragte er heftig. „Ich glaube, Ihr träumt oder Eure Neugierde macht Euch sinnlos. Nein, für ein siebzehnjähriges Mädchen hat Ludwig von Beethoven seine Leonore doch nicht componirt! — Aber ich bin nun der Quälereien müde und erkläre Euch ein für allemal, daß ich meine Oper verbrennen werde, wenn einer von Euch es wagen sollte, wieder nach ihr zu fragen!"

Er war so imponirend in seinem Zorn, sein Auge blitzte so vernichtend, seine Stimme klang so grollend, auf seiner breiten Stirn standen noch so viele Wetterwolken, daß einer nach dem andern still hinausschlich;

und fortan war von der „Leonore" vor den Ohren des Meisters nie wieder die Rede.

Seit einiger Zeit nun traf es sich, daß dem großen Musiker auf dem Rückwege von seinem täglichen Spaziergange regelmäßig kurz vor der Stadt ein junges blondes Mädchen entgegen trat. Sie trug meist ein einfaches weißes Kleid, einen kleinen zierlichen Strohhut und ein schmaler dunkelrother Shawl fiel über ihre schönen Schultern. Wie alle anderen, die dem Sinnenden begegneten, wich auch sie ehrerbietig zur Seite, dies geschah aber, wenn auch langsam und zögernd, doch mit einer hinreißenden Grazie, sie heftete dabei ihre großen Augen fest auf das Antlitz des Meisters.

Das waren aber Augen, die wohl die Macht besaßen, zu binden und zu lösen, eine träumende Seele aufzurütteln, an sich zu ziehen, festzuhalten, Augen von wunderbar dunklem Blau mit den köstlichsten Wimpern und Brauen, leidenschaftlichem Aufschlag und unergründlicher Tiefe. Nur der Träumer Beethoven konnte diesem zauberisch-innigen Blicke so lange widerstehen, der ihn immer und immer wieder traf: er ging achtlos viele Tage an dem schlanken Mädchen vorüber, ohne sie zu bemerken. Ihre feinen Lippen bebten immer, wenn er an ihr hinstreifte; es war, als wolle sie reden, und doch schwieg sie, sah ihm nach mit einem Ausdruck von

Bewunderung und Schmerz und wandte sich dann, um in die Stadt zurückzukehren.

Da zog denn eines Tages, eben in der fünften Nachmittagsstunde, ein Gewitter am Himmel auf. Der Donner rollte näher, einzelne Blitze zuckten durch die Luft, ängstlich flatterten die Vögel, und die Menschen, die eben draußen waren, eilten, ihre schützenden Wohnungen zu erreichen. Einzelne Windstöße erhoben sich, aber kein Regentropfen milderte die drückende Schwüle, immer lauter tönte die Stimme des Donners, immer wilder jagten sich die Blitze. Da schritt Ludwig van Beethoven von seinem Spaziergange zurückkehrend wie ein Seher daher. — Das Haupt hoch emporgerichtet, die Stirn heller als sonst, schien er sich des ernsten Schauspiels zu freuen. Er allein schien jene großartige Sprache dort oben zu verstehen, denn er lächelte im Rollen des Donners und schaute kühn und ungeblendet in das Leuchten der Blitze. Für ihn war das Gewitterbrausen nur der mächtig anschwellende Posaunenton einer gewaltigen Natursymphonie, der Wind, der in seinen Haaren wühlte, schien ihn zu heben und zu tragen, und als der ernste Mann jetzt die Arme emporhob in seltsamer, stummer Begeisterung, da war es, als erwarte er, daß ein Engel niederfahre zu ihm auf den Flügeln der Blitze. O, daß er ihm eine Riesenharfe brächte, damit er sie ausstürme, jene seltsamen

Melodien, von denen die Seele des Begeisterten so übervoll! — Beethoven wähnte auch wirklich einen Engel zu sehen; eine weiße Gestalt stand vor ihm: er starrte auf sie hin, eines Wunders gewärtig. Aber der vermeintliche Engel zitterte, streckte ihm die Hände entgegen, murmelte hastig einige unverständliche Worte und sah ihn flehend an. Ueberrascht blickte der Meister in ein erblaßtes Mädchengesicht. Eine Erinnerung kam ihm an dies liebliche Antlitz, an die reizende Gestalt; hatte er sie nicht schon oft gesehen? war sie nicht an ihm vorübergegangen? — Im Traume vielleicht! — Er wußte es nicht.

„Kind!" sagte er endlich und beugte sich zu dem jungen Mädchen nieder, „in solchem Unwetter bist Du noch im Freien? Hast Du Dich verspätet? bist Du fehl gegangen?"

„Ich wollte nur zu Euch!" antwortete fest und weich zugleich eine süße Stimme.

„Zu mir? Was kannst Du von mir wollen?"

„Eure — Leonore!"

Beethoven fuhr zurück.

„Wie heißt Du?"

„Wilhelmine Schröder. Ich stand schon viele Tage mit meiner heißen Bitte hier, erst heute wagte ich zu reden."

„Und sahst Du nicht, wie das Wetter heranzog? fürchtest Du Dich nicht?"

„Ich fürchte nur Eins: daß Ihr meine Bitte abschlagen werdet!"

Der Meister antwortete nicht — unverwandt blickte er in die blauen Augen des Mädchens. Sie senkte sie nicht zu Boden, sie erröthete heiß, aber sie sah ihn an. Da streckte Beethoven die Hand aus, faßte kräftig die kleinen Hände des lieblichsten Geschöpfes, athmete tief und erquickt auf und sagte mild:

„Komm morgen früh zu mir, mein Kind, und sei muthig; ich glaube, ich habe meine Leonore gefunden. — Jetzt aber fort von hier, ich will Dich nach Haus führen!"

Und sie hing sich an seinen Arm mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, ihre Wange glühte, ihr Körper zitterte, ihr Herz klopfte ungestüm: die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches war nahe. — Der Sturm hatte aufgehört, die Blitze zuckten schwächer, aber ein erfrischender Regen tropfte nieder. Am Thore der Stadt hob Beethoven das junge Mädchen mit väterlicher Sorgfalt in einen eben vorüber fahrenden Wagen, und Wilhelmine Schröder bezeichnete die Wohnung ihrer Mutter. In kindlich überströmender Begeisterung küßte sie zum Abschiede die Hand des Meisters; er wandte sich zu

geben. Noch einmal mußte er zurückblicken, und da sah er, über den Wagenschlag hinausgelehnt, das reizendste Mädchengesicht zu ihm hingewandt. Es war erblaßt vor innerer Bewegung, die junge ernste Stirn, eingefaßt von goldnen Haaren, neigte sich vor ihm, sanft grüßten und lächelten die magischen Augen. Ludwig van Beethoven fühlte eine wundervolle Wärme an sein Herz strömen, eine selig-wehmüthige Ahnung durchzuckte ihn, er sagte sich leise: „Dies Weib wird noch einen Sonnenstrahl auf deinen Weg werfen — den letzten!“

---

Und am folgenden Morgen stand Wilhelmine Schröder, die junge Sängerin, neben Beethoven am Clavier. Vor ihm aufgeschlagen lag die Partitur seiner Leonore. Er hatte dem blonden Mädchen kurz den Inhalt der Oper erklärt, der sie mächtig anzog, ging dann flüchtig über die ersten Nummern Jaquino's und Marcellina's hinweg und intonirte, leise summend, mit der einen Hand streng den Tact marquirend, mit der andern die Accorde der Begleitung greifend, die Leonorenstimme des Quartetts:

„Mir ist so wunderbar.“

Das Mädchen folgte jedem Tone mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei dem Terzett:

„Muth, Söhnchen, Muth.“

leuchteten die blauen Augen leidenſchaftlich auf; als ſich aber das Prachtgemälde der großen Arie:

„Abſcheulicher, wo eilſt Du hin!"

vor ihrer Seele entfaltete, da flog ein Beben tiefſter Erſchütterung durch den zarten Körper. Mit jeder Nummer wuchs die Erregung der halb athemloſen Zuhörerin, immer begeiſterter ſpielte und intonirte der Meiſter, ſie hörte nicht, wie gebrochen und hart die Stimme klang, die ihr alle dieſe Herrlichkeiten in's Ohr und in die Seele trug. Sie wußte auch nicht, daß beim Duett des zweiten Actes:

„Nur hurtig fort, nur friſch gegraben,"

die Thränen langſam und ſchwer über ihre Wangen rollten, ſie wandte den Blick nicht ab von dem wunderbaren Manne, der da vor ihr ſaß und den ſie ſo inbrünſtig verehrte. — Welch ein eigenthümlich feſſelndes Bild in dem engen Rahmen des ſchlichten Zimmers waren ſie, dieſe beiden Geſtalten, der reiche ernſte Herbſt und der lächelnde Frühling. Der Meiſter ſelbſt im weiten pelzverbrämten Hausgewand, mit blitzenden Augen und leuchtender Stirn ganz verſunken in ſeine Schöpfung, dann und wann tief-ernſt aufblickend zu dem Antlitz ſeiner Hörerin; Frühlingsfriſche war ausgegoſſen über jene Mädchengeſtalt an ſeiner Seite, über jenes Angeſicht mit ſeinen köſtlich reinen Linien, und

Sonnenlichter zitterten in den schweren blonden Haaren, die sich an die zarten Wangen schmiegten und im stolzen Nacken einen goldenen Knoten bildeten.

An diesem jugendlichen Haupte hingen
So viele Hoffnungen, als in den Zweigen
Im wonnevollen Maimond hängen Blüthen.

Beethoven ging rasch und immer rascher weiter, seine Hand eilte über die Tasten!

„Jetzt kommt die Stelle höchster Erhebung," sagte er; „in ihr sammeln sich die Lichtstrahlen der ganzen Oper. Gieb Acht auf diesen Ruf! auf ihn kommt's an, mein Kind, hier wirst Du zeigen, ob ich mich in Dir getäuscht oder nicht!"

Und nun intonirte er mit erschütternder Begeisterung jenen berühmten Schrei:

„Tödt' erst sein Weib!"

Wilhelmine Schröder erkannte nun erst die Riesenaufgabe, nach der sie selbst die Hand ausgestreckt, sie faltete bebend die Hände, Glück und Bangen zugleich erfüllten ihre Brust. „Tödt' erst sein Weib!" dieser eine Ruf tönte ihr in den Ohren — sie hörte nichts weiter, das glänzende Finale ging an ihr vorüber wie ein Traum. Als aber Beethoven sich erhob und die Partitur zuschlug, näherte sie sich ihm mit wankendem Schritt.

„Segnet mich zur That, die ich wagen will, damit

ſie mir gelinge," ſagte ſie feierlich und neigte tief das Haupt.

Und der Meiſter legte ſeine Hand gedankenvoll auf den blonden Scheitel, und ein Lächeln der Befriedigung glitt wie ein herbſtlicher Sonnenſtrahl über ſein ernſtes Angeſicht.

Ehe das junge Mädchen aber an dieſem Abend einſchlief, faltete ſie die ſchönen Hände und ſchloß ihr Nachtgebet mit den Worten: „Gott, laß mich eine Leonore werden, wie er ſie geträumt, damit ich ſeinem Herzen noch eine Freude bringe."

---

Wenige Wochen nach dieſer Scene trat Wilhelmine Schröder in der Oper „Fidelio" in Wien auf und verkörperte jenes Ideal höchſten Liebesheroismus, das dem Geiſte Beethovens vorgeſchwebt. Der Componiſt ſelbſt ſaß in einer kleinen dunklen Loge dicht bei der Bühne. Ach, die ſüßen und doch kraftvollen Töne, wie ſie die Bruſt der jungen Sängerin ausſtrömen ließ, ſie drangen ja nur ſchwach und gebrochen in ſein ſchon damals faſt ganz verſchloſſenes Ohr, aber er ſah doch die von Glut und Hingebung getragene Erſcheinung, er ſah dieſe Augen voll Leidenſchaft und Begeiſterung, und der ausbrechende Jubel der hingeriſſenen Menge umbrauſte ihn wie ein fernes Meer. — Und der zweite Act entfaltete

sich, das schöne Weib stieg hinab in den dunklen Kerker, reichte dem hungernden Gatten das Brod, durchlief alle Stadien der Seelenmartern, bis endlich jener wunderbare Lichtpunkt kam, jener mächtige Aufschrei:

„Tödt' erst sein Weib!"

Beethoven richtete sich fieberisch erregt auf, als der Accord einsetzte, sein Athem stockte, die Riesengestalt zitterte, seine Blicke bohrten sich fest an die Lippen der Sängerin. Eine Secunde lang war's, als ob sie zagte, plötzlich aber richtete sie sich auf in wahrhaft großartiger Schönheit, und schmetterte das in höchster Leidenschaft vibrirende b in die Seelen der erschütterten Hörer. — Und das Wunder geschah, dieser eine gewaltige, beseelte Ton durchdrang alle Schranken und drang wie eine lichte Verkündigung in das verschlossene Ohr des Meisters. Es wurde plötzlich so hell in ihm, goldne Tonwellen überströmten ihn, ein stiller Traum, seine Leonorenschöpfung sang und klang laut, in dem herrlichen überwältigenden b, das er gehört, spiegelte sich das Ganze, wie das All sich in einem klaren Tropfen spiegelt. — Namenlose Freude, ungebändigtes Entzücken ergriffen ihn, er hatte sich in dieser Leonore nicht getäuscht! Er hätte dies junge Mädchen an sein Herz reißen, in seinen Thränen baden mögen, längst begrabene Wünsche, längst entschlafene Hoffnungen standen auf aus ihrer Todesruh'

und sahen ihn lächelnd an. Aber Körper und Seele waren nur an Schmerzen gewöhnt, das unendliche plötzliche Glücksgefühl überwältigte den nur im Leiden und Entbehren starken Mann: Ludwig van Beethoven sank ohnmächtig zusammen.

Diese Darstellung des Fidelio war in der That der letzte, aber vielleicht auch der blendendste Sonnenstrahl, der auf den dunklen Weg des erhabenen Tonschöpfers fiel.

Aber was war es wohl, was Ludwig van Beethoven von der Darstellerin seiner Leonore verlangte, und was er in den blauen Augen eines jungen Mädchens gefunden?

Wilhelmine Schröder trug die Leonore hinaus in die Welt. — Wer hätte wohl je ohne die nachhaltigste Erschütterung den Fidelio von ihr gehört, wer könnte sie, gerade sie in dieser Erscheinung vergessen? Hunderte von Sängerinnen haben nach ihr uns auch die Leonore gesungen; vermochte je eine von allen so die Seele gefangen zu nehmen, wie sie? — Aber war denn keine so schön wie Wilhelmine Schröder-Devrient, hatte keine eine so mächtige Stimme, eine so entzückende Grazie? — O gewiß! Reizende Frauen hüllten sich in das schlichte Männerkleid Fidelio's, großartige Stimmen sangen uns die Arie: „Abscheulicher, wo eilst Du hin!“ Meisterinnen der Darstellungskunst erschöpften sich an dieser Erschei-

nung; aber schwebte je von einer Lippe der Ruf: „Tödt' erst sein Weib!“ großartiger, hinreißender als von den Lippen jener blonden Frau? — Und warum wohl? — Hier folgt die Lösung aller Fragen. Wilhelmine Schröder-Devrient besaß jenen seltenen Zauber, der die Welt überwindet, jenen räthselhaften Reichthum, der in unserer kühlen und matten Zeit immer mehr zur Sage wird, jenen kostbarsten Schatz der Erde, jene schönste Segnung des Himmels: ein heißes Herz!

# Zwei Brüder.

„— Dem Einen iſt ſie hohe, die himmliſche Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt."

Schiller.

In der engen Gaſſe einer großen Handelsſtadt lebte vor etwa dreißig Jahren eine arme Jüdin, die ſich vom Ein- und Verkauf alter Kleider nothdürftig ernährte. Sie hatte einſt beſſere Tage geſehen und in einer recht glücklichen Ehe gelebt; ihr Mann ſtarb aber am Nervenfieber, als ſie ihm kaum drei Monate vorher ein munteres Zwillingspaar geboren, kräftige Knaben, auf die beide Eltern nicht wenig ſtolz waren. Iſaak hatte eben ein kleines Geſchäft begonnen

und seine Unternehmungen wurden mit Erfolg gekrönt; er blickte froh hoffend in die Zukunft seiner Kinder: da kam der Tod und machte plötzlich allem Sorgen und Schaffen ein ewiges Ende, und die fleißigen Hände, die sich so unermüdlich geregt, lagen nun starr und gelähmt auf der stillen Brust des Todten. Sarah nahm zerrissenen Herzens ihre beiden Kinder, ging mit ihnen zum Rabbi und fragte ihn um Rath, was sie beginnen sollte in ihrer großen Noth und Verlassenheit. Und der Rabbi sprach mit den Aeltesten der Gemeinde, und sie traten alle zusammen und halfen und riethen, so viel sie konnten, und nach vielen durchweinten Tagen und schlaflosen Nächten war die arme Frau im Stande, durch mühselige Thätigkeit ihr und der Kinder Leben zu fristen.

Die Brüder wuchsen unter Mangel und Entbehrung auf, und hatten das sechste Jahr erreicht, als sich bei beiden eine Eigenschaft entwickelte, die gar bald die Aufmerksamkeit aller, die mit den Kindern in Berührung kamen, in hohem Grade auf sich zog. Beide zeigten nämlich eine ungewöhnliche Vorliebe für Musik, eine auffallende Achtsamkeit für jeden Ton, der in ihrer Nähe laut wurde. Jacob lief jeder Trompete nach, trieb sich vor allen Gartenconcerten herum, und ging oft stundenlang mit den Drehorgelspielern von Haus zu Haus, wußte genau ihre Einnahmen zu berechnen, sammelte auch zuweilen,

um einige Pfennige, für den Musikanten ein. Sein Aeußeres war unschön, seine Figur plump, die Haltung gebückt, der Gang hastig und ungeschickt, die Bewegungen eckig. Das Gesicht trug den Typus seiner Race; in den schmalen schwarzen Augen lag aber eine Welt voll Energie und Intelligenz, und in ihrem Aufblick eine frappirende Kälte und Schlauheit. David war ganz das Gegenbild seines Bruders: sehr groß für sein Alter, schlank, von leisem und scheuem Wesen, und von der vollen, schwermüthigen Schönheit seines Volkes, von jener orientalischen Formenbildung, die, wenn sie in so reiner und ausdrucksvoller Weise erscheint, ganz unwiderstehlich anzieht und fesselt. Sein Blick war hinreißend in seinem melancholischen Feuer, die Gesichtsfarbe ein matter bräunlicher Ton, doch ohne Wangenroth, die Zähne wunderschön und das tiefschwarze Haar leicht gelockt. Wie oft blieben Frauen und Männer bewundernd stehen vor dem ärmlich gekleideten Judenknaben und schenkten ihm freiwillig eine Kleinigkeit, Geld, Blumen, Näschereien, die er alle sofort der Mutter brachte. Als ganz kleines Kind achtete er schon auf das Summen des Wasserkessels, auf das Zirpen eines Heimchens und das Gezwitscher der Schwalbe, und später konnte er stundenlang an einem kleinen Wasserfall sitzen, der die Promenaden der Stadt schmückte, um auf das Geräusch der

fallenden Tropfen zu hören. Vor den Kirchthüren den Klängen der Orgel zu lauschen war die höchste seiner Freuden, und da achtete er weder Frost noch Sonnenglut; geduldig harrte er auf den Steinen, bis die wunderbaren Töne heranzogen, um ihn anzuhauchen mit ihrer heiligen Glut. Einmal im strengsten Winter fand ihn der alte Domorganist halb erfroren an einer Seitenthür kauern, und als das Kind auf seine dringenden Fragen dem warmblickenden Musiker erzählte, was ihn so auf die Schwelle bannte, wies dieser ihm für jeden Gottesdienst ein verstecktes Plätzchen in der Nähe der Orgel an. Auch lud er ihn in sein Haus ein, und als der Knabe wirklich einmal freudezitternd kam, spielte er ihm Bach'sche Fugen und alte Choräle vor. Leider währte dies Glück nur kurze Zeit: der alte Mann starb und sein Nachfolger war weniger herzenswarm gegen den armen Judenknaben. Im Sommer begleitete David seinen Bruder in jene öffentlichen Gärten, in denen Musikchöre spielten, zu welchem Genusse das Publicum sich zu drängen pflegte. Die Kinder durften natürlich nur draußen stehen, aber da ersann Jacob allerlei, um einen kleinen Gewinn zu erzielen. Bald trat er, die Schuhbürste in der Hand, dienstfertig den Ankommenden entgegen und säuberte geschickt die bestäubten Stiefeln der jungen und alten Herren; bald bot er selbstgeschnitzte

Zahnstocher feil, bald sauber gedrehte Fidibusse, zuweilen auch Sträußchen einfacher Wiesen- und Waldblumen, denen er aber durch zierliche Anordnung ein gewisses Ansehen zu geben verstand. Er nahm auch immer einige Groschen ein, die er zu Hause in ein altes Tuch band und in sein Kopfkissen versteckte. David war zu alle dem nicht zu gebrauchen. Er saß still hinter der Hecke, möglichst entfernt vom Orchester, damit die Töne recht gedämpft und verworren zu ihm drangen und seine Phantasie sie sich zurechtlegen konnte zu Accorden und Melodien, wie seine Seele sie träumte. Kam er nach Hause zurück, so sang er stundenlang leise vor sich hin und bürstete dabei die alten Kleider, die seine Mutter austragen wollte, mit einem fast strahlenden Gesichte. Jacob schalt ihn oft träg und ungeschickt; David gab ihm mit thränenvollen Augen Recht, versuchte auch wohl mit Blumen an den Gärten sich aufzustellen, aber wenn der erste Ton die Luft durchzog, fing er an zu zittern, ließ die Blumen fallen oder schüttete sie dem ersten besten Kinde in den Schooß und kroch in sein Winkelchen.

„Mutter, wenn Du nur einmal dabei sein und hören könntest, was ich höre!“ sagte er oft beim Schlafengehen zur armen Sarah, die am späten Abend die ärmliche Garderobe ihrer Kinder auszubessern pflegte, damit sie ordentlich einhergehen möchten. „Du würdest

Deine ganze Plage vergeſſen und Dein ſchweres Leben und reich und froh werden wie ich! Verſuchs einmal!"

„Da ſollte es ſchlimm ausſehen um uns, wenn die Mutter ſich bei der Muſik hinſtellen und zuhören wollte!" warf Jacob unfreundlich dazwiſchen. „Wer ſollte uns denn zu eſſen und zu trinken ſchaffen? Du vielleicht?"

Und David wandte ſich traurig ab; Sarah aber ſtreichelte ſanft und innig das weiche Haar ihres Lieblings und ſagte: „Wenn Euer Vater noch lebte, hättet Ihr wohl ein Inſtrument lernen können, und wer weiß, ob nicht gerade David ſeine Eltern reich gemacht!"

Die Knaben waren etwa elf Jahre alt geworden, als ein unbedeutender Zufall über ihr ferneres Geſchick entſchied. Ein berühmter Clavierviruoſe beſuchte auf ſeiner Reiſe nach Wien die Vaterſtadt der beiden Brüder und kündigte daſelbſt ein Concert an. Sein Ruf hatte die halbe Welt durchflogen, man drängte ſich alſo zu den Billets, obgleich ſie zu einem ſehr hohen Preiſe verkauft wurden. Jacob und David ſtanden ſchon lange vor Beginn des Concerts am Eingange des Saales; erſterer hatte ſich dicht an die Caſſe gedrängt und zählte voller Staunen mit den Augen die Einnahme des Billetverkäufers. „Wer es auch ſo weit bringen könnte!"

ſagte er halblaut zu ſeinem Bruder. „Wir wollen bitten, vielleicht läßt man uns hinter der Thür lauſchen,“ erwiderte dieſer, den Ausruf anders deutend. Die Knaben baten den Portier, der Wächter der Pforte wollte aber nichts davon hören und nichts erlauben. „Was verſteht Ihr Judenjungen von Muſik!“ ſagte er roh, „was kann Euch daran gelegen ſein, hier hinter der Thür zu frieren?“

„O, für die Muſik könnte ich noch mehr als das,“ rief David.

„Nein, das iſt wahr, hinter der Thür hilft mir's nichts,“ ſetzte Jacob hinzu, „da kann ich ihn nicht ſpielen ſehen, und ich muß es ihm abgucken, ich muß reich werden wie er!“

„Hier ſind zwei Karten für die Kinder,“ ſagte ein feiner blaſſer Herr, der unbemerkt heraufgekommen und einen Theil des Geſprächs gehört hatte; „und nach dem Concert wartet auf mich, ich will noch mit Euch reden!“

Der Caſtellan verbeugte ſich tief; „das war Er,“ ſagte er nach einer Pauſe faſt feierlich zu den erſtaunten Knaben. „Er ſieht aus wie andere Menſchen auch,“ murmelte Jacob, „ſeine Kunſt kann alſo kein Hexenwerk ſein!“ David küßte die Karte und preßte ſie feſt zwiſchen ſeine beiden Hände, ängſtlich um ſich

blickend, ob auch niemand den Schatz ihm zu entreißen trachte.

Das Concert begann mit Mozart's Ouverture zum Don Juan. Jacob hatte dreist seinen Platz dicht am Orchester gewählt; er wollte durchaus den Künstler spielen sehen, mehr verlangte er nicht. David war von ihm weggedrängt worden und saß hinter einer Säule am Ende des Saales. Als nun die großartige Musik dahergeschritten kam und wie ein Simson an der Säule rüttelte, die den bebenden Knaben verbarg, da zerriß der Schleier vor seinen Augen: „das ist wahre Musik," fühlte er, erkannte er. Seine Hände fielen zitternd in einander, sein erschütterter Körper lehnte sich gegen die Säule: so empfing er den Gruß des hehren Mozart-Genius.

Es giebt bevorzugte Seelen, denen in einem Momente der Entzückung das Verständniß von Dingen aufgeht, über denen die meisten anderen ein Menschenleben lang vergebens brüten. So David. Er begriff die Herrlichkeit Mozarts, dessen Namen er mühsam auf dem Programm zu entziffern vermochte, Dank sei es seiner Judenschule. „Solche Wunder schaffen wie er!" dachte er immer und hörte nicht, wie der fremde Virtuose in kunstvollen Gängen auf dem Piano auf- und niederwogte, stürmte, säuselte und flog, er hörte nicht den Bei-

fallssturm der Menge, er kam erst wieder zu sich in den warmen Wellen des blumengeschmückten Stromes der Pastoralsymphonie Beethovens. Träumend ließ er sich am Schlusse des Concertes vom Bruder fortziehen, träumend hörte er die Frage des fremden Künstlers: „was wollt Ihr denn werden, Ihr armen Schelme?“ Da überflutete ihn plötzlich eine helle Begeisterung und er hob die wunderschönen Augen auf zu dem Frager und sagte fest: „ich will ein Mozart werden!“ — „Und ich will spielen lernen und Geld verdienen wie Ihr!“ rief Jacob.

Und der reiche berühmte Virtuose lachte und erbot sich, beide Knaben nach Berlin zu bringen, dort einem tüchtigen Lehrer zu übergeben und auf seine Kosten sie zwei Jahre lang in der Musik unterrichten zu lassen. Man erstaune nicht allzusehr: es war kein Edelmuth, der den Künstler zu dieser allerdings auffallenden Handlung trieb, auch kein wahres tiefes Musikinteresse; es war eben nur eine Laune. Der große Herr wünschte auf eine recht piquante Weise ein stürmisches Interesse zu erregen und griff zu diesem ihm in den Weg tretenden Mittel. Dieser Zweck wurde auch zu seiner Befriedigung vollständig erreicht: die romantische Geschichte machte die Runde durch alle Zeitungen, begleitet von den pomphaftesten Zusätzen und Randglossen, die alle seiner erstaunenswerthen Großmuth galten. „In zwei Jahren

komme ich ſelbſt nach Berlin," hatte er zu den Knaben geſagt, „dann werde ich ſehen, was Ihr gelernt; für den, der fleißig war, werde ich weiter ſorgen!"

Nach der armen Sarah fragte natürlich niemand. „Das Judenweib wird froh ſein, die Kinder los zu werden, dergleichen Geſindel verſchachert ja alles!" hieß es. — Sie ſträubte ſich auch freilich nicht, die treue Mutter, als man ſie von dem Plane des großmüthigen Künſtlers in Kenntniß ſetzte. „Ihr werdet's beſſer haben als bei mir," ſagte ſie beim Abſchiede und weinte auch nicht. Ihr und unſer Gott ſah aber ihre heißen Thränen, ſah ihr Händeringen, als ſie nun einſam war, er hörte den Schrei des ſchmerzzuckenden Mutterherzens. Nachher ging ſie wie ſonſt und verkaufte alte Kleider und lief hin und her, nur alterte ſie raſch, und trug ſich gebückter und ihre Augen waren immer roth. Es fragte ſie aber kein Menſch weshalb. — „In zwei Jahren bin ich Mozart geworden und dann komme ich und hole Dich," hatte David beim Abſchiede geſagt; daran dachte Sarah immer und immer.

Zwei Jahre waren vorbei, da brachte der Poſtbote der armen Jüdin in ihr enges dunkles Kämmerchen einen Brief. Sie ſteckte zitternd über dies wunderbare Ereigniß ein Lämpchen an, öffnete, und erkannte an der mühſam zu entziffernden unſicheren Unterſchrift, daß ihr Liebling David den Brief geſchrieben. Lange, lange konnte

ſie vor Thränen nicht leſen, endlich entwirrten ſich die Buchſtaben. Sarah las langſam, die halbe Nacht ging darüber hin, und als ſie die letzte Zeile beendet, fiel ſie ohnmächtig mit dem müden Haupte auf den harten Tiſch. Hier iſt der Brief:

„Man hat mir geſagt, liebe Mutter, daß ich bald weit, weit weg reiſen ſoll, von der Rückkehr aber weiß ich nichts. Nur möchte ich Dich beruhigen über die neue Trennung, und daß ich kein Mozart geworden bin, arme Mutter, damit Du Dich nicht zu ſehr um Dein Kind grämſt. Sollteſt Du nun lange, lange nichts von David hören, ſo traure nicht; man wird Dir bald ſagen, wohin er gegangen. — Wie viele, viele Tage ſind geweſen, ſeit ich Dich zum letzten Mal geküßt; wie gern möchte ich meine Wangen an Dein gutes Geſicht drücken. Ob Du wohl viel geweint haſt über uns? Ich habe auch geweint um Dich und ich bin unglücklich geweſen, nun aber iſt alles vorüber und ich bin glücklicher, als ich Dir beſchreiben kann. Sieh, liebe Mutter, da wollten ſie mich zwingen, allerlei ſonderbare Dinge zu lernen; ich wollte ja ein Mozart werden, ſagten ſie. Die Noten ſollte ich lernen, Generalbaß ſtudiren, eine Schule durchmachen, und da ſchraubten ſie meine Hände feſt an die Taſten und da durfte ich nicht mehr ſpielen als fünf Töne und endlich acht u. ſ. w. Muſik durfte ich

nicht hören: das zerſtreut nur, meinte unſer Lehrer. Er ließ mich auch nicht hinausgehen in's Freie, und ſpäter nur dann und wann auf einige Minuten. Aber weine nicht deshalb, gute Mutter; ein Baum ſtand ja vor dem Fenſter meines kleinen Zimmers und ſo nah, daß ich ſie faſſen konnte, die lieben Blätter, und da hatte ich ja genug des ſüßen Grüns. Hätte ich beſſer gelernt, ſo hätte man mir wohl mehr Freiheit gegeben, aber ich verdiente die Strafe, ich war ſo ungeſchickt, ſo ungelehrig, nichts, nichts merkte und begriff ich! Ach, die Muſik, die man ſo lernen kann, muß doch eine andere ſein, als die, von der ich immer geträumt, es muß doch eine andere Tonkunſt geben, als die erlernte, ſonſt wäre auch Mozart nicht geweſen, nicht wahr, Mutter? In mir ſingt und klingt es unabläſſig, aber ganz anders, als wie da draußen! Dieſe vielen gelehrten Worte, ach, wer ſie verſtehen könnte! dieſe vielen kleinen und großen, dicken und dünnen Noten, wie ſie mich verwirrten! Sie tanzten vor mir auf und ab wie Geſpenſter, ſie neckten mich, kletterten auf den Notenſtrichen auf und nieder und ſchlugen allerlei Purzelbäume. Zuweilen verlor ich vor Angſt die Beſinnung, wenn das ſtrenge Auge meines Lehrers mich anſah und nach vielen Zeichen und Namen fragte, die ich nicht wußte. Ach, er ſah ja nicht, wie toll ſie waren, die ſchwarzen Dinger, nach welchen er

mich fragte! „Zur Strafe Deiner Faulheit erhältſt Du heute kein Abendeſſen," hieß es oft. Mutter, der Hunger that nicht ſo weh, wie der Gedanke, daß ich nimmer, nimmer ein Mozart werden könne!

„Spät Abends, da war's mir am wohlſten, da ſetzte ich mich an das kleine Clavier und wußte, daß es niemand hörte, wie ich darauf herumgriff. Dann hörte ich aber Muſik, ja glaube mir's nur! Ob ich ſpielte, oder eine höhere Macht meine ſteifen ungelenken Finger berührte, ich weiß es nicht, aber die Orgel tönte wie damals in den Kirchen der Chriſten, als ich draußen lauſchte, und ich fühlte keine Schmerzen, keinen Hunger, keine Traurigkeit und keine Sehnſucht. Eines Abends aber kam mein Lehrer früher nach Hauſe und hörte mich ſpielen, kam herauf und ſchalt mich einen albernen Träumer und Klimperer. Am andern Tage ließ er das kleine Clavier in ſein Zimmer tragen; nun konnt' ich nur dort und nie mehr Abends ſpielen.

„Von meinem Bruder wurde ich gleich anfangs getrennt; er ſei viel weiter als ich und lerne viel, ſagte man mir.

„Die langen, ſchweren Tage, die ſtillen, dunklen Abende machten mich endlich krank, gute Mutter, und in dieſer Krankheit ſah ich Dich deutlich an meinem Bette, und Deine Hand hat mir die Kiſſen gerückt und

die Stirn getrocknet. Du haſt ſie auch mit mir hören dürfen, die Mozart-Muſik, die ich immer hörte!

„Mutter, ich weiß doch, was Harmonie iſt, wenn ich auch die Lehre vom Generalbaß nicht begriff, ich weiß, daß es echte Muſik iſt, nach der meine Seele verlangte, ſo lange ich denken kann. Und dieſe Seele läßt ſich nun nicht mehr halten, ich gehe dahin, woher der goldene Strom kommt, zu der Töne Urquell. Ich war ſelbſt nur ein verlorener Ton, zu dem ſich hier auf der Erde kein Accord finden wollte. Nun weißt Du, welche Reiſe ich meinte, gute Mutter. Du wirſt ſie mir gönnen. Sie ſind jetzt alle gut zu mir; unſer Beſchützer, Herr G., iſt da; ich wohne bei ihm, ich ſehe aus meinen Fenſtern in einen Garten, und nicht gar zu weit liegt eine Kirche und da kommen oft Orgeltöne zu mir herüber und reden wie Brüder mit mir. Mir iſt unendlich wohl; ich fühle, ich werde mich ſo ſanft auflöſen wie ein Klang in weicher Nachtluft. Gute Nacht, Mutter! auch Dein Sabbath wird kommen!

David."

An den Rand des Briefes hatte Jacob mit feſter Hand die Worte geſchrieben: „Der Bruder iſt todt! — es war das beſte für ihn, er paßte nicht für Arbeit und Mühe. Wann ich zu Dir komme, weiß ich nicht,

aber arm komme ich nicht. Herr G. hat mir einen Platz in der großen Musikschule verschafft."

Zehn Jahre waren vergangen, seit das vorliegende Blatt in die niedere Stube der armen Sarah flog, da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß ein ausgezeichneter junger Claviervirtuos, Schüler des berühmten G., nach F. zu kommen und daselbst ein Concert zu geben beabsichtige. Musikalische und andere Zeitungen hatten den Namen Giacomo S. schon durch ganz Deutschland getragen, über seine ausgezeichnete Technik herrschte nur eine Stimme, und noch neuerdings ward das Interesse für den jungen Künstler im hohen Grade gesteigert. Man erfuhr nämlich, daß er in einem Concert, das er in Krakau gegeben, das Herz einer sehr reichen Russin gewonnen und diese ihm bereits vermählt sei. Man bestellte im voraus Billets, das Concert versprach überfüllt zu werden. Eines Abends fuhr ein eleganter Reisewagen vor am Hotel B., dem vornehmsten Gasthause der Stadt, ein kleiner Herr stieg aus und hob langsam eine schlanke, in Pelz gehüllte Dame heraus. Die Zimmer waren schon im voraus bestellt, also geheizt und erleuchtet für den sehnlichst erwarteten Herrn Giacomo S. mit seiner Gemahlin. Kaum im Salon eingetreten, warf Giacomo ein Blick auf seine Uhr und sagte unruhig zu seiner Frau: „Ich habe in Betreff des Concerts

noch einen nothwendigen Beſuch zu machen, liebe Irma, mache Dich auf eine, vielleicht auch zwei einſame Stunden gefaßt, ich werde Dir aber vorher noch einige Bücher auspacken.“ Er that es. Die blonde Dame ſtand eben vor dem großen Spiegel, ordnete ihre Locken und ſtrich die Spitzen und Falten des ſchweren ſchwarzen Atlaskleides zurecht. Mit dem Ausdruck übelſter Laune wendete ſie ihr feines, kaltes Antlitz ihrem Manne zu und ſagte: „mais, mon cher, ich glaube, wir würden noch in die Oper fahren, es iſt ja eben erſt ſechs Uhr?“

„Nein, gieb dieſen Gedanken auf; ich habe wichtigeres zu thun. Morgen werden wir ja mitten im Strudel der Geſellſchaft ſein; füge Dich heute in dieſe kurze Einſamkeit.“

Madame ſchmollte, Monſieur wickelte ſich in ſeinen Mantel, denn es war Winter, und verließ zu Fuß das Hotel. Durch viele kleine Gaſſen ging er, und immer raſcher wurde ſein Schritt, er kam endlich in die ärmſte der Gaſſen: ſie war faſt dunkel, aber das Haus, das er ſuchte, fand er doch, und kletterte eine alte Stiege hinauf und pochte an eine Thür. Eine ſchwache Stimme rief ihn herein und Jacob ſtand ſeiner Mutter Sarah gegenüber.

Die ſchlechte Laterne, die auf der Straße brannte, warf ihren ſchwachen Schein gerade in's Zimmer und

er ſah die alte Jüdin, wie ſie, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, faſt wie ein Steinbild da ſaß.

„Wer iſt da?“ fragte ſie, aber ohne ſich zu regen, auch öffnete ſie die Augen nicht; die alte Frau war blind geworden von vielen Thränen.

„Jacob iſt's, Mutter!“ antwortete der Sohn und küßte ihre magern Hände mit der vollen, rührenden Pietät, die den Juden im Verhältniß zu ſeinen Eltern charakteriſirt.

„Komm her, daß ich Dich ſegne,“ ſagte ſie weich, aber ohne Freude, mit einer ſeltſamen Ruhe. Als er ſich ihr ganz genähert, richtete ſie ſich auf, fuhr mit der Hand prüfend über ſein Geſicht und ſeine Kleider und küßte ihn auf die Stirn, aber alles dies ſo ohne Erregung und Haſt, als habe ſie den Sohn erſt vor einer Stunde geliebkoſt.

„Du biſt noch arm, gute Mutter,“ ſagte Jacob nach einer Pauſe, in der er ſich im Zimmer umgeſehen und alles, alles noch gefunden, wie er es damals vor zwölf Jahen verlaſſen: das Bett der Knaben, die alten Kleider, die ſie getragen, die kleine Bank am Ofen, die beiden Stühle und den großen alten Tiſch.

„Ich bin jetzt reich,“ ſprach er weiter, „und Du ſollſt es mit mir ſein!“

Seine ſonſt ſo ſcharfe harte Stimme klang weich

und über ſein unſchönes Geſicht flog eine faſt milde Freundlichkeit, als er ſo zu ihr redete.

Sarah lächelte müde und lehnte ſich zurück. „Was nennt mein Jacob reich?“ murmelte ſie; „ich kenne nur einen Reichthum und den kannſt Du mir doch nicht wiedergeben; Du weißt, welchen vergrabenen Schatz ich meine.“

„Ich weiß es, arme Mutter. David iſt todt, er konnte nichts ertragen; ich habe es gekonnt, weil ich reich werden wollte. Du weißt, es iſt ein Erbtheil unſeres zertretenen Volkes, dieſer furchtbare eiſerne Wille; wir haben einen Willen, der alles, alles überwindet, alles erreicht; er hatte ihn nicht, er ſtarb. Ich wollte Muſik lernen, nicht weil ich ſie liebte, nein, weil ſie heut zu Tage raſcher reich macht als irgend eine andere Kunſt, und ich lernte ſie. Man hat mich geſchlagen, getreten, geſtoßen wie einen Hund, ich litt Hunger und tauſend Qualen und Demüthigungen, ich ertrug alles, weil ich wollte. Nun iſt's längſt vorüber, mein iſt Ehre und Reichthum, aber Du ſollſt auch wieder froh werden, Mutter!“

„Laß mich, Kind, ich trage nach nichts mehr Verlangen; für mich giebt's weder Leid noch Freude; ich harre meines Sabbaths. Aber die Arbeitszeit währt länger, als ich hoffte; ich bin ſo müde!“

„Mutter, komm mit mir, ich will Dich pflegen und ehren und Dir dienen, Du ſollſt im Sonnenſchein leben; auch mein Weib —"

„Jehova ſegne ſie, wenn ſie mich werth hält mit der Innigkeit der Kinder unſeres Stammes."

„Ich bin ein Chriſt geworden, Mutter! Nur ſo konnte ich Anſehen gewinnen, wie ich's verlangte: den „Judenjungen" ſollte mir niemand mehr vorwerfen!"

„Sei reich und geehrt, mich aber laß arm und verachtet ſterben!"

„Aber das Weib, das entzückt von meinem Spiel Hand und Herz mir gab, wird Dich, meine Mutter, lieben."

„Deine Mutter vielleicht, die arme Jüdin aber nimmermehr!"

Jacob ſchwieg und dachte an die ariſtokratiſche Irma mit den kalten Augen und ſtolzen Manieren, an ihre hochmüthigen Verwandten, und er ſeufzte und knirſchte mit den Zähnen.

„Geh, mein Sohn," ſagte nach langem Schweigen die alte Frau, „laß mich ruhig einſchlafen! Mein heißerſehnter Sabbath wird ja auch hereinbrechen über mein gebeugtes Haupt mit ſeinem Glanz und ſeinem Frieden; ich harre geduldig!"

„In drei Tagen gebe ich mein Concert, und am

Morgen nachher komme ich wieder zu Dir, dann mußt Du mir folgen.“

Sarah ſchüttelte ſanft den Kopf, legte ſtill ihre Hand auf den Scheitel ihres Sohnes, murmelte einen Segenswunſch und Jacob verließ das Kämmerchen. Er ging zum Rabbi, entdeckte ſich ihm und gab ihm Geld für die Mutter. Sie ſollte fortan in einem ſchönen Zimmer wohnen, in weichen Betten ſchlafen, Pflege und Bedienung haben wie eine vornehme Frau, und das gleich ſchon am morgenden Tage. Der Rabbi verſprach alles. Schweren Herzens kehrte Jacob in ſein Hotel zurück.

Die junge Frau lag graziös hingeſtreckt in einer Chaise longue und blätterte in Heine's „Buch der Lieder.“ — „Haſt Du Dich gut unterhalten, Irma?“ fragte ihr Mann zerſtreut.

„Avec ce petit juif là? Fi donc!“ antwortete ſie und warf das Buch verächtlich auf den Tiſch.

---

Das Concert des Herrn Giacomo S. war, wie es ſich erwarten ließ, bis auf den letzten Platz gefüllt, der Virtuoſe wurde mit rauſchendem Applaus empfangen, und die faſt fürſtliche Toilette ſeiner jungen Frau zog alle Blicke auf ſich. Er ſpielte eine glänzende Phantaſie über Themata aus Meyerbeer's Propheten. Keiner wagte

laut zu athmen, als der Künſtler im bezaubernbſten Piano den Bettlergeſang der armen Fides anſtimmte. — Während dies rührende Lied verſchwebte und die entzückten Zuhörer da capo riefen, fuhr draußen vor der Stadt ein ſchlichter Leichenkarren der jüdiſchen Begräbnißſtätte zu. Es war auch eine Bettlerin, die man da zur Ruhe brachte: der Sabbath der geduldigen Sarah war endlich hereingebrochen; ſie ging ein in die ewige Herrlichkeit.

# Ein Vergeſſener.

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken ſchmückte.“

Ludwig Berger iſt auch einer jener faſt verklungenen Namen, der Name eines edlen Todten, eines reinen, echt liebenswürdigen Menſchen, einer wahrhaft muſikaliſchen Natur! Ludwig Berger iſt ein voller ſchöner Mollaccord, deſſen Nachhall ſüß ſchwermüthige Träumereien heraufbeſchwört. Das Andenken, das er zurückließ in dem Herzen aller derer, die ihm näher zu ſtehen das Glück hatten, iſt nicht minder werthvoll, als jene leuchtenden Spuren ſeines Künſtlerdaſeins, die wir andern in ſeinen Werken und Schülern bewundern und verfolgen. Aber ſein beſcheidenes Grab, über deſſen Raſen erſt einige zwanzig Jahre mit leiſen Tritten hinſchlichen, iſt ſo vergeſſen, als drückte es die müde Hülle ſchon ein

halbes Jahrhundert und noch länger. Von seinen Lieblingsschülern zogen schon viele, auch der jüngste und glänzendste, ihrem verehrten Lehrer nach auf jener Straße, „die noch Keiner zurückging.“

Berger's Werke sind leider, ja glaubt's nur, halb mit begraben. Hier und da nur blüht ein Sträußlein seiner wahrhaft poetischen Liederblumen in dem Musikzimmer eines echten Musikfreundes älterer Zeit, und nur dort begegnet man hin und wieder einer jener wunderschönen vier Clavierſonaten, die früher so oft das Entzücken der Berliner und Petersburger Welt gewesen. Die Erinnerung an Ludwig Berger ist so melancholisch wie seine Gestalt selbst, die krank und einsam über die Erde ging. Laßt Euch ein kleines Bild zeigen aus seinem Leben.

In einem kleinen hellen Zimmer saß eine junge bleiche Frau an der grün verhängten Wiege eines kaum dreiwöchentlichen schlafenden Kindes. Das zarte Antlitz der blonden frohen Mutter redete rührend von einer Schönheit und Gesundheit, deren Blume einst geblüht; die entflohenen hatten sich jetzt in die großen blauen Augen geflüchtet; darin war alles: Licht, Jugend, Kraft, Glück — selige Oasen auf Schneefeldern. Der feine Fuß der Frau berührte die Walze der Wiege und die Lippen sangen leise, fast nur hauchend, ein Wiegenlied von

volksthümlichem Text und reizend einfacher Melodie. Die Anfangsstrophe lautete:

„Bring' ich mein Liebchen zur Ruh,
Sing' ich ein Liedchen dazu."

Die Schneeflocken aber wirbelten draußen und Eisblumen drängten neugierig sich schon an die kleinen Scheiben, denn es war Winter, und gar ein recht eisiger langer, ein Winter in Petersburg. Die Schlitten fuhren in heftigem Jagen vorüber, pelzumhüllte Ausrufer und Verkäuferinnen lärmten, Bettler sangen, alle diese Laute drangen gebrochen in das Zimmer: die junge Frau achtete nicht darauf.

„Ludwig muß bald kommen!" flüsterte sie träumerisch lächelnd und stand auf nach einem langen mütterlichen Blick in die Wiege, schlich langsam zum kleinen Clavier in der Ecke, das nicht minder sorgfältig überdeckt war, als das Bettchen des Kindes, stäubte die Decke ab, ging dann zum Schreibtisch und versuchte die darüber hängenden Portraits von Mozart und Clementi, die einander schief ansahen, in die gehörige Lage zu bringen. Wie deutsch war doch das Stübchen! Weiße wolkige Vorhänge, Pfeifen in der Ecke, Ansichten von Berlin und seinen Umgebungen, ein eingerahmtes getrocknetes Veilchenbouquet, eine Reihe Silhouetten, ein deutscher

Wandkalender, eine kleine Sammlung deutſcher Muſiker an den Wänden, ein Schlafrock über der Lehne des Schreibſtuhles hängend. Kein Volk Europa's ſchleppt ſein eigenes Weſen ſo umſtändlich und überall mit ſich herum als der Deutſche, aber er drängt es glücklicher Weiſe niemand auf, es genügt ihm völlig, in ſeinen vier Wänden nach ſeiner Façon ſelig zu ſein.

Die Bilder waren gerückt, die Papiere auf dem Schreibtiſch mit zagender Hand etwas in Ordnung gebracht, da entdeckte die ſtill Geſchäftige ein Notenblatt, das die Ueberſchrift trug: „An Hannchen.“ Die erſte Liederſtrophe ſchien vollendet; hier die Anfangsworte:

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken ſchmückte,
Als ich zum erſten Mal im Tanz
Sie ſchüchtern an mich drückte.“

Der blaſſen Frau traten die Thränen in die Augen. „An mich? O Gott, er hat an meinen Geburtstag gedacht, den wir ja morgen feiern nach unſerem lieben deutſchen Kalender,“ ſagte ſie mit tiefer Wehmuth, „wie gut er iſt!“

„Meinſt Du wirklich?“ fragte eine weiche Männerſtimme, und Ludwig Berger, der leiſe eingetreten, ſchlang ſeine Arm um die Bewegte. „Nun, da Du's

weißt," fuhr er heiter fort, „will ich auch das Leugnen laſſen. Ich wollte Dir ein Veilchenlied dichten und in Muſik ſetzen: Du liebſt ſie ja ſo ſehr, die kleinen blauen Blumen unſerer Heimat! — Aber, Hannchen, weine doch nicht ſo heftig," bat er bekümmert, ſetzte ſich und zog die Erregte auf die Knie. „Du ſollſt ja Deine Lieblinge bald wieder pflücken in Deinem ſtillen kleinen Gärtchen vor dem Thore, ich habe Dir's verſprochen und werde mein Wort halten. Sieh, wir ſind jetzt faſt vier Jahre in der großen Czarenſtadt, Dein armer Ludwig wird bald zum reichen Manne geworden ſein von ſeinen reichen Schülern, dann kehren wir der Petersburger Pracht freudig den Rücken und pilgern der geliebten Berliner Sandwüſte wieder zu."

Die blonde Frau lächelte ſchon wieder und der Ausdruck unendlichen Heimwehs, der ihr Geſicht für einen aufmerkſamen Beobachter ſo wunderbar ergreifend machte, wurde milder und zerfloß in wehmüthige Freude.

„O wie doppelt reich kehren wir zurück!" ſagte ſie innig und deutete auf die Wiege. Berger erwiderte ihren Blick mit einem ſtolzen Vaterlächeln und fragte ſcherzend, ob der Schelm bei ſeines Papa's Wiegenliede eingeſchlummert ſei und wo nicht, ob er doch mindeſtens in derſelben Tonart geſchrieen? Sie nickte zu allem. Koſend drückte er ſein Weib an's Herz. „Aber wie willſt Du

fertig werden mit meinem Geburtstagsliede?“ forſchte die junge Frau, „Du haſt ja kaum den erſten Vers beendet und mußt heute Abend zum Fürſten Tz*.“

„Aber der zweite ſteckt ſchon im Kopfe,“ erwiderte er, „und zur Schlußſtrophe gehört der Junge, der ſoll Dir einen Veilchenſtrauß bringen, ſo war's ausgedacht; nun weißt Du alles!“

„Veilchen im Winter!“ rief ſie erſtaunt und erregt, „welch' märchenhafter Gedanke!“

„In den Treibhäuſern Petersburgs werden alle Blumenmärchen Wirklichkeit,“ entgegnete er, „gieb Acht, ich bringe Dir morgen Veilchen.“

Es war jetzt völlig Abend geworden, die Wärterin kam mit der Lampe, Mutter und Kind wurden zur Ruhe gebracht im Nebenzimmer.

„Sie haben heute mehr Fieber als geſtern,“ ſagte beſorgt die alte erfahrene Frau, auch eine Deutſche, die ſchon viele Jahre als Krankenpflegerin ihrer Landsleute in Petersburg lebte, „ich begreife nicht, daß der Doctor ſich ſo wenig darum ſorgt!“

„Still, ſtill,“ lispelte die junge Mutter, „nur heute nichts davon meinem Manne verrathen; er wird in wenigen Stunden beim Fürſten Tz* ſpielen, und da dürfen ihn keine trüben Gedanken quälen! Morgen iſt gewiß alles wieder gut!“

Zärtlich wünſchte ſie ihrem Manne gute Nacht, der ſich vorbereitete, um zehn Uhr in die Soirée des Fürſten zu fahren, welcher ihn vor einigen Tagen ſehr freundlich um einen Vortrag vor einer kleinen auserleſenen Geſellſchaft und zum Namenstage ſeiner einzigen Tochter, Berger's Schülerin, erſucht hatte.

„Ich wollte, ich könnte daheim bleiben," murmelte Berger ſchwermüthig; „das Veilchenlied ſollte eigentlich fertig werden." Er ſetzte ſich noch einmal an den Schreibtiſch und warf einige Strophen hin. „Es geht nicht," ſeufzte er, „der Geburtstagsgeſang will durchaus nicht fröhlich werden; laſſen wir's ruhen bis morgen, da habe ich den Strauß vor mir, da wird's beſſer gehen."

Ehe er ſchied, warf er noch einen langen zärtlichen Blick auf ſeine koſtbaren Schätze, auf Weib und Kind.

Die junge Frau lag mit glühenden Wangen, kurz athmend, in unruhigem Schlummer. „Gieb mir die Veilchen, Ludwig, ſchnell, ſchnell!" rief ſie plötzlich und ſtreckte heftig die Arme aus, „Du kommſt zu ſpät — Du zögerſt zu lange — o armer, armer Freund!"

„Sie träumt oft ſo lebhaft," ſagte die alte Wärterin beruhigend zu dem ernſtblickenden Gatten.

---

Die Salons des prachtliebenden Fürſten Tz* waren heute glänzend erleuchtet und die märchenhafte Schönheit ihrer Ausſchmückung erinnerte an die Wunderzeit der Feenſchlöſſer. Die Paläſte der ruſſiſchen Großen allein verwirklichen die Zauberträume von goldenen Zimmern und Frühlingsgärten im ſtarren Winter. Von dem überwältigenden Luxus und Glanz eines ſolchen Aufenthaltes geben Beſchreibungen nur unvollſtändige Begriffe.

Diesmal waren nur drei Säle geöffnet; in dem mittelſten, duftig decorirten, hatte man den koſtbaren Flügel aufgeſtellt; der erſte bildete das Empfangszimmer, und der letzte war in einen lachenden Garten verwandelt mit Cascaden duftenden Waſſers. Etwa dreißig Menſchen waren verſammelt, die Elite der höheren Muſikfreunde und einige Freundinnen der ſchönen Tochter des Hauſes, meiſt alle Schülerinnen Berger's. Unter den anweſenden Künſtlern bemerkte man den ausdrucksvollen Kopf Clementi's und das freundliche Geſicht John Field's, beide zur ſelben Zeit in Petersburg und innige Freunde des talentvollen Deutſchen.

Clementi war die Veranlaſſung der Ueberſiedelung Berger's nach Petersburg geweſen. Er hatte nämlich, im Begriff nach Rußland zu gehen, in Berlin den jungen Berger in einer Geſellſchaft eigene Compoſitionen ſpielen hören und entzückt von der träumeriſchen Genia-

lität des Virtuosen, diesem sofort das Anerbieten gemacht, sein Reisegefährte zu werden. Freudig und dankbar wurde der Antrag angenommen und bald darauf zogen diese beiden ausgezeichneten Musiker lehrend und lernend, genießend und austauschend hinaus in die Welt! — In Petersburg angekommen, gelang es den warmen Empfehlungen des berühmten ältern Meisters bald, dem jungen Deutschen so viel Unterrichtsstunden zu erwerben, daß seine Existenz in der Fremde gesichert war. Als Clementi dann abreiste, sah sich Berger, voll unendlicher Seligkeit, in die Möglichkeit versetzt, seine Braut, sein stilles liebes Hannchen, mit der er schon Jahre lang verlobt war, von Berlin nach Petersburg kommen zu lassen und so endlich seine heißersehnte Häuslichkeit, fern von der Heimat, am Strande der Newa zu gründen. Die häufige Kränklichkeit der zarten, am Heimweh leidenden Frau warf aber auf die knospenden Gefilde seiner jungen Ehe oft trübe Schatten, und als Clementi nach fünfjähriger Abwesenheit wieder nach Petersburg zurückkam, fand er seinen Schüler und Liebling zwar augenblicklich in heller Freude über die Geburt eines Sohnes, im allgemeinen aber bei weitem nicht so glücklich und sorgenlos, als er erwartet. Die nervöse Reizbarkeit dieser besonders reichen Natur hatte sich in bedenklichem Grade gesteigert und die Anlage zu einem gewissen schwärmeri-

ſchen Trübſinn erſchien bedeutend ausgebildet. Berger war eine jener Seelen, die aus allen Blumen eigentlich nur das Gift zu ziehen verſtehen, die keine echte ſorgloſe Freude kennen, die bei dem wolkenloſeſten Himmel immer nur an den nächſten Gewitterſchauer denken.

Heute beſonders, im Salon des Fürſten, bemerkte Clementi in dem Geſichte ſeines Lieblings eine ungewöhnliche Bläſſe und Schwermuth, eine Trauer, welche die ſeltene Auszeichnung, mit der man den beſcheidenen Meiſter empfing, keinen Augenblick zu zerſtreuen vermochte.

„Ich wünſche den kommenden Stunden doppelte Schwingen," ſagte er halblaut zu Clementi und Field; „mein Weib iſt krank, und einen Veilchenſtrauß, den ich ſchon geſtern für ſie beſtellte zu ihrem morgenden Geburtsfeſte, auf den ſie ſich ſchon unendlich freute, hat irgend ein reicher Bojare dem armen Muſiker entriſſen; man bot hundert Rubel für das Bouquet und der Beſitzer des Treibhauſes gab es hin. Soeben komme ich von ihm; er wollte mich mit andern Blumen abfertigen. Vergebens ſtellte ich in aller Eile noch Nachforſchungen in andern Gewächshäuſern an, Veilchen ſind aber nicht mehr zu erlangen." Clementi ſuchte den Aufgeregten zu beruhigen und meinte auch, daß andere Blumen vielleicht dieſelbe Freude bereiten würden; Berger aber ſchüt-

telte ungeduldig den Kopf und antwortete: „Sie kennen mein armes Hannchen nicht; es ſind nun einmal ihre Lieblinge, an die ſich die ſüßeſten Erinnerungen unſerer Liebeszeit knüpfen, ſie ſind ihrem ganzen Weſen verwandt, ſie iſt ſelbſt eine Veilchennatur! Und," ſetzte er leiſe für ſich hinzu, „wie würde mein Lied paſſen ohne die duftige Begleitung!"

Kathinka, Fürſtin Tz*, trat jetzt zu den Künſtlern und wandte ſich an ihren Lehrer mit einer im reinſten Deutſch ausgeſprochenen Bitte um den Vortrag ſeiner Es-dur-Sonate. Berger blickte faſt wie zerſtreut auf die Bittende, die in einem ſchweren weißen Atlaskleide, koſtbare Perlenſchnuren im dunklen Haar, um den üppigen Nacken und die vollen Arme, in verführeriſchem Reize vor ihm ſtand. Glut zuckte und brach aus dieſen ſchwarzen Augen, ein heißes Herz verrieth ſich in den weichen wechſelvollen Zügen des jungen ſchönen Angeſichts, ein gütiges, ja faſt zärtliches Lächeln ſpielte um die vollen Lippen der Fürſtin, als ſie zu ihrem verehrten Lehrer ſprach.

„Fürſtin Kathinka hat zu befehlen," antwortete ihr Berger nach einer Pauſe, „aber ſie wird Mitleid mit ihrem Lehrer haben, der heute nicht im Stande iſt, einem größeren Muſikſtück, und wäre es ſeine eigene Compoſition, mit all' ſeinen Gedanken zu folgen. Sein

Weib iſt leidend und ſein Herz iſt ſchwer: ſeine hohe Schülerin möge ihm erlauben zu phantaſiren! Nehmt ihn, wie er eben iſt! Es wird zwar keine Phantaſie werden, der Feier eines ſolchen Tages würdig, aber Ihr werdet den trüben Eindruck wohl raſch überwinden; in Eurer Lichtatmoſphäre kann einmal kein Schatten dauern! Ihr gehört zu den Glücklichen dieſer Erde, denen ein Gott ewigen Sonnenſchein gab!"

Da flog es wie ein Blitz bittern Wehes über das Geſicht des Mädchens, und erbleichend wandte ſie ſich von ihrem Lehrer. „Legen Sie um meinetwillen Ihren augenblicklichen Gefühlen keinen Zwang auf," ſagte ſie noch leiſe und verließ ihn.

Ludwig Berger phantaſirte.

Es iſt eine eigenthümliche Gabe, dies Ergießen ſeiner innerſten Individualität in Töne, dies Entſchleiern ſeiner geheimſten Gedanken und Empfindungen in hinreißender Weiſe: ſie iſt Auserwählten zuertheilt. Unter den Künſtlern ſelbſt ſind ihrer nur wenige, die wahrhaft ſich ſelbſt geben in ihren ſogenannten Phantaſien, die meiſten bieten ein bekanntes Ragout von hübſchen Melodien, brillanten Coloraturen, ſaubern Trillern, geſchickt mit einander verflochtenen Reminiſcenzen et voilà tout. Einfache ſchlichte Menſchen aber, denen die göttliche Muſika die Seele, nicht blos die Finger berührte, überraſchen

uns oft wunderbar mit ihren herzergreifenden Phantasien; es sind meist nur aneinander gereihte Accorde, denen wir träumend nachziehen mit Ohr und Herzen, aber es liegt die Geschichte einer Menschenseele darin. Wer Mendelssohn phantasiren hörte, der hörte den echten Schüler Berger's, der hörte zugleich den „Künstler von Gottes Gnaden" und den geist- und gemüthvollen „Menschen", dem ging bei seinem Spiele jene wundervolle Mondnacht auf, jene hinreißende Poesie der Schwermuth, die in den freien Phantasien Berger's leuchtete und lebte.

Ludwig Berger phantasirte. Ein leise athmender See breitete sich voll und immer voller aus, seine Wellen stiegen auf und nieder in schimmerndem Mondesglanz. Geheimnißvoll wogte und knisterte das Schilf. Singen und Klingen entströmte den Kelchen schmachtender Wasserblumen, dazwischen zitterten Melodien, Lieder aus vergangener froher Kinderzeit, Wiegenlieder, die das gestorbene Mütterlein sang, Mädchenlieder, die von den Lippen der Liebsten tönten, sie alle schwebten geisterhaft über den See und die Wellen rauschten stärker, als wollten sie die süßen Erinnerungen übertäuben, trüber wurde das Mondlicht, die Blumen schlossen schauernd ihre Kelche und tiefe rührende Klagen ertönten und drangen erschütternd in die Seelen der Hörer. Und gewalt-

ſam wurden ſie hineingezogen in das klingende, ſingende Leid, und litten und kämpften mit. Zuletzt zerfloß allmählich der See wie ein duftiger Traum, alles wogte und wallte in einander, Wellen, Blumenhauch, Schilfgeflüſter, Mondesſtrahlen, Seufzer, Thränen, und wurden leiſer und leiſer, und eine einfach rührende Melodie klang wie aus weiter Ferne den Lauſchenden in's Ohr, ein unendlich liebliches Liedchen: es war die erſte Strophe des Geburtstagsgeſanges.

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken ſchmückte,
Als ich zum erſten Mal im Tanz
Sie ſchüchtern an mich drückte."

Als Berger ſich erhob, ſtand Kathinka Tz* neben ihm.

„Nehmen Sie, theurer, theurer Lehrer," ſagte ſie haſtig mit halberſtickter Stimme, und heftete die thränenvollen Augen in leidenſchaftlicher Bewunderung auf das ernſte feine Antlitz des ſchlichten Mannes, „nehmen Sie meinen Herzensdank! Und hier —, die Blumen können's beſſer ſagen, wie lieb Sie uns ſind!" Sie legte einen vollen herrlichen Veilchenſtrauß in die Hände des Erſtaunten, der in ihm mit Entzücken ſeinen verlorenen Schatz erkannte. „Es ſind Blumen, wie ſie in Ihrer Heimat blühen," fuhr ſie fort, „ſie ſind das Geſchenk

meines Verlobten! — Es war eine Grille, daß ich mir diesmal eben nur Veilchen wünschte, bringen Sie ihr den Strauß, ihr, der Frau, die Sie lieben."

---

Vierundzwanzig Stunden nach dieser Begebenheit saß Ludwig Berger an der Leiche seines Weibes. Ein Nervenschlag raffte sie hinweg, wie die Aerzte sagten. Sie war an ihrem Geburtstage sanft in den Armen des Geliebtesten gestorben und wenige Stunden darauf folgte das Kind der treuen Mutter. Ein Veilchenkranz lag auf der stillen Brust der lächelnden Todten. Das Geburtstagsliedchen war eben vollendet, der bleiche schmerzzerrissene Mann zu den Füßen der Entschlafenen hatte es ihr leise in die gefalteten Hände gedrückt. Es lautete nun:

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken schmückte,
Als ich zum ersten Mal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte.
Was Wunder, wenn in Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt vor allen Blumen.

Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hannchen's Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Mein junges Weibchen führte.
Schaut uns aus reichem Blumenflor
Ein blasses Veilchen still hervor,
Denk' ich der sel'gen Stunden.

Und als der Tod mir Hannchen nahm,
So fest mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram
Den Leichenkranz gewunden.
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte.

Wer sollte nicht meinen, daß von dem echten Veilchenduft, der über diesem traurigsten und süßesten Liede Berger's schwebt, viel, gar viel herüberwehte in die Seele seines genialen Schülers Felix Mendelssohn?

Giebt nicht das liebe herzige:

„Als ich das erste Veilchen erblickt"

gar deutlich davon Kunde?

# Schön-Aennchen.

„Aennchen von Tharau iſt's, die
mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut
und mein Geld."

Simon Dach.

In der großen preußiſchen Stadt Königsberg konnte man bis vor wenigen Jahren in der Nähe des ſchönen, vom Hochmeiſter Herzog Lothar von Braunſchweig 1332 erbauten Domes ein ſchmales ſpitzdachiges Haus ſtehen ſehen, das durch ſeine Form und Schnörkeleien, beſtehend aus dunklem Holzgetäfel mit ſchlecht und roh geſchnitzten Figuren, gewiß jedem Fremden auffallen mußte. Drei breite, oben geſchweifte Fenſter mit grünen Glasſcheiben bildeten die Front des Se-

bäudes; im Erdgeschoß hatte sich aber eine schwere dunkelbraune Thür mit dickem drachenköpfigen Klopfer an die Stelle des mittelsten Fensters gedrängt. Trat man in dies Haus, so führte ein dunkler Gang zu einer unbequemen Treppe, die in das erste Stockwerk leitete. Hier gerieth man in ein wahres Labyrinth von Thüren, die eine genau so hoch und breit wie die andere, alle mit Schnitzarbeit bedeckt, die Adam und Eva, den berüchtigten Apfelbaum mit der Schlange und verschiedene der Schöpfungsgeschichte entnommene Thiergestalten darstellte. Oeffnete man zufällig mit dem Drücker die erste Thür links von der Treppe her, so befand man sich in einem Zimmer, dessen Behaglichkeit, obgleich gewaltig verschieden von unseren heutigen Comfortsbegriffen, doch das Herz so warm berührte, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kam: „hier muß einst ein milder, wohlthuender Geist gewaltet haben.“ Das Gemach war sichtlich seit langen, langen Jahren ohne eigentlichen Bewohner geblieben, aber freundliche Augen hatten wohl die alten Möbel bewacht und sanfte Hände sie vor Zerstörung behütet. Der mit grauem Damast bezogene Stuhl, mit der geraden hohen Holzlehne, stand am Fenster, wo er wahrscheinlich von jeher gestanden, der breite Tisch vor ihm zeigte Spuren von Tintenflecken, andere Lehnstühle waren an den Wänden aufgestellt, eine treue aber

ſteife Garde für ein mächtiges Himmelbette. Eine Art Bücherrepoſitorium, von dem man aber die Bücher weggenommen, ſtand wie im Bewußtſein ſeiner jetzigen Nutzloſigkeit etwas melancholiſch in einer Ecke, und ein halbblinder Spiegel in Holzrahmen verſuchte trotz ſeiner Altersſchwäche noch immer unverdroſſen die Menſchengeſtalten, die an ihm vorüberſtreiften, zu conterfeien.

Wer hatte wohl einſt dieſen beſcheidenen Raum bewohnt?

Wenn Ihr einen Schritt in die Vergangenheit mit mir wagen wollt, ſo ſoll Euch das Bild deſſen erſcheinen, der hier die meiſten Jahre ſeines friedvollen Lebens zugebracht.

Vor faſt 200 Jahren ſaß am 20. Juli in eben dieſem Zimmer ein etwa 58jähriger Mann. Er ſah freilich, mit flüchtigem Blicke betrachtet, älter aus in dem langen talarartigen Kleide, das damals die „Magistri artium“, Lehrer oder Meiſter der freien Künſte trugen und in dem grauen Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel; in den dunkelblauen Augen lag aber noch ein Stück Jugend und Kraft. Dieſe Augen ſchauten hinter einer großen runden Brille, unbekümmert um die Staffage von Runzeln und gebleichtem Haar ſo friſch und hell in die Welt hinaus, wie etwa ein roſiges Kindergeſicht aus der Morgenhaube der Großmama.

Dieſer eben beſchriebene Mann war der damals weit und breit berühmte und ſehr hochgelehrte Magiſter Simon Dach, derzeit Rector an der Univerſität und Profeſſor der Poeſie zu Königsberg, insbeſondere aber Verfaſſer vieler ſchöner und kunſtvoller Reimereien. Den Gelehrten ſah man ihm weniger an als den Dichter. Seine warme Freundlichkeit, ſein mildes, mittheilſames Weſen, ſeine Heiterkeit trotz häufiger Kränklichkeit, machten auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, den wohlthuendſten Eindruck, man vergaß bei ihm ſofort den berühmten Mann über dem liebenswürdigen Menſchen. Kein Königsberger ging an dieſer würdigen Erſcheinung vorüber, ohne ganz beſonders tief zu grüßen, die Frauen blieben ſtehen und knixten, und die Kinder liefen hin zu ihm und hingen ſich an ſeine Hände. Solche Zeichen der Verehrung und Liebe waren der Sonnenſchein auf dem einſamen Pfade des Rectors; er hatte ſelbſt weder Weib noch Kind, und doch ſchien die Wärme der Liebe und Freundſchaft nothwendig zu ſeiner Exiſtenz.

Er mochte wohl eben jetzt einen Gedankenausflug machen in vergangene Zeiten; er hatte den Kaſten ſeines Schreibtiſches aufgezogen und entfaltete langſam und ſinnend allerlei vergilbte Papiere, die er zu ordnen ſchien. Das Fenſter war geöffnet, die köſtliche Sommerluft drang mit den Sonnenſtrahlen in ſein Zimmer und ein

Schmetterling, wer weiß durch welchen süßen Luftstrom mit fortgezogen, flatterte spielend um das Haupt des einsamen Mannes. Da klopfte es leise an die Thür, sie öffnete sich, und eine allerliebste Mädchenrose schaute herein: Aennchen, die junge Tochter der braven Hauswirthin des Rectors. In ihrer Hand trug sie einen mächtigen Blumenstrauß; sie hatte ihren kleinen Garten wahrhaft geplündert zu Ehren des Geburtstagsfestes ihres würdigen Herrn Pathen. Sie zog aber noch etwas hinter sich her, was aber kein Geburtstagsgeschenk sein sollte, einen hübschen Magister legens nämlich, den seit wenigen Stunden verlobten Bräutigam des niedlichen Mädchens. Simon Dach schaute etwas verwundert darein; er hatte seinen Geburtstag in der That ganz vergessen und konnte auch lange nicht klug werden aus der Rede des immer höher erglühenden Kindes, das von einer „langen Lebensfahrt", „Gelbveigelein und Rosmarin", „Bräutigam und Hochzeit" bunt durcheinander schwatzte und immer verlegener an dem Bande des weißen Häubchens zupfte, bis es endlich den dicken Strauß auf den Tisch und sich dem Pathen an den Hals warf, eine leisere, aber wahrscheinlich deutlichere Erklärung ihm zuflüsternd. Der junge Magister kratzfüßelte während dessen ein Erkleckliches; es war für ihn keine geringe Ehre, so sans façon in das Zimmer eines so allgeliebten

und berühmten Herrn zu treten; er erſchrak daher über die Vertraulichkeit ſeiner Braut gegen den Rector. Auch ärgerte er ſich, daß ſie die hübſche Redeweiſe, die er ihr beibrachte, juſt für dieſe feierliche Gelegenheit ſo wirr und unverſtändlich zu Tage gefördert. Aengſtlich räuſperte er ſich und trat von einem ſchwarzen Bein auf das andere, rieb verlegen die Hände und wurde bei der bloßen Vorſtellung, daß der Profeſſor der Poeſie nachher ein tiefgelahrtes Geſpräch mit ihm anzuknüpfen beabſichtigen könne, abwechſelnd leichenblaß und blutroth; Simon Dach aber ahnte nichts von dieſen Befürchtungen, er hatte ſeinen Liebling geküßt und reichte nun ihrem Verlobten die Hand mit den einfachen Worten:

„Haltet das Jungfräulein werth für alle Zeiten!"

Dann ohne weiter auf die etwas ſtotternde Gegenrede zu achten, wühlte er ein Veilchen in ſeinen Papieren, zog ein Blatt hervor, betrachtete es mit wehmüthigem Ausdruck und ſagte:

„Da, mein Herr Magiſter, nehmt hier als Hochzeitsgeſchenk mein erſtes und letztes Minnelied, bewahrt es wohl und ſagt Eurer Jungfrau Braut das zweite Verslein zu hundert Malen vor; die Weiber wollen es nicht gern behalten! Dies kleine Verslein eben hat mich vor vielen Jahren beinahe mein fröhlich Herze gekoſtet. Leſt's mit Bedacht!"

Ehrfurchtsvoll empfing der Magister legens das dicke gelbe Blatt, entfaltete es bedächtig und las mit gewaltigem Tone, als ob er eine Rede des Cicero recitire, folgendes Liebesgedicht:

„Aennchen von Tharau iſt's, die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld;
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Liebe und Schmerz;
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!"

„Käm alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnt bei einander zu ſtahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſein;
Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben ſchließ' ich um Deines herum."

„Recht wie ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn erſt Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!"

„Würdeſt Du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt,
Ich will Dir folgen durch Länder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben ſchließ ich um Deines herum."

Eine Pauſe entſtand, als der Vorleſer geendet. Er ſelbſt fand nicht allſogleich ein paſſendes Wort der Bewunderung, und der Dichter des Liedes ſaß in Erinnerungen verloren und lächelte ſchwermüthig.

„Ach, das iſt doch gar rührend und herzbrechend, Herr Pathe!“ ſagte endlich das Mädchen, das mit gefalteten Händen zugehört hatte. „Aber was war denn das für ein Aennchen, zu dem mein hochwürdiger Herr Pathe da ſo kunſtvoll geredet?“

Die vielbeſprochene Neugier aller Evastöchter ſchaute aus Aennchens hübſchen braunen Augen und ſchien in dieſem Geſichtchen unwiderſtehlich zu ſein, denn Simon Dach begann plötzlich, nachdem er einen warmen Blick auf das junge Weſen geworfen, wie einer, der im Traume oder halb bewußtlos vor ſich hinredet, eine Geſchichte zu erzählen, die der Magiſter legens ſich ſorgfältig aufſchrieb und die ich aus einem äußerſt verrenkten poſſirlichen Deutſch in unſere heutige Sprache zu überſetzen verſuchte; es war die Geſchichte der Entſtehung dieſes bezaubernd naiven Minneliedes.

---

Simon Dach, geboren zu Memel im Jahre 1605, wurde von ſeinem Vater auf die damals ſehr berühmten hohen Schulen zu Magdeburg und Wittenberg geſandt, um ſich vorzubereiten auf die Univerſität Königsberg,

woselbst er später studiren sollte. In Magdeburg, wohin man den kaum 19jährigen Jüngling zuerst schickte, lebte ein Vetter des jungen Scholaren, der ihm bereitwillig ein kleines Gelaß einräumte, woselbst er schlafen konnte, und auch ein Plätzchen an seinem Tische für den Verwandten offen ließ. Der schlanke Bursch, nach Art der fahrenden Schüler gekleidet, nahm sich gar stattlich aus in seinem kurzen schwarzen Rock mit puffigen geschlitzten Aermeln, eng anliegenden Unterkleidern und dem schwarzen, keck auf das blonde Haar gedrückten Sammetbarett, und manch bildhübsches Mädchen wandte verstohlen die Augen nach ihm hin, wenn er leise trällernd vorüber zog. Eine weichere, schönere Stimme als die seine gab es nicht, dies wurde bald bekannt, auch verstand Simon Dach meisterlich die Laute zu schlagen, welche Kunst er daheim von seiner Mutter erlernt. Wenn er im Kreise seiner jungen Genossen in den Abendstunden allerlei heimatliche Weisen spielte und sang, da wurde keiner müde zuzuhören und des Lobens und des Bewunderns war kein Ende.

Gerade gegenüber seiner Wohnung stand das Haus eines reichen Bäckers, und unten in der Stube neben der Thür war ein Tisch dicht an das eine Fenster geschoben, auf dem allerlei dicke Brode sich blähten, auch runde Weißbrodchen und Zuckerkuchen; über der Hausthür hing

ein ungeheurer Kringel, das bekannte Bäckerzeichen. Wollte nun einer etwas kaufen, so mußte er an's Fenster klopfen, der Bäcker schob es auf, der Käufer handelte und die Waare nahm den Weg durch's Fenster. Eben dieser Bäckerladen war immer ganz außerordentlich belagert und manche Scheibe schon entzwei geklopft worden; zu jeder Stunde des Tages fast konnte man Kauflustige dort stehen sehen. Aber warum wohl? War das Gebäck des reichen Meisters Valentin denn so ganz absonderlich gut, die Brode so groß, die Kuchen so süß, das Mehl so rein?

Nein, nichts von alledem; der dicke Bäcker war auf seinen Vortheil eben so wohl bedacht wie die Bäcker aller Zeiten, er schenkte keiner Seele auch nur einen Brocken; an dem zweiten Fenster aber, da fand man des Räthsels Lösung: da saß, halbverdeckt von Resedabüschen und Goldlack, Aennchen, des Meisters einzige wunderschöne Tochter. Das rothe Sammetkäppchen konnte das köstliche schwarze, fest aufgeflochtene Haar kaum bergen, die Augen glühten unter den langen Wimperschleiern so lockend hervor und die volle üppige Gestalt, die das lange züchtige Kleid so knapp umschloß, trug sich so stolz, daß jeder sie bewundern mußte. Ihr eigener Vater war ja vernarrt in das blühende Kind und konnte nicht aufhören sie zu schmücken mit allerlei seltenen und kost-

baren Dingen. Wenn Aennchen Sonntags neben ihm zur Kirche ging, trug sie nicht blos ihr Kleid mit silbernen Nesteln zugeheftet, sondern eine schwere goldne Kette schlang sich wohl fünf Mal um ihren weißen Hals, ihr Gebetbuch hatte einen goldnen Riegel und ihre Schneppenhaube die reichste Silberstickerei. Und wenn nun die Leute stehen blieben und staunten über das geschmückte Mägdlein, o wie sich da der Alte letzte an solcher Bewunderung! Gar manchen Freier hatte er schon abgewiesen, denn er dachte in seinem Herzen, daß solche Blume wohl für einen Ritter nicht zu schlecht sein dürfte, und zählte während der Messe wohl hundert Mal den Schatz von blanken Goldgulden, den er seinem Aennchen dermaleinst mitzugeben gedachte.

Seit nun der junge Schüler Simon Dach diese holdseligste Jungfrau geschaut, war es vorbei mit seiner Ruhe und Fröhlichkeit und seine Melodien auf der Laute klangen alle traurig und beklommen. Jeden Morgen ging er hin und handelte bei dem Meister Valentin um ein kleines Brod so lange wie möglich; und dabei schielte er immer nur nach dem Platze, wo Schön-Aennchen saß. Er merkte deshalb auch lange nicht, daß der verschmitzte Bäcker ihm nur steinharte Brodchen zusteckte, er wußte kaum, was er genoß. Oft geschah es auch, daß er in der Liebeszerstreutheit an das falsche Fenster klopfte, wo dann Schön-Aenn-

chen von ihrer Arbeit aufsah und ihm anmuthig zulächelte. In solchem Falle vergaß er immer ganz und gar, sich sein Frühstück- und Abendbrod zu kaufen und lief mit hungrigem Magen, aber desto vollerem Herzen heim. Er hatte auch einmal, ermuntert durch ein besonders freundliches Nicken der Heimlichgeliebten, es gewagt, der Schönsten sein Leid in einer zierlich geschriebenen Epistel zu klagen, die er sauber gefaltet zwischen die Resedabüsche schob; aber da Schön-Aennchen nicht zu lesen verstand, so blieb der Zettel ohne Erfolg. Das machte ihn für lange Zeit wieder recht muthlos. Da endlich im Frühling brach seine schüchterne Liebe in helle Blüthen aus, er dichtete sein erstes Lied, einen innigen keuschen Minnegesang für die Erwählte seines Herzens: die erste Strophe lautete:

„Aennchen, Schön-Aennchen ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld!"

Das Lied sang er an einem Maiabende, wo die ganze Natur ein Liebesgedicht war, vor dem Kammerfenster seiner Herzgeliebten, und begleitete die einfach liebe Melodie, die er selbst zu den Worten erfunden, mit der Laute. Eben diese Melodie hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und es dürften wohl wenige Menschen in unserem lieben Deutschland leben,

denen sie nicht einmal herzerfrischend in die Ohren geklungen.

Der weiche schöne Gesang, die zärtlichen Worte verfehlten ihre Wirkung auf das Herz der reizenden Bäckerstochter nicht, sie öffnete ein klein wenig ihr Fensterlein und weinte und schluchzte, daß es bis zu dem verliebten Sänger drang. Meister Valentin vernahm glücklicher Weise keinen Laut; er schlief allnächtlich den Schlaf des Gerechten und eine sorgende Mutter lebte dem Mädchen nicht mehr. Am andern Tage fand schon die alte Magd Martha Gelegenheit, dem jungen Schüler leise zuzuraunen, daß Schön-Aennchen ihm am nächsten Sonntage in der zweiten Nachmittagsstunde ein Dankeswort zu sagen begehre. An Sonn- und Feiertagen gönnte sich nämlich der Bäcker eine tüchtige Mittagsruhe und war während solcher Zeit buchstäblich ein todter Mann. Obgleich nun der glückliche Schüler Simon Dach dazumal fest glaubte, daß der besagte Sonntag diesmal nicht erscheinen könne und sich tausend Mal vorsagte, daß es dem lieben Herrgott, der doch so entsetzlich viele Dinge zu bedenken habe, doch auch einmal passiren könne, daß er im Drange der Geschäfte zuerst diesen Tag herunter zu schicken vergäße, so kam der Sonntag doch. Und nicht allein der Morgen, sondern merkwürdiger Weise sogar die Nachmittagsstunde im Gärtchen. Der Liebende

kam ganz blaß vor Glück zu seiner Holden, welche ihn erröthend und lächelnd empfing und ihm die Fingerspitzen reichte, die er kaum zu berühren wagte. Dann setzte sich Aennchen auf eine niedere Gartenbank, der hübsche Schüler lag zu ihren Füßen und flüsterte auf ihre Bitte ihr die Verse seines Minneliedes zu. Sie sah ihn mit heißen Augen an, legte auch wohl zuweilen die Hand auf sein blondes Haar und sprach die Strophen nach, und wieder und wieder, bis das ganze Lied ohne Stocken sanft und zärtlich von den Lippen floß. Welche Wonne für den Dichter! Er versuchte nun auch die Melodie ihr zu lehren, aber das ging nicht so leicht; Schön-Aennchen hatte kein musikalisches Ohr, sie konnte den einfachen Gang lange nicht begreifen, auch war ihre Stimme etwas scharf und spröde: allein am Schlusse dieses Stelldichein hatte der junge Dichter und Sänger doch die Freude, seinen Gesang wenigstens fehlerlos zu hören. Nun pflückte die Geliebte ihm noch hastig, denn die alte Martha winkte und hustete schon eine Weile, einen Strauß blauer Fliederblumen, streifte mit ihren vollen Lippen die Stirn des Trunkenen und drängte ihn lachend und erglühend zum Gartenpförtchen hinaus mit den Worten: „Kommt wieder am nächsten Sonntage!“

Noch ein flüchtiges Beisammensein war den beiden

gewährt, aber ein bitteres, thränenreiches. Der Jüngling hatte den gemessenen Befehl seines Vaters erhalten, nun ungesäumt nach Wittenberg aufzubrechen, und weil damals die Befehle der Eltern noch heilige Gesetze waren für Kinder jeglichen Alters, so schnürte noch an demselben Tage Simon Dach sein Bündel und trat die große Wanderung nach Wittenberg an. Da nun dieser Reisetag eben der ersehnte zweite Sonntag war, so schlich der Jüngling zur bestimmten Stunde in das Gärtchen und erzählte der Geliebten sein Leid. Mit heißen Thränen nahmen die Liebenden Abschied von einander und konnten sich gar nicht lassen. Gönnt ihnen diese Seufzer und Umarmungen, sie trennten sich ja mit dem Bewußtsein, daß viele Jahre hingehen mußten, ehe sie sich wieder hatten, denn dazumal gab es noch keine Schnellposten und Eisenbahnen und der Trost des Briefwechsels lag auch noch im Argen. Ihr werdet einsehen, daß man in jenen Zeiten zum Lieben und Heirathen sehr viel Zeit brauchte. Unter herzbrechenden Seufzern wiederholten Simon und Schön-Aennchen unzählige Male den Vers:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!"

Endlich sagte der junge Mann:

„Holdſeligſtes Jungfräulein, harret nur getreulich meiner; ſo ich Collaborator oder ſonſt etwas worden bin, hole ich Euch gleich als Hausfrau heim. Wollt Ihr Treue halten?"

„Bis in den martervollen Tod!" antwortete ſie feierlich, ſetzte aber noch ſchnell hinzu: „nur bleibt nicht gar zu lange; bedenkt, ich zähle ſchon zwanzig Jahre!"

Von der Einwilligung des Meiſters Valentin und ähnlichen „Kleinigkeiten" wurde natürlich nicht geſprochen, die verſtand ſich ja von ſelbſt! Wie würde das Vaterherz des Bäckers zu widerſtehen vermögen, wenn der Collaborator wirklich angeritten käme? So meinten wenigſtens die Liebenden im ſtillen.

---

Die furchtbaren Wetterſtürme der Belagerung durch die Kaiſerlichen, endlich durch den ſchrecklichen Tilly, im Jahre 1630 — 1631, zogen über Magdeburg hin. Die Gräuel dieſer ſchweren Zeit hat die Geſchichte aufbewahrt, es kann hier nur unſere Aufgabe ſein, ſie anzudeuten. Die wüthenden Krieger plünderten, raubten, mordeten drei Tage lang ganz nach Gefallen; über 30,000 Menſchen gingen zu Grunde, Hunderte von Jungfrauen, ein gräßlicheres Geſchick ahnend als den Tod, ſtürzten ſich von der Brücke in den Elbſtrom. Ein fürchterliches

Feuer zerstörte fast die ganze Stadt, nur der Dom und etwa 180 Häuser blieben von den Flammen verschont.

Die Kunde von diesen Ereignissen durchlief die Welt; sie drang auch bald nach Königsberg in das stille Stübchen des fleißigen Collaborators, den wir kennen. Er murmelte nun verzweifelt:

„O könnt ich Dir folgen durch Länder und Meer,
Kerker und Eisen und feindliches Heer!"

Im Sommer des Jahres 1636 endlich zog auf einem recht lammfrommen Pferde der Conrector Simon Dach, von Königsberg kommend, in das den Fremden wieder geöffnete Magdeburg ein. Eben genesen von einer langen gefährlichen Krankheit, in die ihn endlich der unablässige Kummer seines zärtlichen Herzens gestürzt, wollte er jetzt, wie er sich sagte, eine heilige Liebespflicht erfüllen und auf dem Grabe der Vielgeliebten weinen. Eine höchst rührende Elegie von zwanzig Versen ruhte in des Conrectors linker Rocktasche, in der rechten hatte ein Immortellenkränzlein einen Platz gefunden, eine lange schwarze Schleife flatterte daran. Denn todt war sie ja, die treue Maid, wer konnte daran zweifeln? Simon Dach hatte nun seit zwölf Jahren keine Kunde von ihr zu erlangen vermocht! Auf der ganzen Reise hatten ihn nur traurige Gedanken begleitet, die traurigsten überfielen ihn aber beim Anblick des Elbstromes. O sie, die lieblichste

aller Jungfrauen, war gewißlich eine der erſten geweſen, die den naſſen Tod geſucht, um die Treue zu halten dem Geliebten! Die Thränen des Conrectors floſſen bei dieſer Vorſtellung. „Getreu bis in den martervollen Tod!“ ſeufzte er bitter; „ach Schön-Aennchen, was iſt meine Liebe gegen die deinige!“

Er achtete beim Weiterreiten kaum auf die zerfallenen Straßen, auf die zahlloſen noch überall ſichtbaren Zeichen entſetzlicher Verwüſtung, er heftete ſeine Augen nur auf den ehrwürdigen Dom, der ja auf ſeines Mädchens Haus herabſah, oder doch auf den Platz, wo es einſt geſtanden. Der gute Vater war elendiglich umgekommen, das wußte er: und ſie? — Jetzt bog er um die Ecke, o Himmel! einige Häuſer ſtanden noch unverſehrt, und unter dieſen — wahrlich es war kein Traum — das Bäckerhaus mit dem ungeheuren Kringel! Mit zitternden Knien ſtieg der Reiſende ab, gab ſeinen Gaul einem Buben zu halten und ſchritt auf das Haus zu. An dem erſten Fenſter lagen noch wie damals die Brode und kleinen Zuckerkuchen, an dem zweiten aber blühten keine Reſedabüſche und kein Goldlack mehr. Vor der Hausthür tummelte ſich eine lärmende Kinderſchaar, und als der Ankömmling in's Haus trat, ſchallte ihm aus dem Verkaufszimmer eine etwas kreiſchende Stimme entgegen; ſie ſang:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!"

Zaghaft, ach, gewaltig zaghaft, fiel bei der letzten Strophe ein weicher Tenor ein, der aber noch obendrein zitterte; in demselben Moment öffnete eine Frau die Thür, eine ganz außerordentlich dicke, leiblich hübsche Frau, und flog dem Sänger ohne irgend eine Einleitung mit einem Schrei an den Hals. Der Conrector taumelte, aber weniger von der Last, die so plötzlich auf ihn fiel, als vielmehr vor Schreck, daß er in dieser kugelrunden Erscheinung sein Aennchen erkennen mußte.

Wenige Worte erklärten den Zusammenhang. Der Collaborator hatte wirklich zu lange auf sich warten lassen und die Kriegsnoth nebst allerlei Abenteuern Schön-Aennchen auf ernstliche Heirathsgedanken gebracht. Sie gab mit vollster Bewilligung des Vaters einem reichen Bäckerssohne die Hand, der die Bäckerei des alten Valentin fortsetzte. Der dicke Bäckermeister wiegte noch den ersten Enkel auf den Knien; kurze Zeit darauf verschlief er sich aber eines Sonntag Nachmittags dermaßen, daß er sich in den Tod schlief: der Schlag hatte ihn getroffen.

Nur wenige Stunden verweilte der Conrector aus Königsberg unter dem Dache seiner ehemaligen Geliebten; dann bestieg er seinen treuen Klepper, reichte wei-

land Schön-Aennchen die Hand, die weinend an der Hausthür stand und ihm noch ein Päcklein „Tilly-Kuchen“ und „Schwedenbröbchen“ in den langen Mantelsack geschoben und sagte, sich herabbeugend, leise und mild zu ihr:

„Hättet Ihr besser das Verslein behalten, das wir uns damals beim Abschied zugesprochen, so würden wir beide jetzt wohl andere Thränen weinen!“

Als er wieder an die Elbe kam, zog er Kranz und Elegie aus den Taschen und schleuderte beides in den Strom. Indem er ihnen nachschaute, wie sie so rasch dahintrieben, ertappte sich das beste Herz von der Welt auf dem Wunsche: „O lägst Du nur tief da unten, Schön-Aennchen, so hätte ich doch meine schöne Liebe noch.“

Sobald er nach Königsberg kam, strich er in dem Minneliede, das er einst für das reizende Mädchen gedichtet, die Worte: „Schön-Aennchen“, und ersetzte sie durch den fremdklingenden Namen:

„Aennchen von Tharau“.

---

Daß diese einfache Erzählung aus dem Munde des hochverehrten und geliebten Pathen auf das bräutliche Königsberger Aennchen den tiefsten Eindruck machte, war vorauszusehen; sie sparte die Thränen nicht und drückte wiederholt die Hände ihres Bräutigams. In ihrem ganzen langen Leben vergaß sie keinen Augenblick den schö-

nen zweiten Vers und seine Nutzanwendung zur großen Befriedigung ihres nachherigen Gatten, des braven Magisters.

Am nächsten 20. Juli brachte die junge Frau einen eben so großen Blumenstrauß ihrem lieben Pathen in sein stilles Stübchen; nur hatte sie etwas weiter zu gehen, denn er war ausgezogen seit mehreren Monaten, sein neues Haus hatte ein niederes Dach von grünem Rasen, aber schöne Gräser und Blumen sproßten darauf. Drinnen lag denn der freundliche Mann, fest zugedeckt, und schlief jenen seltsamen Schlaf, der so wunderbar süß ist, daß noch kein Menschenkind, dessen Augenlider er berührte, jemals daran gedacht hat zu erwachen.

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In gleicher Ausstattung der vorliegenden ersten Reihe der Musikalischen Märchen sind noch folgende vier Bände erschienen:

Elise Polko,

# Musikalische Märchen,

## Phantasien und Skizzen

### Zweite Reihe.

10. Auflage.

**Inhalt:** Ein Ehrengedächtniß: Wilhelmine Schröder-Devrient. — Rothe und weiße Rose: Caroline und Margarethe Schwan. — Ein unbekanntes Grab: Emanuel Astorga. — Der letzte Gambenspieler: C. Fr. Abel. — Der blöde Schäfer: J. G. Schicht. — Der neue Hans Sachs: Reinhold Lenz. — Die Handorgel der Urahne: Joh. Gottfr. Arnold. — Der kleine Jean Baptiste: Lully. — Das Bienenliedchen: Karl Zöllner. — Ein Sonntagskind: Elisabeth Kulmann. — Der Bückeburger (Joh. Chr. Friedr.) Bach. — Der Londoner (Joh. Christian) Bach. — Der hübsche Musikmeister: W. Herschell. — Der stille Student: Joh. Ad. Hiller. — Eine lustige Reise: Dittersdorf. — Eine Ueberraschung: Minna Brandes. — Das unterbrochene Opferfest: P. Winter.

### Dritte Reihe.

7. Auflage.

**Inhalt:** Wandernde Musikanten: Aus den Zeiten der Troubadours. — Künstler-Wandelungen: Franz Liszt. — Verblüht: Großfürstin Alexandra. — Ein Doppelstern am Kunsthimmel: Robert und Klara Schumann. — Nach dem ersten Debüt: Anna Milder. — Ein verstummter Sänger: Fl. v. Zuccalmaglio. — Der Engel von Brabant: Francesco de Minde. — Die alte Lehrmethode: Quantz. — Flauto solo: Gottfr. Pepusch. — Die Nachtigall von Hohenasperg: Marianne Pirker. — Der alte Bach kommt. — Fred. Chopin. — Eine Reliquie: Paganini. — Ein Musikabend beim Prinzen Louis Ferdinand. — Wer soll singen: Sophie Arnould. — Ein zertretenes Leben: Doris Ritter. — Aus dem Jugendleben eines prinzlichen Musikers:

Prinz Woldemar von Holstein. — Aus dem Leben eines Unvergeßlichen: G. F. Händel. — Eine Mendelssohn-Erinnerung. — Ein singender König: Henri IV — Die musikalischen Töchter Ludwigs XV. — Ein altes Clavier (im Schlosse zu Weimar). — Eine kleine Rache: Hypolyte Clairon. — Eine decorirte Sängerin: Vittoria Tesi. — Die Erfinder der Barcarole: Salv. Apolini. — Porpora in Dresden 1744. — Ein alter Musikantenvers. — Aus tiefem Dunkel. — Am Hörselberge: Joh. Wilh. Häßler.

---

# Künstlermärchen und Malernovellen.

## Zweite veränderte Auflage

der früher in 2 Bänden unter dem Titel „Aus der Künstlerwelt" erschienenen Sammlung.

**Inhalt:** Die fremde Schwester: van Eyck. — Treue Liebe: Hans Hemmling. — Der Rubensstuhl: P. P. Rubens. — Gemalte Blumen: Daniel Seghers. — Das Damastkleid: Jan Mabuse. — Die Todesprobe: David Teniers. — Das Bild des heiligen Martin: Anton van Dyck. — Madonna mit dem kranken Kinde: Hans Holbein. — Die Heirath eines Jünglings mit einer häßlichen Frau: Lucas Cranach. — Die unbezähmte Widerspänstige: Albrecht Dürer. — Der arme Illuminist: Veit Gerhards. — Die beiden Marien: Johannes van Schorel. — Katharina Weytens: Hugo van der Goes. — Der furchtsame Martin: Martin von Hemskerken. — Wer wagt gewinnt: Rembrandt van Ryn. — Vater und Sohn: David und Cornelis de Hem. — Der Bildernarr: Ludgero Tomring. — Die Schattenriß-Schneiderin: Elisabeth Fischer. — Wozu das Fortlaufen gut: Claude Lorrain. — Das Weib des Giorgione.

---

# Neue Künstlermärchen.

**Inhalt:** Vorübergeschwebt: Adele Grantzow. — Aus der Welt der Arbeit, die auf Schönheit geht: Städel'sches Museum. — Ein Atelier im Nahethal: C. und R. Cauer. — Schreibtisch-Reliquien: J. Dinglinger. — Ein Dom auf hohem Felsen: Limburg. — Stille Arbeit: Carl Greiner. — Aus einem Brautstrauß: A. Lwoff. — Lieder und Blumen. — Aus der Reliquienkammer eines Sammlers. — Was eine zerrissene Saite erzählt: A. Lwoff. — Vom Königssee. — Nachbarskinder. — Spielzeug von Berchtesgaden. — Von verstummten Harfen. — Getreu bis in den Tod. — Neue und alte Zaubergeigen: P. Nardini. — Ein kleiner Schuh: G. Thevenard. — Das Haus Gluck's. — Sie ist unmöglich: G. Mara. — Ein Erinnerungsblatt:

F. v. Holstein. — Vom Katzen-Raphael: G. Mind. — Nach Italien: J. C. Ridinger. — Ein Genie am Pfluge: Mintrop. — Eine Silbermann'sche Orgel. — Mondscheinhaus: M. von Schwind. — Eine wunderliche Fuge: G. Teleman. — Ein Zeichenstift: J. Koch.

Jeder der vorstehenden Bände in dunklem Einband mit Deckenvergoldung M. 6.75, — roth gebunden mit Goldschnitt M. 7.50.

# Vom Gesange.

Musikalische Winke und Lebensbilder

von

**Elise Polko.**

**Zweite Auflage.**

br. M. 4.50, eleg. gebn. M. 5.50, mit Goldschn. M. 6.—

# Frauenliebe und Dichterleben.

Ein literarisches Album für die deutsche Frauenwelt.

Herausgegeben von

Dr. **C. Vogel.**

weiland Director der I. Bürgerschule in Leipzig.

Zweite Auflage, neu bearbeitet

von

**Julie Pohmke,**

geb. Vogel.

kl. 8. Elegant geb. M. 8.50.

**Inhalt:** Italienische Dichter: Francesco Petrarca und Laura. — Dante Alighieri und Beatrice. — Lorenzo de' Medici und Lucrezia Donati. — Michelangelo Buonarrotti und Vittoria Colonna. — Torquato Tasso und Leonore d'Este. — Englische und schottische Dichter: Geoffrey Chaucer und Philippa Picard. — Jacob I., König von Schottland und Jane Beaufort. — Edmund Spenser und Elisabeth. — Robert Burns und Bonnie Jean. — Lord Byron und

Teresa Guiccioli. — Deutsche Dichter: Friedrich Gottlieb Klopstock. — Wolfgang Goethe und Friederike. — Friedrich Schiller und Lotte. — Novalis und Sophie. — Ernst Schulze und Cäcilie.

---

## Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.

Von

**Claire von Glümer.**

Mit Portrait in Stahlstich und Facsimile.

8. geh. M. 3.—, gebdn. M. 3.60.

---

## Vom Musikalisch-Schönen.

Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst

von

**Dr. Eduard Hanslick.**

Sechste verbesserte Auflage.

Eleg. geh. M. 3.—, in feinem Halbfranz M. 4.50.

---

## Joh. Ludw. Runeberg,

## Ausgewählte Gedichte

übertragen von

**Dr. Max Vogel.**

Mit Runeberg's Bildniß.

brosch. M. 3.60, eleg. gebdn. M. 4,80.

Das vorliegende Buch umfaßt eine Auswahl der lyrischen Gedichte R.'s, vier kleinere epische Dichtungen und vier Legenden. Der Uebersetzer hat die Originale durchweg in edler fließender Sprache wiedergegeben, die dem deutschen Leser den vollen Genuß dieser schönen Dichtungen ermöglicht. (Voss. Ztg.)

---

# Karoline Neuber

und

## ihre Zeitgenossen.

**Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte**

von

**Joh. Fr. Frh. v. Reden-Esbeck.**

gr. 8. 357 Seiten mit 7 Beilagen

(Portrait, Facsimile von Briefen der C. N., alten Theaterzetteln ꝛc.)

1881. Eleg. cart. Preis M. 12.

Erste, durchaus urkundliche Darstellung des Lebens und Wirkens dieser verdienstvollen Frau, der Begründerin der deutschen Bühne der neueren Zeit.

---

# Dänische Volksmärchen.

**Nach bisher ungedruckten Quellen bearbeitet**

von

**Svend Grundtvig.**

Deutsch von

**Wilibald Leo** und **Ad. Strodtmann.**

2 Bände à M. 4.—, gebdn. M. 5.20.

. . . . Eine frische, gleichsam im Hauch des kräftigen Seewindes bewährte und erstarkte Naturwüchsigkeit und Einfachheit gibt diesen ansprechenden Erzählungen ihr Gepräge . . . . Der schlichte Ton des Volksmärchens ist vorzüglich getroffen und übt auch in der höchst gelungenen Uebersetzung den vollen Reiz der kindlichen Naivität u. s. w. (Mag. f. Lit. d. Ausl.)

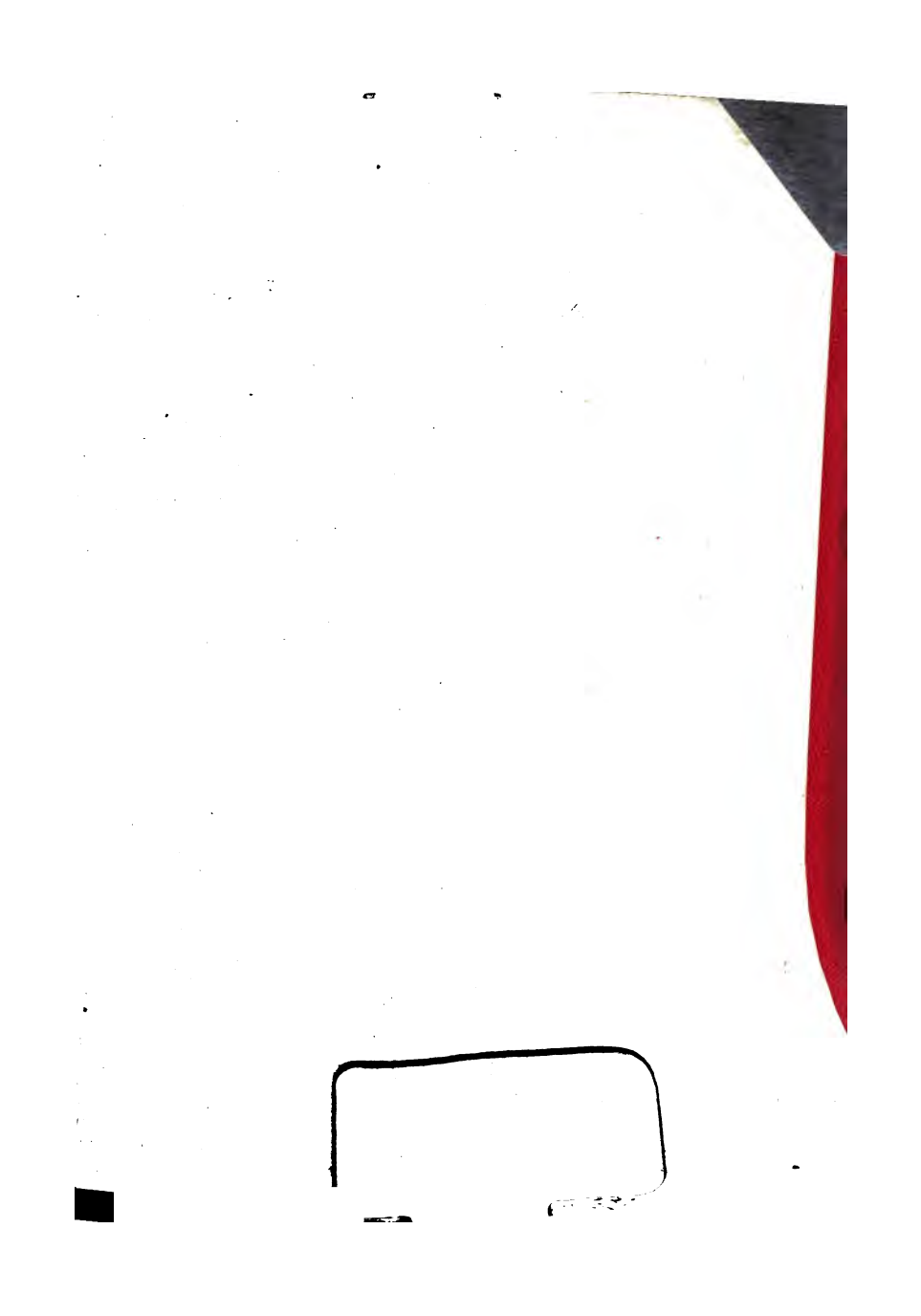
Memoiren
eines
# Theekessels.
Vom Verfasser
der
„Sommersprossen".
270 Seiten kl. 8°. 1882. M. 3.—, Geb. M. 3.60.

---

# König Winter.
Ein Märchen
von
**Ad. Katsch.**
12°. In illustr. Umschlag M. 2.50.

---

**Altes Gold, deutsche Minne aus alter Zeit,**
Sprüche und Lieder der Minnesinger in neuhochdeutscher Uebertragung von A. Strösse.

*Diese drei Bdchn. in altertümlich. Ausstattung und angemessen verziert.*

**Drei Märchendichtungen:** Dornröschen — Die sieben Raben — Melusine. Von Livius Füss.
*Pergamentbänden haben ungetheilten Beifall in feineren Kreisen gefunden. Inhalt u. Ausstattung machen dieselben vorzüglich zu kleinen Geschenken, auch an Damen geeignet. Preis à Bdchn. 4 M. 50 Pf.*
*(Verlag von J. A. BARTH in Leipzig.)*